

**Christopher
Moore**
Flossen weg!
Roman



GOLDMANN
MANHATTAN

Christopher Moore
Flossen weg

scanned 2005/V1.0
corrected by bw

Seit Jahren versucht der Meeresbiologe Nate Quinn zu ergründen, warum Buckelwale singen. Endlich scheint er kurz vor der Auflösung des Rätsels zu stehen, als plötzlich seltsame Dinge geschehen. Eine riesige Schwanzflosse taucht aus dem Meer auf mit der deutlichen Aufschrift: Flossen weg! Und derselbe Wal versucht mehrmals über das Telefon bei Nate ein Pastrami-Sandwich zu bestellen. Nate glaubt seinen Verstand zu verlieren, bis er der Bitte nachkommt und in die wundersame Welt der Wale hinabtaucht ...

ISBN: 3-442-54208-1

Original: Fluke – Or, I Know Why the Winged Whales Sings (2003)

Deutsch von Jörn Ingwersen

Verlag: Manhattan

Erscheinungsjahr: 1. Auflage 2005

Umschlaggestaltung: Design Team München

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Der Meeresbiologe Nate Quinn ist verliebt – in die majestätischen Buckelwale, die seit Millionen von Jahren das Meer mit ihren geheimnisvollen Gesängen bevölkern. Doch warum, um alles in der Welt, singen Buckelwale? Dieser Frage geht Nate Quinn seit Jahren zusammen mit seinem Team nach, doch ihrem Geheimnis ist er noch keinen Schritt näher gekommen. Eines Tages aber, als Nate wieder einmal mitten im Meer auf seinem Boot den Beobachtungsposten bezieht, traut er seinen Augen nicht: Nur wenige Schwimmzüge von ihm entfernt, taucht die riesige Schwanzflosse eines Buckelwals auf – und auf dieser Flosse ist groß und deutlich lesbar geschrieben: Flossen weg! Nate glaubt zunächst, einen Sonnenstich erlitten zu haben, aber als derselbe Buckelwal bei ihm ein Pastrami-Sandwich bestellt, scheint er gar den Verstand verloren zu haben. Erst als Nate der Bitte tatsächlich nachkommen möchte, ist die Auflösung des Rätsels, warum Wale singen, in greifbarer Nähe – zumindest für ihn, denn der Wal führt ihn an den wohl entlegensten Ort der Welt: 623 Fuß unter dem Meeresspiegel, irgendwo vor der Küste Chiles, liegt die verborgene Unterwasserstadt Gooville ...

Autor

Der ehemalige Journalist Christopher Moore arbeitete als Dachdecker, Kellner, Fotograf und Versicherungsvertreter, bevor er anfing, Romane zu schreiben. Er wird von der Kritik zu Recht immer wieder mit Douglas Adams und Terry Pratchett verglichen. Seine Romane haben in Amerika längst Kultstatus, und auch im deutschsprachigen Raum wächst die Fangemeinde beständig. Christopher Moore liebt – nach eigenen Angaben: den Ozean, Elefanten-Polo, Käsecracker, Acid Jazz und das Kraulen von Fischottern. Er mag aber weder Salmonellen noch Autoverkehr und erst recht nicht gemeine Menschen. Christopher Moore lebt in Cambria, Kalifornien.

Für Jim Darling, Flip Nicklin und Meagan Jones: außergewöhnliche Menschen, die außergewöhnliche Arbeit leisten

ERSTER TEIL

DAS LIED

*Ein Meer ohne seine namenlosen Ungeheuer wäre wie ein
Schlaf ohne Träume.*

John Steinbeck

*Die Wissenschaft ist nichts weiter
als ein Regelsystem, das uns daran hindern soll, einander zu
belügen.*

Ken Norris

1

Groß und schlüpfrig. Nächste Frage?

Amy nannte den Wal »Pummelchen«.

Er war sechzehn Meter lang, breiter als ein Stadtbus und wog vierzig Tonnen. Ein wohlplatzierter Schlag seiner mächtigen Schwanzflosse könnte das Fiberglasboot mühelos zersplittern, und an die Besatzung würden nur noch rote Pfützen in den Fluten vor Hawaii erinnern. Amy beugte sich über die Reling und ließ das Hydrophon zum Wal hinunter. »Guten Morgen, Pummelchen« sagte sie.

Nathan Quinn schüttelte den Kopf. Er musste aufpassen, dass ihm bei Amys zuckersüßem Getue nicht übel wurde, während er verstohlen einen Blick auf ihren Hintern warf und sich dabei ein wenig schäbig fühlte. Wissenschaft konnte eine komplexe Angelegenheit sein. Nate war Wissenschaftler. Amy war ebenfalls Wissenschaftlerin, aber in Khaki-Shorts sah sie einfach umwerfend aus, rein wissenschaftlich betrachtet.

Unter ihnen sang der Wal, und das Boot vibrierte bei jedem Ton. Vorn am Bug fing die Reling an zu summen, und Nate spürte, wie die tieferen Töne in seinem Brustkorb widerhallten. Der Wal war bei einem Teil des Liedes angekommen, den man »die grünen Melodien« nannte, eine lange Tonfolge, die sich anhörte, als kurvte ein Krankenwagen durch Wackelpudding. Ein weniger geübter Zuhörer hätte vielleicht angenommen, der Wal sagte »Hallo« und freute sich des Lebens, wollte alle Welt wissen lassen, dass es ihn gab und er gut drauf war, aber Nate war ein erfahrener Zuhörer, vielleicht der erfahrenste von allen, und für seine geübten Ohren klang es, als sagte der Wal ... tja, im Grunde hatte er keine Ahnung, was der Wal eigentlich sagte. Deshalb dümpelten sie ja hier draußen vor Maui in einem kleinen Motorboot herum und würgten um sieben Uhr morgens

ihr Frühstück herunter: Niemand wusste, wieso die Buckelwale sangen. Seit fünfundzwanzig Jahren belauschte, beobachtete, fotografierte Nate die Tiere und piekste sie mit Stöcken, aber er hatte immer noch keine Ahnung, wieso sie eigentlich sangen.

»Er ist bei seinen ›Ribbits‹«, sagte Amy, als sie den Teil des Walgesangs erkannte, der normalerweise kam, kurz bevor das Tier auftauchte. »Rabbit« war der wissenschaftliche Begriff für dieses Geräusch, denn genau so hörte es sich an – wie ein Quaken. Wissenschaft konnte manchmal ganz einfach sein.

Nate spähte über die Reling und sah den Wal, der etwa fünfzehn Meter unter ihnen kopfüber im Wasser hing. Fluke und Brustflossen waren weiß, ein leuchtend blaues V im dunkelblauen Wasser. Das große Tier lag still, als schwebte es durchs All, wie der letzte Wächter einer ausgestorbenen Rasse Weltraumreisender, nur gab es Laute von sich, die eher zu einem daumen-großen Baumfrosch als zu einer archaischen Superrasse gepasst hätten. Nate lächelte. Er mochte die »Ribbits«. Der Wal schlug einmal kurz mit seinem Schwanz und war für Nate nicht mehr zu sehen.

»Er kommt rauf«, sagte Nate.

Amy nahm ihre Kopfhörer ab und griff sich die vollautomatische Nikon mit dem 300 mm-Objektiv. Eilig zog Nate das Hydrophon hoch und rollte das nasse Tau am Boden vor seinen Füßen auf. Er wandte sich dem Kontrollpult zu und ließ den Motor an.

Dann warteten sie.

Hinter sich hörten sie einen Wal ausblasen. Beide fuhren herum und sahen eine Säule aus Wasserdampf in der Luft hängen, aber sie war weit entfernt, gut dreihundert Meter hinter ihnen, zu weit, als dass es ihr Wal sein konnte. Das war das Problem mit diesen Gewässern zwischen Maui und Lanai. Es gab dort so viele Wale, dass es oft nicht einfach war, den einen,

den man beobachtete, von den hunderten anderer zu unterscheiden. Die Menge der Tiere war Segen und Fluch zugleich.

»Ist das da unser Bursche?«, fragte Amy. Alle Sänger waren männlich. Zumindest soweit sie wussten. Die DNS-Tests hatten es ergeben.

»Glaub ich nicht.«

Weiter links blies noch einer aus, erheblich näher. Nate konnte die weiße Fluke, die beiden Schaufeln seiner Schwanzflosse, unter Wasser sehen, selbst auf hundert Meter Entfernung. Amy startete ihre Stoppuhr. Nate schob den Gashebel nach vorn, und schon waren sie unterwegs. Amy drückte ein Knie gegen die Konsole, um sich abzustützen, und hielt die Kamera auf den Wal gerichtet, während das Boot durch die Wellen pflügte. Drei-, viermal würde er ausblasen, dann seine Fluke zeigen und abtauchen. Amy musste bereit sein, wenn der Wal tauchte, um ein gutes Bild von seiner Schwanzflosse zu bekommen, damit er identifiziert und katalogisiert werden konnte. Als sie bis auf dreißig Meter herangekommen waren, nahm Nate Gas weg und hielt das Boot in Position. Noch einmal blies der Wal, und sie waren so nah dran, dass sie etwas von dem Sprühnebel abbekamen. Er stank nicht nach Fisch und Mundgeruch wie die Wale, mit denen man es in Alaska zu tun hatte. Buckelwale fraßen nichts, wenn sie vor Hawaii waren.

Der Wal zeigte seine Fluke, und Amy schoss zwei Bilder mit der Nikon.

»Braver Junge«, sagte Amy zu dem Wal. Sie drückte ihre Stoppuhr.

Nate stellte den Motor ah, und das Boot schaukelte in der sanften Dünung. Er warf das Hydrophon über Bord, dann drückte er den Aufnahmeknopf am Rekorder, der mit einem elastischen Band am Pult befestigt war. Amy legte die Kamera auf den Sitz vor dem Pult, dann nahm sie ihr Notizbuch aus der wasserdichten Tasche.

»Er ist bei genau sechzehn Minuten«, sagte Amy, checkte die Tauchzeit, hielt sie in ihrem Notizbuch fest und schrieb Zeit und Bildziffern auf den Film, den sie eben verschossen hatte. Nate las ihr die laufende Nummer vom Rekorder vor, dann Längen- und Breitengrad vom tragbaren GPS-Gerät. Amy legte die Aufzeichnungen weg, und sie lauschten. Diesmal waren sie nicht direkt über dem Wal, konnten ihn aber aus den Lautsprechern des Rekorders singen hören. Nate setzte seine Kopfhörer auf und lehnte sich zurück.

So war das mit der Feldforschung. Augenblicke frenetischer Aktivität, gefolgt von endlosen Phasen des Wartens. (Nates erste Ex-Frau hatte einmal angemerkt, das sei in ihrem Sexualleben auch nicht anders gewesen, aber da waren sie schon nicht mehr zusammen, und sie hatte ihm nur eins auswischen wollen.) Im Grunde war es mit dem Warten vor Maui nicht so schlimm ... zehn, fünfzehn Minuten am Stück. Als er im Nordatlantik über Glattwale geforscht hatte, musste Nate manchmal wochenlang warten, bis er einen Nordkaper fand, den er beobachten konnte. Normalerweise nutzte er die Tauchzeit, um darüber nachzudenken, ob er sich nicht besser einen richtigen Job hätte suchen sollen, einen, bei dem man auch Geld verdiente und die Wochenenden frei hatte, oder wenigstens irgendwas, bei dem die Ergebnisse seiner Arbeit greifbarer waren, wie etwa beim Versenken von Walfangsschiffen – als Pirat und Retter.

Heute gab sich Nate alle Mühe, Amy nicht dabei zu beobachten, wie sie sich mit Sonnencreme einrieb. Amy war eine Schneeflocke im Land der Sonnenbräune. Die meisten Walforcher verbrachten viel Zeit unter freiem Himmel, auf dem Wasser – größtenteils ein unerschrockener Haufen, der gern an der frischen Luft war, Leute, die ihre von Wind und Sonne gegehrten Gesichter wie Kriegsveteranen stolz zur Schau trugen. Es gab nur wenige ohne diesen semipermanenten Waschbären-Look um die Augen und sonnengebleichtes Haar oder so eine schuppige, kahle Stelle am Hinterkopf. Amy dagegen hatte

milchweiße Haut und glattes, kurzes, schwarzes Haar, so dunkel, dass manche Strähnen in der Sonne Hawaiis blau leuchteten. Sie trug kastanienbraunen Lippenstift, was in dieser Umgebung so atemberaubend unpassend wirkte, dass es schon fast komisch war. Sie sah aus wie die Königin der pazifischen Gruftis, was tatsächlich auch einer der Gründe war, weshalb ihre Anwesenheit Nate derart verwirrte. (Er sagte sich: Ein wohlgeformter Hintern – selbst halb nackt – war nur ein wohlgeformter Hintern, aber hängte man einen wohlgeformten Hintern an eine blitzgescheite Frau und fügte einen Hauch Unbeholfenheit hinzu, schon hatte man ... na ja, Probleme.)

Nate sah nicht hin, als sie den Sonnenschutzfaktor 50 auf ihren Beinen verrieb, auf Knöcheln und Füßen. Er sah nicht hin, als sie sich auszog – bis auf ihr Bikinioberteil – und Sonnencreme über Brust und Schultern verteilte. (Die Tropensonne kann einen sogar versengen, obwohl man Kleider trägt.) Vor allem aber achtete Nate nicht darauf, wie sie seine Hand nahm, Sonnencreme hineinspritzte, sich dann umdrehte und ihm bedeutete, dass er sie auf ihrem Rücken verteilen sollte, was er auch tat – wobei er sie nicht näher beachtete. Professionelle Zurückhaltung. Er war bei der Arbeit. Er war Wissenschaftler. Er lauschte dem Lied des *Megaptera novaeangliae* (»Großer Flügel von Neuengland« hatte ein Wissenschaftler diesen Wal getauft und damit eindeutig bewiesen, dass Wissenschaftler zu viel trinken), und er war keineswegs verzaubert von ihrem bezaubernden Hintern, da er in der Vergangenheit schon vergleichbare Daten gesammelt und ausgewertet hatte. Nates Analyse zufolge verwandelten sich bezaubernde Hintern in 66,666 Prozent aller Fälle in Ehefrauen, und Ehefrauen verwandelten sich in exakt 100 Prozent aller Fälle in Ex-Ehefrauen – plus/minus fünf Prozent, was auf den nachehelichen Sex zurückzuführen war.

»Soll ich's dir machen?«, fragte Amy und streckte die Hand aus, mit der sie am meisten Erfahrung im Verreiben von Sonnencreme hatte.

Geh gar nicht erst darauf ein, dachte Nate, nicht mal im Scherz. Eine falsche Antwort auf so einen Satz, und schon konnte man seine Stellung an der Universität verlieren, wenn man denn eine hätte, was bei Nate nicht der Fall war, aber trotzdem ... Daran dachte man nicht einmal.

»Nein, danke, dieses Hemd hat extra einen eingewebten UV-Schutz«, sagte er und stellte sich vor, wie es wäre, wenn Amy es ihm machte.

Misstrauisch musterte Amy sein ausgewaschenes T-Shirt mit der Aufschrift WE LIKE WHALES CONFERENCE '89 und verteilte den Rest Sonnencreme an ihrem Bein. »Ach was«, sagte sie.

»Weißt du, ich wünschte wirklich, ich könnte rausfinden, wieso die Burschen singen«, sagte Nate, nachdem der Kolibri seiner Gedanken sämtliche Blumen im Garten gekostet hatte und wieder bei diesem Plastikgänseblümchen angekommen war, das einfach keinen Nektar geben wollte.

»Echt wahr?«, erwiderte Amy todernst und dennoch lächelnd. »Aber wenn du es rausgefunden hast, was machen wir dann morgen?«

»Herumprahlen«, antwortete Nate grinsend.

»Ich würde den ganzen Tag lang tippen, Ergebnisse analysieren, Fotos vergleichen, Tonaufnahmen archivieren ...«

»Uns ein paar Donuts holen«, fügte Nate hilfreich hinzu.

Amy fuhr fort, zählte die Liste an den Fingern ab: »... leere Tonbänder besorgen, die Autos und Boote waschen, rüber zum Fotolabor laufen -«

»Nicht so eilig«, unterbrach Nate.

»Wie? Du willst mir die Freude vorenthalten, rüber zum Fotolabor zu laufen, während du dich im wissenschaftlichen Ruhm sonnst?«

»Nein, du darfst zum Labor laufen, aber Clay hat jemanden eingestellt, der die Autos und Boote wäscht.«

Eine zarte Hand wanderte zu ihrer Stirn, als wäre sie einer Ohnmacht nah, die Südstaatenschönheit, von Schwermut umfangen. »Wenn ich falle und über Bord gehe, lass mich nicht ertrinken.«

»Weißt du, Amy«, sagte er, während er die Armbrust auspackte, »ich weiß nicht, wie ihr es in Boston gehalten habt, aber in der Verhaltensforschung wird von Assistenten eigentlich nur erwartet, dass sie sich über erniedrigende Hilfsarbeiten beklagen. So war es, als ich dabei war, so ist es seit Jahrhunderten, immer schon. Selbst Darwin hatte jemanden auf der *Beagle*, der ihm die toten Vögel archiviert und die Karteikarten sortiert hat.«

»Hatte er nicht. Darüber habe ich nie was gelesen.«

»Natürlich nicht. Niemand schreibt über Forschungsassistenten.« Wieder grinste Nate, feierte seinen kleinen Sieg. Er merkte, dass er seinen Pflichten dieser Assistentin gegenüber nicht ausreichend nachkam. Clay, sein Partner, hatte sie vor gut zwei Wochen eingestellt, und mittlerweile hätte Nate sie eigentlich terrorisieren müssen. Stattdessen hatte sie ihn im Griff wie einen Sklaven bei Starbucks.

»Zehn Minuten«, sagte Amy mit einem Blick auf den Timer ihrer Uhr. »Willst du auf ihn schießen?«

»Es sei denn, *du* möchtest.« Nate legte den Pfeil in die Armbrust. Er stopfte den Anorak, in den sie die Armbrust »einwickelten«, unter die Konsole. Es war politisch höchst unkorrekt, im Hafen von Lahaina eine Waffe bei sich zu führen, um damit auf Wale zu schießen, und deshalb versteckten sie die Armbrust im Anorak und taten, als hing die Jacke auf einem Bügel.

Amy schüttelte heftig den Kopf. »Ich fahre das Boot.«

»Du solltest es ruhig lernen.«

»Ich fahre das Boot«, wiederholte Amy.

»Niemand fährt das Boot.« Zumindest kein anderer als Nate. Zugegeben, die *Constantly Baffled* war nur ein Acht-Meter-Mako-Speedboot, und an einem windstillen Tag wie heute hätte selbst ein aufgeweckter Vierjähriger damit umgehen können. Trotzdem: Er fuhr dieses Boot. Niemand anders. Männer empfanden nun mal erhebliches Unbehagen bei dem Gedanken, dass eine Frau Gewalt über ein Speedboot oder gar eine Fernsehfernbedienung haben möchte.

»Er kommt rauf«, sagte Nate. Sie hatten jetzt eine Aufnahme des gesamten, sechzehnminütigen Liedes. Er stoppte den Rekorder und zog das Hydrophon herauf, dann ließ er die Maschine an.

»Da«, sagte Amy und deutete auf die weißen Flossen und die Fluke, die sich unter Wasser bewegten. Der Wal blies nur zwanzig Meter vor ihrem Bug aus. Nate gab Vollgas. Amy wurde glatt von den Füßen gerissen und klammerte sich gerade noch rechtzeitig an die Reling neben der Ruderkonsole, als das Boot einen Satz nach vorn machte. Nate blieb rechts neben dem Wal, kaum zehn Meter abseits, als das Tier zum zweiten Mal auftauchte. Er hielt das Ruder mit der Hüfte, hob die Armbrust an und schoss. Der Bolzen prallte von dem gummiartigen Rücken ab. Wie eine bleistiftgroße Plätzchenform trennte die hohle Spitze Haut und Fettgewebe heraus, bis das breite Plastikende ein weiteres Eindringen verhinderte.

Der Wal hob seinen Schwanz aus dem Wasser und schlug ihn in die Luft, gab ein Geräusch von sich, als knackte ein mächtiges Gelenk, als er die massigen Schwanzmuskeln anspannte.

»Er ist genervt«, sagte Nate. »Nehmen wir eine Messung vor.«

»Jetzt?«, fragte Amy. Normalerweise warteten sie den nächsten Tauchzyklus ab. Offensichtlich fürchtete Nate, der Wal könnte weiterziehen, obwohl sie erst die Hautprobe genommen

hatten. Sie konnten ihn verlieren, bevor eine Größenmessung vorgenommen war.

»Jetzt. Ich schieße, du bedienst den Entfernungsmesser.«

Nate nahm das Gas zurück, damit er die Schwanzflosse auch wirklich ganz in den Sucher bekam, wenn der Wal abtauchte. Amy schnappte sich den lasergesteuerten Entfernungsmesser, der aussah wie ein Fernglas für Zyklopen. Indem sie genau ermittelten, wie weit der Schwanz entfernt war, und diesen Wert mit der Schwanzgröße auf dem Bild verglichen, konnten sie die Grüße des Tieres relativ genau berechnen. Nate hatte einen Algorithmus gefunden, mit dem sie die Länge eines Wales mit 98%iger Genauigkeit ausrechnen konnten. Noch vor wenigen Jahren hatten sie im Flugzeug sitzen müssen, wenn sie wissen wollten, wie lang ein Tier war.

»Fertig«, sagte Amy.

Der Wal blies aus und wölkte seinen Rücken zu einem hohen Buckel auf, als er sich zum Tauchen bereitmachte (deshalb nannte man sie »Buckelwale«). Amy richtete den Entfernungsmesser auf den Walrücken. Nate hielt das Teleobjektiv auf dieselbe Stelle, und die kleinen Motoren zur Autofokussierung summten leise, glichen die Bewegungen des Bootes aus.

Der Wal zeigte seine Fluke, hob den Schwanz hoch in die Luft, und dort sah man – statt der markanten, schwarzweißen Zeichnung, nach der Buckelwale identifiziert wurden – in dreißig Zentimeter hohen schwarzen Buchstaben die Worte FLOSSSEN WEG!

Nate drückte den Auslöser. Vor Schreck fiel er rückwärts in den Kapitänssitz und riss dabei den Gasgriff nach hinten. Die Nikon sank auf seinen Schoß.

»Ich glaub's nicht!«, rief Nate. »Hast du das gesehen?«

»Was gesehen? Ich hab hier dreiundsiebzig Fuß«, sagte Amy, während sie den Entfernungsmesser abnahm. »Von da, wo du bist, wahrscheinlich sechsundsiebzig. Was waren deine Bildzif-

fern?« Sie griff nach dem Notizbuch, als sie sich zu Nate umdrehte. »Bist du okay?«

»Alles klar. Bild Nummer sechsundzwanzig, aber ich hab ihn verpasst«, log er. Sein Hirn blätterte in einem gewaltigen Stapel Karteikarten, durchforstete eine Million Artikel, die er gelesen hatte, suchte eine Erklärung für das, was er eben gesehen hatte. Es konnte unmöglich wahr sein. Der Film würde es beweisen.

»Dir ist keine ungewöhnliche Zeichnung aufgefallen, als du das Foto gemacht hast?«

»Nein, dir?«

»Nein, vergiss es.«

»Ganz ruhig, Nate. Wir kriegen ihn, wenn er wieder hochkommt«, sagte Amy.

»Kehren wir um.«

»Willst du denn keine Längenmessung vornehmen?« Um die Daten zu kompletieren, brauchten sie ein Erkennungsfoto, eine Tonaufnahme von mindestens einem vollständigen Liedzyklus, eine Hautprobe zur Ermittlung von DNS und Toxinen – und eine Längenmessung.

»Kehren wir lieber nach Lahaina zurück«, sagte Nate und starrte die Kamera auf seinem Schoß an. »Du fährst.«

2

Maui No Ka Oi (Maui ist der Beste)

Am Anfang war der alte Schwindler Maui, der im Kanu saß, seine Leine auswarf und die Inseln vom Grund des Meeres angelte. Er sah sich an, was er da heraufgezogen hatte. Mitten in der Kette sah er eine Insel, die aus zwei großen Vulkanen bestand, wie die warmen, schiefen Brüste des Meeres. Zwischen diesen beiden lag ein tiefes Tal, das in Mauis Augen wie ein weiblicher Busen aussah, was ihm gut gefiel. Und so gab Maui der Insel mit den beiden Möpsen seinen Namen, und ihr Spitzname wurde »Buseninsel«, was so blieb, bis ein paar Missionare auftauchten und sie in »Insel des Tales« umtauften (denn im Aufspüren und Vernichten von Frohsinn sind Missionare ungeschlagen). Dann landete er mit seinem Kanu an einem stillen, schmalen Strand an der Westküste seiner neuen Insel und sagte sich: »Ich könnte ein paar Cocktails und 'ne kleine Nummer vertragen. Ich lauf nach Lahaina und besorg mir was.«

Nun, die Zeit verging, und ein paar Walfänger kamen auf die Insel, brachten Stahlwerkzeuge, Syphilis und andere Wunderdinge aus dem Westen mit, und bevor noch jemand wusste, was los war, dachten auch die Walfänger, sie hätten nichts gegen ein paar Cocktails und eine kleine Nummer einzuwenden. Statt nun also wieder ums Horn zurück nach Nantucket zu segeln, um ein paar Gläschen Grog und die Röcke der erstbesten Hester, Millicent oder Prudence zu lüpfen (so schnell, dass die gute Frau dachte, sie sei in einen Schornstein gefallen und auf einer Zucchini gelandet), fuhren sie nach Lahaina ein, angelockt vom trunkenen Sexzauber des alten Maui. Sie waren nicht wegen der Wale nach Maui gekommen. Sie kamen, um zu feiern.

Und so wurde aus Lahaina eine Walfängerstadt. Obwohl jedoch die Buckelwale nun seit einigen Jahren dorthin kamen, um

zu kalben und zu singen, und es in den Gewässern um Hawaii von geflügelten Sängern nur so wimmelte, machten die Walfänger dort keineswegs wegen der Buckelwale Station. Die waren wie ihre Furchenwal-Brüder – die stromlinienförmigen Blau-, Finn-, Sei-, Zwerg- und Brydewale – einfach zu schnell, als dass man sie mit Segelschiffen und Ruderbooten jagen konnte. Nein, die Walfänger kamen nach Lahaina, um sich auszuruhen und sich auf dem Weg in die japanischen Gewässer zu amüsieren, wo sie den großen Glattwal jagten, der wie ein dicker, tumber Baumstamm im Wasser dümpelte, so dass man einfach hinrudern und ihm eine Harpune in den Kopf rammen konnte. Erst nach Erfahrung der Dampfschiffe und der Dezimierung jener riesigen, fettriefenden Glattwale richteten die Jäger ihre Harpunen auf die Buckelwale.

Den Jägern folgten die Missionare, die Zuckerfarmer, die Chinesen, Japaner, Filipinos und Portugiesen – die allesamt auf den Zuckerplantagen arbeiteten – und Mark Twain. Mark Twain fuhr wieder nach Hause. Alle anderen blieben. In der Zwischenzeit vereinigte König Kamehameha I. die Inseln durch den geschickten Einsatz von Feuerwaffen gegen Holzspeere und machte Lahaina zur Hauptstadt von Hawaii. Kurze Zeit darauf fuhr Amy am Steuer eines Acht-Meter-Mako-Speedboats in den Hafen von Lahaina ein, mit einem großen, fassungslos dreinblickenden Doktor der Biologie auf dem Bugsitz.

Das Funkgerät piepste. Amy nahm es und drückte den Sprechknopf. »Ich höre, Clay.«

»Stimmt irgendwas nicht?« Offenbar stand Clay Demodocus am Hafen und sah sie kommen. Es war noch nicht mal acht Uhr morgens. Wahrscheinlich machte er gerade sein Boot bereit, um rauszufahren.

»Ich weiß nicht genau. Nate will Feierabend machen. Ich frag ihn, wieso.« Zu Nate sagte sie: »Clay will wissen, wieso.«

»Anomale Daten«, erwiderte Nate.

»Anomale Daten«, wiederholte Amy ins Funkgerät.

Es folgte eine Pause. Dann sagte Clay: »Oh, okay ... schon verstanden.«

Der Hafen von Lahaina ist nicht sehr groß. Nur etwa hundert Boote finden innerhalb der Hafenmauern Platz, und dabei handelt es sich bei den meisten um geräumige Vergnügungsjachten oder Katamarane, fünfundzwanzig Meter lange Boote voll sonnencremetriefender Touristen, die auf dem Wasser alles Mögliche treiben, von Schlemmerfahrten übers Sportangeln und Schnorcheln am halb versunkenen Krater von Molokini bis hin zum »Whale Watching«. Jet Ski, Parasailing und Wasserski waren von Dezember bis April verboten, solange sich die Buckelwale in diesen Gewässern befanden, und daher waren viele der kleineren Boote, mit denen normalerweise unbescholtene Meeresbewohner im Namen der Freizeit terrorisiert wurden, während der Saison an Walforscher vermietet. An einem ganz normalen Wintermorgen konnte man unten im Hafen von Lahaina keine Kokosnuss werfen, ohne damit einen Doktor der Cetologie zu treffen (und man hatte gute Chancen, mit einem Querschläger zwei Magister zu streifen, die an ihrer Dissertation arbeiteten).

Clay Demodocus war mit einem Doktor und einem Marineoffizier in eine Partie Forschungslügenpoker verstrickt, als Amy das Mako rückwärts in den Liegeplatz manövrierte, den sie sich mit drei Beibooten von Segeljachten teilten, die draußen vor dem Hafen lagen, einem Elf-Meter-Motorsegler und dem anderen Boot der Maui Whale Research Foundation (Clays Boot), der *Always Confused*, einem nagelneuen Sieben-Meter-Grady White-Fisherman mit Mittelkonsole. (Liegeplätze waren in Lahaina schwer zu bekommen, und die Umstände zwangen die Maui Whale Research Foundation – Nate und Clay – in dieser Saison, täglich ein nautisches Kuddelmuddel mit sechs weiteren Booten aufzuführen. Was tut man nicht alles, nur um mit einem Stock Wale pieksen zu können?)

»Schade«, sagte Clay, als ihm Amy die Heckleine zuwarf.

»Was für ein schöner, windstiller Tag.«

»Wir haben alles, bis auf die Längenmessung von dem einen Sänger«, erwiderte Amy.

Der Wissenschaftler und der Marineoffizier auf dem Anleger hinter Clay nickten, als verständen sie nur zu gut. Clifford Hyland, ein grauhaariger Walforscher aus Iowa, stand neben dem jungen Captain L. J. Tarwater in frisch gebügelter schneeweißer Uniform, der aufpasste, dass Hyland das Geld der Navy auch angemessen verwendete. Hyland wirkte immer etwas verlegen und mied den Blickkontakt mit Amy und Nate. Ohne Geld ging es nicht, und Forscher nahmen, was sie kriegen konnten, aber Navy-Geld, also ... es stank.

»Morgen, Amy«, sagte Tarwater und strahlte sie mit seinem makellosen, schneeweissen Lächeln an. Er war schlank, dunkelhaarig und wirkte beklemmend tüchtig. Neben ihm sahen Clay und die anderen Wissenschaftler aus, als hätte man sie mit einem Sack voll Lavaasche in den Trockner gesteckt.

»Guten Morgen, Captain. Morgen, Cliff.«

»Hi, Amy«, sagte Cliff Hyland. »Hi, Nate.«

Nathan Quinn schüttelte seine Benommenheit ab wie ein Golden Retriever, der seinen Namen irgendwie im Zusammenhang mit Futter gehört hatte. »Was? Wie? Oh, hi, Cliff. Was?«

Hyland und Quinn gehörten einer Gruppe von dreizehn Wissenschaftlern an, die zum ersten Mal in den Siebzigern nach Lahaina gekommen war (»Die Killer-Elite« nannte Clay sie noch heute, nachdem sie sich alle zu Autoritäten auf ihrem Gebiet entwickelt hatten). Ursprünglich wollten sie gar keine Gruppe sein, merkten jedoch schon bald, dass sie nur auf der Insel bleiben konnten, wenn sie ihre finanziellen Mittel zusammenlegten und auch gemeinsam wohnten. Jahrelang lebten dreizehn Personen – manchmal sogar mehr, wenn sie sich Assistenten, Frauen oder Freundinnen leisten konnten – während der Saison gemeinsam in einem kleinen Haus, das sie in Lahaina angemietet hat-

ten. Hyland verstand Quinns Neigung, sich in seine Forschungen zu vertiefen, bis er alles um sich herum vergaß, und so konnte es ihn auch nicht überraschen, dass der schlaksige For- scher mit seinen Gedanken woanders war.

»Anomale Daten, hm?«, fragte Cliff, da er vermutete, dass Nate deshalb in anderen Sphären schwebte.

»Äh ... nichts, was ich mit Bestimmtheit sagen könnte. Ich meine, im Grunde funktioniert nur der Rekorder nicht richtig. Irgendwas schleift. Muss vielleicht gereinigt werden.«

Und alle, einschließlich Amy, sahen Quinn einen Moment lang an, als wollten sie sagen: *Was du nicht sagst, du verlogener Popel Walrotz, das ist ja wohl die müdeste Geschichte, die ich je gehört habe, wen willst du hier eigentlich verarschen?*

»Schade«, sagte Clay. »So einen strahlend blauen Tag da draußen zu verpassen. Vielleicht könnt ihr mit dem anderen Rekorder wieder rausfahren, bevor Wind aufkommt.« Clay wusste, dass mit Nate irgendwas los war, aber er vertraute ihm auch, und deshalb drängte er ihn nicht. Nate würde schon damit rausrücken, sobald ihm danach zumute war.

»Apropos«, sagte Hyland. »Ich glaube, wir sollten langsam mal los.« Er schlenderte den Anleger zu seinem Boot hinunter. Tarwater starnte Nate gerade so lange an, dass seine Abscheu deutlich wurde, dann machte er auf dem Absatz kehrt und marschierte Hyland hinterher.

Als sie weg waren, sagte Amy: »Tarwater ist ein eklicher Typ.«

»Der ist schon in Ordnung. Er macht einfach seine Arbeit«, erwiderte Clay. »Was war mit dem Rekorder?«

»Der Rekorder ist okay«, sagte Nate.

»Was war denn los? Es ist doch ein perfekter Tag.« Clay fasste gern das Offensichtliche in Worte, sofern es denn positiv war. Es war sonnig, still, kein Lüftchen regte sich, und die Unterwas-

sersicht betrug fast siebzig Meter. Es war tatsächlich ein perfekter Tag für die Walforschung.

Nate begann, Clay die wasserdichten Kisten mit der Ausrüstung rüberzureichen. »Ich weiß nicht. Könnte sein, dass ich da draußen was gesehen habe, Clay. Ich muss drüber nachdenken und die Bilder sehen. Ich geb meinen Film im Labor ab, dann lauf ich rüber nach Papa Lani und schreib ein paar Berichte, bis der Film entwickelt ist.«

Clay zuckte, wenn auch nur kurz. Es war Amys Aufgabe, Filme abzugeben und Berichte zu schreiben. »Okay. Wie steht's mit dir, Kleine?«, sagte Clay zu Amy. »Mein neuer Helfershelfer scheint nicht aufzutauchen, und ich brauch jemanden oben, wenn ich unten bin.«

Amy sah Nate an, als wollte sie so was wie seine Erlaubnis, aber als er einfach weiter Kisten entlud, ohne zu reagieren, zuckte sie mit den Schultern. »Klar, gerne.«

Plötzlich wurde Clay ganz unsicher und scharrete mit seinen Flip-Flops, so dass er einen Moment eher wie ein Fünfjähriger aussah, nicht wie ein Fünfzigjähriger mit fassförmigem Oberkörper. »Wenn ich dich ›Kleine‹ genannt habe, wollte ich dich damit keineswegs erniedrigen oder so was in der Art. Das weißt du, oder?«

»Ich weiß«, antwortete Amy.

»Und ich wollte damit auch keine Bemerkung hinsichtlich deiner Kompetenz machen.«

»Ich verstehe, Clay.«

Clay räusperte sich unnötigerweise. »Okay«, sagte er.

»Okay«, sagte Amy. Sie schnappte sich zwei wasserdichte Kisten mit Ausrüstung, stieg auf den Anleger und schleppte das Zeug zum Parkplatz hinüber, damit es in Nates Pick-up verladen werden konnte. Über die Schulter hinweg rief sie: »Ihr zwei Jungs solltet dringend mal einen wegstecken.«

»Ich denke, das nennt man sexuelle Belästigung, nur seitensverkehrt«, sagte Clay zu Nate.

»Vielleicht leide ich unter Halluzinationen«, sagte Nate.

»Nein, sie hat es wirklich gesagt«, betonte Clay.

Nachdem Quinn gegangen war, stieg Amy auf die *Always Confused* und machte die Heckleine los. Sie warf einen Blick über die Schulter zu der Dreizehn-Meter-Kabinen-Jacht, an deren Bug Captain Tarwater posierte, als machte er Werbung für ein besonders scharfes Waschmittel – »Weißer Riese Ultrasteif« vielleicht.

»Clay, hast du schon mal gehört, dass Forscher bei der Arbeit von einem uniformierten Marineoffizier begleitet werden?«

Clay blickte auf; er checkte gerade die Batterien im GPS.

»Nur wenn der Forscher von einem Marineschiff aus arbeitet. Ich bin mal auf einem Zerstörer mitgefahren, um vor Ort die Folgen hochexplosiver Sprengstoffe auf die Seelöwenpopulation der Falklandinseln zu studieren. Sie wollten sehen, was passiert, wenn man eine Fünftausend-Kilo-Bombe in der Nähe einer solchen Kolonie zündet. Dafür war ein Offizier in Uniform verantwortlich.«

Amy warf die Leine auf den Anleger und wandte sich zu Clay um. »Und was ist passiert?«

»Na ja, sie sind in die Luft gegangen. Ich meine, das war eine Menge Sprengstoff.«

»Das haben sie dich für *National Science* filmen lassen?«

»Nur Fotos«, sagte Clay. »Ich glaube, sie haben nicht damit gerechnet, dass so was ablaufen würde. Ich hab ein paar tolle Aufnahmen von regnenden Seehunden.« Clay ließ die Maschine an.

»Igitt.« Amy band die Fender los und zog sie ins Boot. »Aber hier hast du bisher noch keinen Uniformierten gesehen? Bis jetzt, meine ich?«

»Noch nie«, antwortete Clay. Er drückte den Gashebel herunter. Es tat einen dumpfen Schlag, und das Boot fuhr langsam an.

Amy stieß sie mit einem gepolsterten Bootshaken von den umliegenden Booten ab. »Was glaubst du, was die hier machen?«

»Ich war gerade dabei, sie auszufragen, als ihr beiden reingekommen seid. Sie hatten eine ziemlich große Kiste verladen. Ich habe sie gefragt, was es war, und Tarwater wollte nicht so recht damit rausrücken. Cliff sagte, es sei irgendwas Akustisches.«

»Richtmikrofone?«, fragte Amy. Manchmal zogen Forscher eine ganze Reihe von Hydrophonen hinter sich her, mit denen man – im Gegensatz zu einem einzelnen Hydrophon – die Richtung bestimmen konnte, aus welcher die Laute kamen.

»Könnte sein«, sagte Clay. »Nur dass sie keine Winsch auf ihrem Boot haben.«

»Einen Flunsch? Was willst du damit sagen, Clay?« Amy spielte die Gekränkten. »Dass ich einen Flunsch ziehe?«

Clay lächelte sie an. »Ich bin alt und habe eine Freundin, und von daher bin ich gegen solche Anspielungen immun. Bitte unterlass deine sinnlosen Versuche, mich in Verlegenheit zu bringen.«

»Fahren wir ihnen nach.«

»Sie arbeiten auf der Leeseite von Lanai. Ich möchte mit der *Confused* nicht aufs offene Meer fahren.«

»Also *hast* du versucht, rauszufinden, was sie vorhaben?«

»Ich habe danach gefischt, aber nichts gefangen. Cliff sagt kein Wort, solange Tarwater neben ihm steht.«

»Also, fahren wir ihnen hinterher.«

»Wir könnten heute eine Menge schaffen. Schließlich ist bestes Wetter, und wer weiß, ob wir in dieser Saison ein Dutzend windstiller Tage zusammenbekommen. Wir können es uns nicht leisten, einen vollen Tag zu verlieren, Amy. Wobei mir einfällt: Was ist eigentlich los mit Nate? Sieht ihm gar nicht ähnlich, einen Arbeitstag ausfallen zu lassen.«

»Du weißt doch, dass er 'ne Schraube locker hat«, sagte Amy, als sei die Antwort nahe liegend. »Er denkt einfach zu viel über Wale nach.«

»Ach ja, stimmt. Hatte ich ganz vergessen.« Als sie aus dem Hafen fuhren, winkte Clay ein paar Forschern drüber am Tankanleger zu, die sich gerade einen Kaffee holten. Zwanzig Universitäten und ein Dutzend Stiftungen waren in dieser Gruppe vertreten. Clay hatte es höchstpersönlich in die Hand genommen, aus den Wissenschaftlern, die von Lahaina aus arbeiteten, ein soziales Gefüge zu formen. Er kannte sie alle, und er konnte nichts dagegen tun: Er mochte Menschen, die mit Walen arbeiteten, und es freute ihn, wenn sie sich gut verstanden.

Er hatte wöchentliche Treffen und Präsentationen von Forschungsarbeiten im Gebäude der Walschutzstation in Kihei organisiert, bei denen sämtliche Wissenschaftler zusammenkamen, miteinander redeten, Informationen austauschten und versuchten, den anderen nützliche Daten aus dem Kreuz zu leiern, um sich die mühevolle Feldforschung zu ersparen.

Auch Amy winkte der Gruppe, während sie in einer der orangefarbenen, wasserdichten Kisten herumwühlte. »Komm schon, Clay, folgen wir Tarwater und sehen nach, was er im Schilde führt.« Sie holte ein riesiges Fernglas aus der Kiste und zeigte es Clay. »Wir könnten es uns aus einiger Entfernung ansehen.«

»Vielleicht solltest du lieber vorn am Bug nach Walen Ausschau halten, Amy.«

»Wale? Die sind groß und schlüpfrig. Muss man sonst noch was wissen?«

»Ihr Wissenschaftler erstaunt mich doch immer wieder«, sagte Clay. »Komm, halt mal das Steuer. Ich hol mir einen Stift. Das muss ich mir aufschreiben.«

»Los, fahren wir Tarwater hinterher!«

3

Ein Stückchen Natodraht um den Himmel

Das Tor zum Gelände von Papa Lani stand offen, als Nate näher kam. Nicht gut. Clay achtete gewissenhaft darauf, dass sie das Tor jedes Mal mit dem großen Vorhängeschloss verriegelten, sobald sie das Gelände verließen.

Papa Lani war eine Ansammlung von Holzhäusern auf zwei Morgen Land nordöstlich von Lahaina, umgeben von einem halben Dutzend Zuckerrohrfelder, die eine reiche Frau Maui Whale gespendet hatte. Clay und Nate nannten sie nur liebevoll die »Komische Alte«. Das Anwesen bestand aus sechs kleinen Bungalows, die früher als Unterkunft für Plantagenarbeiter gedient hatten, aber vor seit langer Zeit zu Wohnungen, Labor und Büro für Clay, Nate und sämtliche Assistenten, Forscher oder Filmcrews umgebaut worden waren, die während der Saison bei ihnen arbeiteten. Dieses Gelände zu bekommen, war für Maui Whale ein Geschenk Gottes gewesen, angesichts der Kosten für Unterkunft und Einlagerung in Lahaina. Clay hatte es »Papa Lani« getauft (Hawaiianisch für »Himmel«) zu Ehren ihrer Glückssträhne, aber irgendwer hatte das Tor zum Himmel offen stehen lassen, und soweit Nate sehen konnte, war die Engelskacke schon am Dampfen.

Noch bevor er aus seinem Truck stieg, sah Nate einen rampo nierten, grünen BMW auf dem Gelände stehen. Vor dem Gebäude, das sie als Büro benutzten, lagen Akten verteilt. Er sammelte einiges davon auf, während er über die sandige Auffahrt und die Stufen in den kleinen Bungalow hinaufhastete. Drinnen herrschte Chaos: Schubladen waren aus Aktenschränken gerissen worden, Kassettenregale umgekippt, die Bänder wie Luftschlangen

im Raum verteilt, Computer umgeworfen, die Gehäuse an der Seite aufgebrochen, so dass Drähte heraushingen. Nate stand mitten im Chaos, wusste nicht recht, was er tun oder wohin er schauen sollte. Er fühlte sich geschändet. Fast hätte er sich übergeben. Selbst wenn nichts fehlte, war doch sein Lebenswerk im Wind verweht.

»Oh ... Jah, steh bei mir!«, hörte er eine Stimme hinter sich.

»Wenn das kein ekelhaft abscheulich Schweinerei ist, Mann! Aber echt jetzt!«

Nate fuhr herum und ging in Kampfstellung – ungeachtet des Umstands, dass er von asiatischer Kampfkunst keine Ahnung hatte – und quiekte wie ein kleines Mädchen. Die Silhouette einer schlängenhaarigen Gorgone war in der Tür zu sehen, und Nate hätte gleich noch einmal aufgeschrien, wäre die Gestalt nicht ins Licht getreten, so dass ein magerer, halb nackter Teenager mit Surfershorts und Flip-Flops sichtbar wurde, mit einem mächtigen Gewirr aus blonden Dreadlocks und etwa sechshundert Nasenringen.

»Cool bleiben, Bruder, cool bleiben ist halbe Miete«, nuschelte der Junge. Gras und Steeldrums sprachen aus seiner Stimme, Spott und Jugend und zwei fette Joints, die ihn vom Rest der Wirklichkeit trennten.

Augenblicklich schwenkte Nate von Furcht zu Fassungslosigkeit um. »Was redest du für 'n Scheiß?«

»Relax, Bruder. Kona kommt, um dir zu helfen.«

Nate überlegte, ob er sich vielleicht besser fühlen würde, wenn er den Bengel würgte – nicht die volle Würgung, nur so ein kleines Frustrationswürgen, um etwas von dem Schock über das zerstörte Labor abzureagieren –, aber stattdessen fragte er:

»Wer bist du? Was machst du hier?«

»Kona«, sagte der Junge. »Diese Boss mit Name Clay hat mich am Tag vor heute für die Boote angeheuert.«

»Du bist der Junge, den Clay für die Boote eingestellt hat?«

»Scheiße, Mann, hab ich das nicht eben gesagt? Was bist du, Bruder? Ninja?«

Der Junge nickte, dass die Dreads um seine Schultern wippten, und Nate wollte ihn schon wieder anschreien, als er merkte, dass er noch immer in seiner Pseudopose dastand und vermutlich wie ein kompletter Schwachkopf aussah.

Er richtete sich auf, zuckte mit den Schultern, dann tat er, als strecke er sich, und rollte großspurig mit dem Kopf, wie er es bei Boxern gesehen hatte, als hätte er eben einen besonders gefährlichen Gegner auf die Bretter geschickt. »Du wurdest vor einer Stunde unten am Anleger erwartet.«

»Supergeile Wellen heute früh im Norden, ging nicht anders.« Der Junge zuckte mit den Schultern. Was sollte man da machen? Supergeile Wellen. Da konnte er nicht anders.

Nate blinzelte den Surfer an, der eine Mischung aus Rasta, Pidgin, Surfersprache und ... na ja, Schwachsinn redete. »Hör auf zu quatschen, sonst bist du auf der Stelle gefeuert.«

»Clay sagt, du bist große Wal-Kahuna, hey?«

»Yeah«, sagte Nate. »Ich bin hier der Wal-Kahuna. Und du bist gefeuert.«

»Echt jetzt, Mann?«, sagte der Junge. Dann zuckte er mit den Schultern, drehte sich um und schlurfte zur Tür. »Jah liebt dich, Alter. Halt dein Ohren steif«, murmelte er noch über die Schulter.

»Warte«, sagte Nate.

Der Junge fuhr herum, und die Dreads umrahmten sein Gesicht wie ein pelziger Oktopus, der im Begriff stand, einen Krebs zu fressen. Er spuckte eine Dreadlock aus und wollte etwas sagen.

Quinn hob einen Finger, um ihm zu zeigen, dass er schweigen sollte. »Kein Wort Pidgin, Hawaiianisch oder Rasta – oder du fliegst.«

»Okay.« Der Junge wartete.

Quinn nahm Haltung an und betrachtete die Schweinerei, dann den Jungen. »Da draußen fliegen überall Papiere rum. Sie hängen in den Zäunen, in den Büschchen. Wäre schön, wenn du sie einsammeln und so ordentlich wie möglich stapeln könntest. Würdest du das tun?«

Der Junge nickte.

»Ausgezeichnet. Ich bin Nathan Quinn.« Nate hielt ihm die Hand hin.

Der Junge kam herüber und drückte seine Hand mit kräftigem Griff. Fast wäre der Wissenschaftler zurückgewichen, aber stattdessen erwiederte er den Druck und versuchte zu lächeln.

»Pelekekona«, sagte der Junge. »Nenn mich Kona.«

»Willkommen an Bord, Kona.«

Dann sah sich der Junge um, und es schien, als würde er einiges von seiner Kraft einbüßen, nachdem er seinen Namen preisgegeben hatte, als wäre er plötzlich ganz schwach, trotz seiner Muskeln an Brust und Bauch. »Wer war das?«

»Keine Ahnung.« Nate hob eine Kassette auf, deren Band herausgerissen und zu einem Vogelnest aus braunem Plastik zusammengeknüllt war. »Geh und sammel unsere Unterlagen ein. Ich ruf die Polizei. Oder ist das ein Problem?«

Kona schüttelte den Kopf. »Wieso sollte es?«

»Nur so. Hol die Papiere. Weggeworfen wird nur, wenn ich es sage, klar?«

»Klar wie Muschelsuppe, Bruder«, erwiederte Kona und grinste Nate an, während er sich auf den Weg in den Sonnenschein machte. Draußen drehte er sich um und rief: »Hey, Kahuna Quinn.«

»Was?«

»Wie kommt es, dass die Buckel singen?«

»Was glaubst du?«, fragte Nate, und aus seiner Frage sprach Hoffnung. Obwohl der Kleine jung, etwas nervig und vermutlich bekifft war, hoffte der Wissenschaftler aufrichtig, dass Kona – unbelastet von allzu viel Wissen – eine Antwort darauf wüsste. Es war ihm egal, wie oder woher diese Antwort kam (und sie würde immer noch bewiesen werden müssen). Er wollte es einfach wissen – was ihn von den Durchschnittsforschern, den Möchtegerns, den falschen Fuzzigern und Egotrippern auf dem Gebiet unterschied. Nate wollte es einfach wissen.

»Ich glaube, vielleicht wollen sie Babylon niedersingen.«

»Du wirst mir erklären müssen, was das bedeutet.«

»Kümmern wir uns um das Sauerei hier, dann zünden wir uns eine kleine Joint an und denken nach, Bruder.«

Fünf Stunden später kam Clay wortreich zur Tür herein. »Wir haben heute ein paar unglaubliche Bilder gemacht, Nate. Das beste Kuh/Kalb-Zeug, das ich je geschossen habe.« Clay war so aufgedreht, dass er fast hüpfte.

»Okay«, sagte Nate mit zombiegleichem Mangel an Begeisterung. Er saß vor seinem zusammengeflickten Computer an einem der Schreibtische. Das Büro war größtenteils wiederhergestellt, aber das offene Gehäuse des Computers, dessen Drähte sich zu einer Diaspora fehlender Laufwerke auffächerten, kündete von entlaufenen Daten. »Hier waren Einbrecher. Sie haben das Büro verwüstet.«

Clay wollte sich die Laune nicht verderben lassen. Er hatte ein tolles Video dabei. Als er die Ventilatoren und Drähte sah, kam ihm plötzlich in den Sinn, dass möglicherweise jemand seine Video-Konsole verwüstet haben könnte. Er fuhr herum und erblickte seinen 42-Zoll-Flachbildschirm an der Wand. Ein

langer Sprung ging quer durchs Glas. »Oh«, sagte er. »Oh, nein.«

Lächelnd kam Amy herein. »Nate, du glaubst nicht, was –«

Sie blieb stehen, sah, dass Clay seinen kaputten Monitor anstarre, sah Einzelteile von Computern auf Nates Schreibtisch, Akten, die nicht standen, wo sie stehen sollten. »Oh«, sagte sie.

»Hier waren Einbrecher«, sagte Clay verzweifelt.

Sie legte Clay die Hand auf die Schulter. »Heute? Am helllichten Tag?«

Nate drehte sich auf seinem Stuhl herum. »Sie haben auch unsere Zimmer durchsucht. Die Polizei war schon da.« Er sah, dass Clay seinen Monitor anstarre. »Ach, und der ist auch hinüber. Tut mir Leid, Clay.«

»Ihr Jungs seid doch versichert, oder?«, sagte Amy.

Unverwandt starre Clay seinen geborstenen Monitor an.

»Dr. Quinn, haben Sie die Versicherung bezahlt?« Clay nannte Nate nur »Doktor«, wenn er ihn offiziell daran erinnern wollte, wie professionell sie eigentlich arbeiten sollten.

»Letzte Woche. Ging mit der Bootsversicherung raus.«

»Na, dann wird doch alles wieder gut«, sagte Amy, stieß Clay an, drückte seine Schulter, boxte gegen seinen Arm, kniff ihm in den Hintern. »Heute Abend können wir einen neuen Monitor bestellen, du Mondkalb«, zwitscherte sie wie das Glücksvögelchen aus einer finsternen Gruft.

»Hey!« Clay grinste. »Yeah, alles wird wieder gut.« Lächelnd wandte er sich Nate zu. »Noch was kaputt? Fehlt irgendwas?«

Nate deutete auf den Papierkorb, aus dem ein Haufen zerknäulter Tonbänder hervorquoll. »Das war zusammen mit den Akten über das ganze Gelände verteilt. Die meisten Bänder sind unbrauchbar ... die letzten zwei Jahre.«

Plötzlich war Amy gar nicht mehr so fröhlich und machte einen entsprechend besorgten Eindruck. »Was ist mit den

Digitalaufnahmen?« Mit dem Ellbogen stieß sie den grinsenden Clay an, und er schloss sich ihrem Trübsinn an. Beide runzelten die Stirn. (Nate hielt sämtliche Tonaufnahmen auf Analogband fest und überspielte sie dann zur Analyse auf den Computer. Theoretisch sollte es von allem eine digitale Kopie geben.)

»Die Festplatten sind gelöscht. Ich kann überhaupt nichts runterziehen.« Nate holte tief Luft, seufzte, dann rotierte er auf seinem Stuhl und schlug mit der Stirn auf die Schreibtischplatte, mit einem Knall, der den ganzen Bungalow erschütterte.

Amy und Clay zuckten zusammen. Da lagen reichlich Schrauben auf dem Tisch. Clay sagte: »Na, so schlimm kann es nicht gewesen sein, Nate. Du hast ja schnell wieder aufgeräumt.«

»Der Junge, den du eingestellt hast, hat mir geholfen.« Nate sprach mit dem Tisch, drückte seine Nase auf die Platte, genau dort, wo er aufgeschlagen war.

»Kona? Wo ist er?«

»Ich hab ihn zum Labor geschickt. Da war ein Film, den ich so schnell wie möglich sehen wollte.«

»Ich wusste, dass er uns an seinem ersten Tag nicht sitzen lässt.«

»Clay, ich muss mit dir reden. Amy, würdest du uns bitte einen Moment entschuldigen?«

»Klar«, sagte Amy. »Ich seh mal nach, ob in meiner Hütte was fehlt.« Sie marschierte hinaus.

Clay fragte: »Willst du da so sitzen bleiben? Soll ich am Boden knien, wenn ich dir ins Gesicht sehen möchte?«

»Könntest du den Erste-Hilfe-Kasten holen, bevor wir reden?«

»Hast du Schrauben in der Stirn?«

»Vier oder fünf vielleicht.«

»Die sind aber nicht besonders groß, nur so klitzekleine Dinger.«

»Clay ... immer versuchst du, mich aufzuheitern.«

»So bin ich nun mal«, sagte Clay.

4

Die Walmänner von Maui

Clay war jemand, der alles und jeden mochte – Menschen, Tiere, Autos, Boote. Er besaß ein fast übernatürliches Talent, die Liebenswürdigkeit in allem und jedem aufzuspüren. Wenn er durch die Straßen von Lahaina lief, hieß er sonnenverbrannte Touristenpärchen im Aloha-Partnerlook willkommen (in den Augen der meisten Einheimischen nur menschlicher Bodensatz) und begrüßte im nächsten Moment einen Trupp einheimischer Brüder auf dem Parkplatz des ABC Store mit einem lässigen Rückhand-Shaka (Daumen und kleiner Finger ausgestreckt, die drei mittleren umgeknickt, immer mit dem Handrücken, wenn man Einheimischer ist), ohne böse Blicke oder Pidgin-Flüche zu ernten wie die meisten Bleichgesichter. Die Menschen konnten spüren, dass Clay sie mochte, genauso wie die Tiere, was vermutlich der Grund war, wieso Clay überhaupt noch lebte. Fünfundzwanzig Jahre hatte er mit Jägern und Riesen im Wasser verbracht, und nur einmal war er in den Strudel der Schwanzflosse eines Nordkapers geraten, der ihn (wie im Comic) in die langsam laufende Schraube eines Schlauchboots gespült hatte. (Oh, zweimal wäre er fast ertrunken und hatte eine Unterkühlung davongetragen, aber das lag nicht an den Tieren. Es war die See, und die tötete einen, ob man sie nun leiden konnte oder nicht ... was allerdings bei Clay der Fall war.) Das zu tun, was er tat, und seine grenzenlose Verbundenheit mit allem machten Clay Demodocus zu einem glücklichen Menschen, aber er war auch klug genug, mit seiner Glückseligkeit nicht hausieren zu gehen. Tiere mochten sich die Grinserei vielleicht gefallen lassen, aber Menschen drehen einem dafür irgendwann den Hals um.

»Wie macht sich der Neue?«, fragte Clay, um vom Jod abzulenken, das er auf Nates Stirn tupfte, während er gleichzeitig

ausrechnete, wie lange der Discountladen in Seattle brauchen würde, um einen neuen Monitor nach Maui zu schicken. Clay liebte Apparate aller Art.

»Er ist kriminell«, sagte Nate.

»Er wird schon zurechtkommen. Er ist ein Wassermensch.«

Für Clay sagte das alles. Entweder man war ein Wassermensch oder nicht. Wenn nicht ... na, dann war man eher nutzlos, oder?

»Er war eine Stunde zu spät dran ... und dann noch am falschen Ort.«

»Er ist Einheimischer. Er wird uns mit der Walbullerei helfen.«

»Er ist kein Einheimischer. Er ist blond, Clay. Er ist weißer als du, verdammt.«

»Es wird schon gehen. Bei Amy hatte ich auch Recht, oder?«, sagte Clay. Er mochte den Jungen, diesen Kona, trotz des Einstellungsgespräches, das folgendermaßen gelaufen war:

Clay saß mit seinem 42-Zoll-Monitor im Rücken da. Seine weltberühmten Fotografien von Walen und Flossenfüßern liefen hinter ihm als Diashow. Da er ein Einstellungsgespräch führte, hatte er seine absolut besten Flip-Flops aus dem ABC Store an den Füßen. Kona stand mitten im Büro, mit Sonnenbrille, Sackhose und – da er sich um einen Job bewarb – einem roten Batikhemd.

»In deiner Bewerbung stand, dass du Pelke ... äh, Pelekekona Ke« Kapitulierend hob Clay die Hände.

»Ich heiße Pelekekona Keohokalole – vom Stamm der Krieger – Löwe von Zion, Bruder.«

»Darf ich dich Pele nennen?«

»Kona«, sagte Kona.

»In deinem Führerschein steht aber, dass du Preston Applebaum heißt und aus New Jersey kommst.«

»Ich bin hundertprozent Hawaii. Kona ist beste Bootshelfer auf ganze Insel, yeah. Ich bin bestimmt die Nummer-Eins-Helferhelfer, um sich um alles und jeden von weiße Forscherboss zu kümmern, damit er eingeborene Brüder unterdrücken und unser Land und beste Wahines klauen kann. Nieder mit den Besatzern! Aber erst wenn dieser Bruder seine Miete zahlen kann. Klaro?«

Clay grinste den blonden Jungen an. »Du bist echt am Ende, oder?«

Kona legte seine Rastanummer und die Coolness ab. »Hören Sie, ich bin hier geboren, als meine Eltern auf Urlaub waren. Ich bin wirklich Hawaiianer, irgendwie, und ich brauch diesen Job ganz dringend. Ich muss aus meiner Wohnung raus, wenn ich nicht diese Woche ein bisschen Geld verdiene. Ich kann nicht noch mal am Strand von Paia pennen. Letztes Mal ist mir mein ganzes Zeug geklaut worden.«

»Hier steht, du hast zuletzt als ›Forensischer Kalligraph‹ gearbeitet. Was ist das? Handschriftenanalyse?«

»Äh, nein. Eigentlich hatte ich mich selbstständig gemacht, um Abschiedsbriefe von Selbstmörtern zu verfassen.« Keine Spur von Pidgin mehr in seiner Sprache, nicht der leiseste Hauch von Reggae. »Ist nicht so gut gelaufen. Auf Hawaii will sich keiner umbringen. Ich glaube, wenn ich es zu Hause in New Jersey angefangen hätte, oder vielleicht in Portland, wäre es bestimmt gegangen. Sie wissen ja, wie es mit guten Geschäften ist: Der Standort ist entscheidend.«

»Ich dachte, das gilt nur für Immobilien.« Clay spürte allen Ernstes den leisen Stich einer verpassten Chance, denn wenn er auch ein abenteuerliches Leben führte und genau das tat, was er tun wollte, und obwohl er sich oft wie der unintelligenteste Mensch weit und breit fühlte (da er sich mit Wissenschaftlern umgab), merkte er jetzt, während er mit Kona sprach, dass er sein Potenzial als selbstbetrügerischer Dickkopf nie ganz ausge-

schöpfte hatte. Aaaahh ... welch schmerzliches Bedauern! Clay möchte diesen Jungen.

»Sehen Sie, ich bin ein Wassermensch«, sagte Kona. »Ich kenn mich mit Booten aus, mit Ebbe und Flut, mit den Wellen. Ich liebe das Meer.«

»Hast du Angst davor?«, fragte Clay.

»Absolut.«

»Gut. Wir treffen uns morgen früh um halb neun auf dem Anleger.«

Mittlerweile kratzte Nate an den kreuz und quer verlaufenden Pflastern an seiner Stirn herum, während Clay in der anderen Ecke des Zimmers unter dem Tisch die wasserdichten Kisten mit der Kameraausrüstung durchwühlte. Der Einbruch und der darauf folgende Wirbelwind an Aktivitäten hatten ihn ganz von dem abgelenkt, was ihm am Morgen über den Weg gelaufen war. Langsam sank eine schwarze Wolke aus Selbstzweifeln auf ihn nieder, und er fragte sich, ob er das, was er gesehen hatte, Clay überhaupt erzählen sollte. In der Welt der Verhaltensforschung existierte nur, was auch veröffentlicht war. Egal, wie viel man wusste ... real wurde es erst, wenn es in einer wissenschaftlichen Zeitschrift geschrieben stand. Im Alltag dagegen war eine Veröffentlichung sekundär. Wenn er Clay erzählte, was er gesehen hatte, würde es urplötzlich real werden, und er war gar nicht sicher, ob er das wirklich wollte – genau wie die Sache mit Amy oder die schmerzliche Erkenntnis, dass seine jahrelangen Forschungen verloren waren.

»Wieso musstest du eigentlich Amy rausschicken?«, fragte Clay.

»Clay, ich sehe nichts, was nicht auch wirklich zu sehen ist, okay? Ich meine, in der ganzen Zeit, die wir jetzt zusammen arbeiten, habe ich nie irgendwas behauptet, bevor ich nicht die

entsprechenden Daten hatte, um es auch beweisen zu können, stimmt's?«

Clay blickte von seiner Inventarliste auf und sah die bestürzte Miene seines Freundes. »Hör mal, Nate, wenn dir der Junge solche Sorgen bereitet, können wir uns auch einen anderen suchen ...«

»Es geht nicht um den Jungen.« Nate schien abzuwägen, was er sagen sollte, doch dann sprudelte es auf einmal aus ihm heraus. »Clay, ich glaube, auf der Schwanzflosse von diesem Sänger heute Morgen standen zwei Worte geschrieben.«

»Eine Narbenzeichnung, die nach Buchstaben aussah? So was hab ich auch schon gesehen. Ich hab ein Bild von einem Delphin mit Bissspuren an der Seite, die aussehen wie *zap*.«

»Nein, es war was anderes. Keine Narben. Da stand ›Flossen weg!‹.«

»Mh-hm«, machte Clay und gab sich alle Mühe, dass es nicht so klang, als würde er denken, sein Freund habe nicht mehr alle Nadeln an der Tanne. »Na ja ... dieser Einbruch, Nate, der hat uns alle irgendwie erschüttert.«

»Das war vorher. Ach, ich weiß auch nicht. Ich glaube, es müsste auf dem Film zu sehen sein. Deshalb bin ich ja reingekommen, um ihn gleich ins Labor zu bringen, aber da habe ich dann die Schweinerei hier entdeckt. Also habe ich den Jungen mit meinem Truck rüber zum Labor geschickt, obwohl ich ziemlich sicher bin, dass er ein Krimineller ist. Warten wir, bis er mit dem Film zurückkommt, okay?« Nate drehte sich um und starrte auf den Schreibtisch voller Drähte und Teile, als hätte er sich in seinen Überlegungen verstrickt.

Clay nickte. Ganze Tage hatte er mit dem schlaksigen Wissenschaftler auf dem selben Acht-Meter-Boot verbracht, und sie hatten nicht mehr zueinander gesagt als »Sandwich?« und »Danke.«

Wenn Nate bereit wäre, ihm mehr zu erzählen, würde er es tun. Bis dahin wollte er ihn nicht bedrängen. Man treibt einen Denker nicht an, und man spricht auch nicht mit ihm, wenn er gerade denkt. Das wäre einfach rücksichtslos.

»Was denkst du?«, fragte Clay. Okay, er konnte manchmal rücksichtslos sein. Sein großer Monitor war nicht mehr zu reparieren, und er war selbst traumatisiert.

»Ich denke, wir werden bei vielen dieser Studien wieder ganz von vorn anfangen müssen. Sämtliche Ton- und Bildaufnahmen sind unbrauchbar, aber soweit ich sehe kann, fehlt nichts. Wer sollte so etwas tun, Clay?«

»Kids«, sagte Clay, während er ein Nikon-Objektiv auf angerichteten Schaden hin untersuchte. »Von meinen Sachen fehlt nichts, und vom Monitor mal abgesehen scheint alles in Ordnung zu sein.«

»Ach so. Deine Sachen.«

»Ja, meine Sachen.«

»Deine Sachen sind mehrere hunderttausend Dollar wert, Clay. Wieso sollten Kids das Zeug nicht mitnehmen? Alle Welt weiß, dass eine Nikon-Ausrüstung teuer ist, und jeder auf dieser Insel hat schon mal davon gehört, dass Unterwassergehäuse viel Geld kosten. Wer also sollte unsere Bänder und Disketten zerstören und alles andere stehen lassen?«

Clay ließ das Objektiv sinken und stand auf. »Falsche Frage.«

»Wieso ist das die falsche Frage?«

»Die Frage ist, wer sich für unsere Forschungen interessiert, abgesehen von uns selbst, der Komischen Alten und ungefähr einem Dutzend Biologen und Walfreaks auf der ganzen Welt. Sieh es ein, Nate: Niemand interessiert sich für singende Wale. Es gibt kein Motiv. Die Frage ist: *Wen* interessiert es?«

Nate sank auf seinem Sessel in sich zusammen. Clay hatte Recht. Es interessierte tatsächlich niemanden. Die Menschen

kümmerten sich lediglich um die Anzahl der Wale, so dass im Grunde nur die Inspektoren – die Walzähler – Daten sammelten. Warum? Wenn man wusste, wie viele Wale es noch gab, wusste man auch, wie viele man töten durfte oder nicht. Solche Zahlen liebten und verstanden die Menschen. Sie glaubten, sie könnten damit etwas beweisen und auch etwas Geld verdienen. Verhaltensforschung ... nun, Verhaltensforschung war doch Kinderkram, mit dem man höchstens Viertklässler begeistern konnte.

»Wir waren nah dran, Clay«, sagte Nate. »Irgendwas im Gesang haben wir noch nicht begriffen. Aber ohne die Bänder ...«

Clay zuckte mit den Schultern. »Kennt man ein Lied, kennt man alle.« Was auch stimmte. Die Wale sangen ausnahmslos das gleiche Lied. Zwar mochte es sich von einer Saison zur nächsten ändern oder sogar im Laufe der Saison weiterentwickeln, aber – egal wie viele Buckelwale dort sein mochten – alle sangen das gleiche Lied. Niemand konnte sich erklären, wieso.

»Wir besorgen uns neue Aufnahmen.«

»Ich hatte die Spektrogramme schon gereinigt, gefiltert und analysiert. Es war alles auf den Festplatten.«

»Wir machen es noch mal neu, Nate. Wir haben Zeit. Niemand wartet auf uns. Interessiert doch sowieso keinen.«

»Das musst du nicht immer wieder sagen.«

»Es nervt mich aber langsam«, sagte Clay. »Kümmert doch kein Schwein, ob du rausfindest, was es mit dem Gesang der Buckelwale auf sich hat.«

Ein Flip-Flop kam ins Zimmer geflogen, gefolgt vom Rastafarisingsang des heimkehrenden Kona. »Irie, Clay, meine feuchte Freund! Ich bring dir Film und Kraut für diese Abend, auf dass wir preisen Jah und sein unendlich Gnade. Peace, Mann.«

Kona stand da, mit einem Umschlag voller Negative und Kontaktabzüge in der einen Hand. Mit der anderen hielt er eine

Filmdose hoch über seinen Kopf. Er sah hinauf, als enthielte sie das Elixier des Lebens.

»Hast du einen Schimmer, was er gesagt hat?«, fragte Nate. Zielstrebig durchquerte er den Raum und riss Kona die Negative aus der Hand.

»Ich glaube, es ist aus *Jabberwocky*«, antwortete Clay. »Hat er von dir Geld für die Filmentwicklung bekommen? Du darfst ihm kein Bargeld geben.«

»Und hier einsam Dopedose mit heiliges Kraut«, sagte Kona. »Ich such mein Papers, und wir nehmen den Schiff nach Hause ... nach Zion, Mann.«

»Du kannst ihm doch kein Geld und eine leere Filmdose geben, Nate. Er sieht es als seine religiöse Pflicht, sie aufzufüllen.«

Nate hatte den Kontaktbogen aus dem Umschlag genommen und sah ihn sich mit einer Lupe an. Zweimal suchte er den Bogen ab, zählte die Bilder, checkte die Ziffern am Rand. Bild Nummer sechsundzwanzig war nicht da. Er hielt den Bogen mit den Negativen ins Licht, suchte zweimal die Bilder und dreimal die Ziffern am Rand ab, dann legte er den Bogen weg und checkte die früheren Fotos, die Amy von der Schwanzflosse des Wales gemacht hatte. Schließlich ging er zu Kona und packte ihn bei den Schultern. »Wo ist Bild Nummer sechsundzwanzig, verdammt? Was hast du damit gemacht?«

»So hab ich den Film gekriegt, Mann. Ich hab nichts gemacht.«

»Er ist ein Krimineller, Clay«, sagte Nate. Dann nahm er das Telefon und rief im Labor an.

Man konnte ihm nur sagen, dass der Film normal entwickelt worden war und vorn im Kasten gelegen hatte. Eine Maschine schnitt die Negative auseinander, bevor sie in die Hüllen kamen – vielleicht war das Bild dabei verloren gegangen. Für seine

Unannehmlichkeiten wollten sie Nate gern einen neuen Film zukommen lassen.

Zwei Stunden später saß Nate am Schreibtisch, hielt einen Stift in der Hand und sah sich ein Blatt Papier an. Sah es sich nur an. Es war dunkel, abgesehen von der Schreibtischlampe, die gerade so weit reichte, dass es in den Ecken, in denen das Unbekannte lauerte, finster blieb. Es gab ein Nachtschränkchen, den Schreibtisch und ein schmales Bett mit einer Truhe am Ende und einer Decke als Kissen oben drauf. Nathan Quinn war ein großer Mann, und seine Füße ragten übers Bett hinaus. Er hatte festgestellt, wenn er die Truhe wegschob, träumte er, dass er im blauen Meer versank. Für gewöhnlich wachte er dann stöhnen auf. Die Truhe war voller Bücher, Zeitschriften und Decken, aber nichts davon hatte er bisher angerührt, seit das Zeug vor neun Jahren hergeschafft worden war. Früher hatte ein Tausendfüßler von der Größe eines Pontiac hinten in der rechten Ecke der Truhe gelebt, aber mittlerweile war er ausgezogen, als er einsehen musste, dass er sich nie auf seine hundert Hinterbeine stellen, wie eine genervte Katze fauchen und einem nackten Fuß den Todesbiss versetzen würde. Es gab einen kleinen Fernseher, einen Radiowecker, eine schmale Küchenzeile mit zwei Kochplatten und einer Mikrowelle, zwei volle Bücherregale unter dem Fenster mit Blick auf das Gelände und einen vergilbten Druck mit zwei von Gaugins Tahiti-Mädchen zwischen den Fenstern über dem Bett. Früher, bevor die Plantagen automatisiert worden waren, hatten wahrscheinlich zehn Leute in diesem Raum geschlafen. An der Uni in Santa Cruz hatte Nathan Quinn ein Zimmer gehabt, das ungefähr genauso groß gewesen war. So was nannte sich dann Fortschritt.

Das Blatt Papier auf Nates Schreibtisch war leer, die Flasche Myer's Dark Rum halbleer. Tür und Fenster standen offen, und Nate konnte hören, wie der warme Wind die Blätter der beiden großen Kokospalmen draußen rascheln ließ. Es klopfte an der

Tür. Nate blickte auf und sah Amys Silhouette in der Tür. Sie trat ins Licht.

»Nathan, darf ich reinkommen?« Sie trug ein Kleid aus T-Shirt-Stoff, das ihr gerade bis zum Oberschenkel reichte.

Nate legte seine Hand auf das Blatt Papier, peinlich berührt, weil es noch leer war. »Ich wollte mir nur einen Plan ausdenken, um ...« Sein Blick wanderte zu der Flasche und dann wieder zu Amy. »Möchtest du was trinken?« Er nahm die Flasche, sah sich nach einem Glas um, dann hielt er ihr die Flasche einfach hin.

Amy schüttelte den Kopf. »Bist du okay?«

»Ich habe mit diesen Forschungen begonnen, als ich in deinem Alter war. Ich weiß nicht, ob ich die Kraft habe, noch mal von vorn anzufangen.«

»Es war viel Arbeit. Es tut mir so Leid.«

»Wieso? Du hast doch nichts getan. Ich war nah dran, Amy. Irgendwas habe ich übersehen, aber ich war ganz nah dran.«

»Es ist noch immer da. Wir haben die Notizen aus den letzten beiden Jahren. Ich werde dir dabei helfen, so viel wie möglich davon wieder zusammenzusetzen.«

»Das weiß ich, aber Clay hat Recht. Es interessiert kein Schwein. Ich hätte in die Biochemie gehen sollen – oder Ökokrieger werden oder irgendwas.«

»Mich interessiert es.«

Nate sah ihre Füße an, um ihr nicht in die Augen sehen zu müssen. »Das weiß ich. Aber ohne die Tonaufnahmen ... na ja ... dann ...« Er zuckte mit den Schultern und nahm einen Schluck aus der Flasche. »Ich sollte nicht trinken«, sagte er, jetzt ganz der Professor, der Doktor, der Oberforscher. »Ich sollte so was nicht tun ... nichts im Leben darf die Walforschung behindern.«

»Okay«, sagte Amy. »Ich wollte nur mal sehen, ob du okay bist.«

»Ja, ich bin okay.«

»Wir fangen gleich morgen früh damit an, alles wieder zusammenzusuchen. Schlaf gut, Nate.« Rückwärts ging sie zur Tür hinaus »Nacht, Amy.« Nate fiel auf, dass sie unter ihrem T-Shirt nackt war, und fühlte sich deswegen ein wenig schmierig. Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem leeren Blatt Papier zu, und bevor er sich erklären konnte, wieso, schrieb er FLOSSEN WEG in großen Blockbuchstaben und unterstrich die Worte so fest, dass die Seite einen Riss bekam.

5

Hey, Kleiner, Wozu das Riesenhirn?

Am nächsten Morgen standen die Vier in einer Reihe vor dem alten Pioneer Hotel und blickten auf die Schaumkronen jenseits des Hafens von Lahaina. Der Wind peitschte die Palmen, und drüben bei der Hafenmauer versuchten sich zwei kleine Mädchen im Wellensurfen. Ihre Gesichter waren vom Wind ganz aufgeblasen, und ihre Locken wehten wie bei Hundert-Meter-Läufern.

»Vielleicht lässt der Wind noch nach«, sagte Amy. Sie stand neben Kona und dachte: *Die Muskeln von diesem Typen sind so stramm, dass man Visitenkarten drunter stecken könnte, ohne dass sie runterfallen würden. Und – mein Gott – ist er braun gebrannt!* Da, wo Amy herkam, war niemand braun gebrannt. Sie lebte noch nicht sehr lange auf Hawaii und konnte daher nicht wissen, dass Sonnenbräune nur zum Prahlen gut war.

»Soll die nächsten drei Tage so bleiben«, sagte Nate. Er gab sich enttäuscht, war aber im Grunde erleichtert, dass sie heute früh nicht rausfahren würden. Er hatte einen schlimmen Kater, und hinter der Sonnenbrille waren seine Augen blutrot. Die Selbstverachtung hatte eingesetzt, und er dachte: *Mein Lebenswerk ist einen Dreck wert, und wenn wir heute rausfahren würden und ich nicht den ganzen Morgen über die Reling reihern müsste, würde ich mich eigentlich am liebsten ertränken.* Lieber noch hätte er über Wale nachgedacht, denn daran dachte er normalerweise. Dann fiel ihm auf, dass Amy heimlich Blicke auf Konas nackte Brust warf, was seine Laune nicht besserte.

»Yeah, Mann. Kona könnte Kraut anzünden und für seine neuen Forscherfreunde alle Wogen glätten. Lasst uns den Boot nehmen, wohin uns Wind auch wehen mag«, sagte Kona. Er

dachte: Ich *hob keinen blassen Schimmer, was ich da rede, aber am allerliebsten wäre ich draußen bei den Walen.*

»Frühstück im Longee's, und danach sehen wir mal, wie es aussieht«, sagte Clay. Er dachte: *Wir frühstücken im Longee's, und danach sehen wir, wie es aussieht.*

Keiner rührte sich von der Stelle. Sie standen nur da und starrten aufs Meer hinaus. Hin und wieder blies ein Wal, und wie ein verschrecktes Gespenst wehte der Dunst übers Wasser.

»Ich geb einen aus«, sagte Clay.

Und dann marschierten sie alle die Front Street hinauf zu Longee's Restaurant, einem einstöckigen, grauweißen Holzbau im Neuengland-Stil, mit großen, offenen Fenstern, die einen Blick auf die Front Street boten, über einen Steindamm hinweg und hinaus auf den Au'au-Kanal. Um nicht halb nackt in einem Restaurant zu sitzen, zog sich Kona den zerfetzten Nautica-Anorak über, den er um seine Hüften geknotet hatte.

»Segelst du viel?«, fragte Amy mit Blick auf das Nautica-Logo. Sie hatte die Bemerkung als Spitze, als Revanche gedacht, weil Kona bei ihrer ersten Begegnung gesagt hatte: »Und wer wohl mag dieses Sahneschnittchen sein?« In dem Moment hatte Amy nur ihren Namen genannt, rückblickend aber gemerkt, dass sie vermutlich hätte gekränkt sein sollen, weil man sie nicht nur als »Sahne«, sondern auch als »Schnitte« bezeichnet hatte – *das war doch erniedrigend, oder?*

»Haifischköder, mein Sahneschnittchen«, antwortete Kona, womit er meinte, dass der Anorak von einem Touristen stammte. Die Surfergemeinde in Paia am North Shore, der Kona noch bis vor kurzem angehört hatte, sicherte ihre Existenz einzig und allein durch kleinere Diebstähle, meist indem sie Mietwagen die Scheiben einwarf.

Als der Wirt sie durch den vollen Gastraum zu einem Tisch am Fenster führte, beugte sich Clay über Amys Schulter und flüsterte: »Ein Schnittchen ist was Gutes.«

»Das weiß ich selbst«, flüsterte Amy zurück. »Wie eine Gurke, ja?«

»Vorsicht«, sagte Clay, als Amy einen Khaki-gewandeten Ausbund an kahlköpfigem Ehrgeiz anrempelte, besser bekannt als Jon Thomas Fuller. Er war Hauptgeschäftsführer der Hawaii Whale Inc., einer gemeinnützigen Gesellschaft mit Vermögenswerten von mehreren zehn Millionen Dollar, die sich als Forschungsprojekt tarnte. Fuller hatte seinen Stuhl ein Stück zurückgeschoben, um Amy abzufangen.

»Jon Thomas!« Clay lächelte, blickte hinter der verunsicherten Amy hervor und wollte Fuller die Hand geben. Fuller ignorierte Clay und hielt Amy an der Taille fest, damit sie nicht stürzte.

»Hey, hey, immer langsam«, sagte Fuller. »Wenn du mich kennen lernen möchtest, musst du es nur sagen.«

Amy nahm seine Hände und legte sie vor ihm auf den Tisch, dann trat sie einen Schritt zurück. »Hi, ich bin Amy Earhart.«

»Ich weiß genau, wer du bist«, sagte Fuller, der inzwischen stand. Er war kaum größer als Amy, braun gebrannt und gertenschlank, mit einer Hakennase und Geheimratsecken. »Ich weiß nur nicht, wieso du nicht zu mir gekommen bist, wenn du einen Job suchst.«

Mittlerweile grübelte Nate schon wieder über Walgesänge, hatte sich hingesetzt, die Speisekarte aufgeklappt, Kaffee bestellt und überhaupt nicht mitbekommen, dass er ganz allein am Tisch saß. Er blickte auf und merkte, dass Jon Thomas Fuller seine Assistentin bei den Hüften hielt. Also legte er seine Speisekarte weg und machte sich auf den Weg hinüber.

»Nun, zum Teil –«, Amy lächelte die drei jungen Frauen an Fullers Tisch an, »weil ich noch einen Hauch von Selbstachtung besitze«, sie verneigte sich, »und zum Teil, weil Sie eine Laus und ein Schlawiner sind.«

Fullers strahlendes Lächeln sank an den Rändern ein wenig ein. Die Frauen an seinem Tisch, die allesamt khakifarben waren.

fari-Kleidung trugen, die dem Discovery-Channel-Ideal dessen entsprach, wie eine Wissenschaftlerin auszusehen hatte, wandten sich demonstrativ ab, wischten sich die Münder, nippten an ihren Wassergläsern herum, überhörten geflissentlich, dass ihr Boss verbal von einer Forschungs-Elfe eins hinter die Löffel bekam.

»Nate«, sagte Fuller, als er merkte, dass sich Nate der Gruppe angeschlossen hatte. »Ich habe gehört, dass bei euch eingebrochen wurde. Ich hoffe, es ist nichts Wichtiges abhanden gekommen.«

»Geht schon. Ein paar Aufnahmen sind weg«, erwiederte Nate.

»Ach, na dann. Gibt 'ne Menge Gauner auf der Insel.« Fuller sah Kona an.

Der Surfer grinste. »Scheiße, Mann, gleich werd ich rot.«

Fuller grinste. »Wie geht's dir, Kona?«

»Alles cool, Bruder. Bwana Fuller schlecht drauf, oder was?«

Von den anderen Tischen sahen die Gäste herüber. Fuller nickte, dann schaute er wieder Quinn an. »Können wir euch irgendwie helfen, Nate? Die meisten unserer Aufnahmen kann man in den Läden kaufen, falls es euch was nützt. Ihr Jungs kriegt natürlich Kollegenrabatt. Wir sitzen doch alle im selben Boot.«

»Danke«, sagte Nate, während Fuller sich schon wieder setzte, ihm den Rücken zuwandte und sein Frühstück fortsetzte. Sie waren entlassen. Die Frauen am Tisch sahen aus, als wäre es ihnen peinlich.

»Frühstück?«, sagte Clay. Er trieb seine kleine Herde an ihren Tisch.

Sie bestellten und tranken ihren Kaffee schweigend, starnten allesamt aufs Meer hinaus, mieden jeden Blickkontakt, bis Fuller und seine Entourage draußen waren.

Nate wandte sich zu Amy um. »Ein Schlawiner? Lebst du in einem James Cagney-Film, oder was?«

»Wer ist der Typ?«, fragte Amy. Sie brach – brutaler als nötig – eine Ecke von ihrem Toast.

»Was ist ein Schlawiner?«, fragte Kona.

»Eine Art Würstchen, oder?«, sagte Clay.

Nate sah Kona an. »Woher kennst du Fuller?« Nate hob den Zeigefinger und warf dem Jungen einen warnenden Blick zu, ein deutliches Zeichen, dass er weder Rasta noch Pidgin noch sonst irgendwelchen Unsinn von ihm hören wollte.

»Ich hab drüben in Kaanapali seine Jet Ski vermietet.« Nate sah Clay an, als wollte er sagen: *Wusstest du das?*

»Wer ist der Typ?«, fragte Amy.

»Er ist der Chef von Hawaii Whale«, antwortete Clay. »Kommerz – als Wissenschaft getarnt. Sie nutzen ihre Genehmigung, um mit drei großen Touristen-Booten möglichst nah an die Wale heranzukommen.«

»Der Typ ist Wissenschaftler?«

»Er ist Doktor der Biologie, aber ich würde ihn nicht als Wissenschaftler bezeichnen. Diese Frauen, die er da bei sich hat, sind seine Naturfreundinnen. Ich schätze, heute war es selbst ihm zu windig, um rauszufahren. Er besitzt Läden auf der ganzen Insel – verkauft Waldung, angeblich für einen guten Zweck. Hawaii Whale war die einzige Forschungsgruppe, die sich gegen das Verbot von Jet Ski während der Walsaison ausgesprochen hat.«

»Weil Fuller Geld ins Jet Ski-Geschäft investiert hatte«, fügte Nate hinzu.

»Sechs Dollar die Stunde hab ich verdient«, sagte Kona.

»Nate war entscheidend dafür verantwortlich, dass die Jet Ski-Gleitsegler verboten wurden«, sagte Clay. »Fuller mag uns nicht.«

»Es könnte sein, dass ihm die Schutzbehörde bald seine Genehmigung entzieht«, erklärte Nate. »Was die an Wissenschaft betreiben, ist *üble* Wissenschaft.«

»Und das macht er dir zum Vorwurf?«, fragte Amy.

»Ich ... wir haben den Großteil der Forschungen zur Geräuschbelastung in diesen Gewässern durchgeführt. Die Behörde hat uns etwas Geld gegeben, damit wir untersuchen, ob der Hochfrequenzlärm von Jet Ski und Parasail-Booten Einfluss auf das Verhalten der Wale nimmt. Wir kamen zu dem Schluss, dass genau das der Fall ist. Fuller war nicht begeistert. Es hat ihn Geld gekostet.«

»Er will einen Delfinpark bauen, oben an der La Perouse Bay«, sagte Kona.

»Was?«, sagte Nate.

»Wie?«, sagte Clay.

»Ein Schwimmbad mit Delfinen drin?«, sagte Amy.

»Ja, Mann. Die karren Leute aus Ohio ran und setzen sie für zweihundert Dollar zu den Tümmlern ins Becken.«

»Wusstet ihr denn nichts davon?« Amy sah Clay an. Er schien immer alles zu wissen, was in der Welt der Wale los war.

»Das höre ich zum ersten Mal. Aber ohne eingehende Untersuchungen wird man es ihm doch bestimmt nicht erlauben ...«

Er sah Nate an. »Oder?«

»Wenn er seine Forschungsgenehmigung verliert, haben wir nichts zu befürchten«, sagte Nate. »Es wird eine Überprüfung geben.«

»Und du sitzt in der Prüfungskommission?«, fragte Amy.

»Nates Name wäre eine Hilfe«, sagte Clay. »Man wird ihn sicher fragen.«

»Dich nicht?«, fragte Kona.

»Ich bin hier nur der Fotograf.« Clay blickte zu den Schaumkronen auf dem Kanal hinaus. »Sieht nicht danach aus, als könnten wir heute rausfahren. Esst auf, dann gehen wir deine Miete bezahlen.«

Nate sah Clay fragend an.

»Man kann ihm kein Geld in die Hand geben«, sagte Clay.

»Er raucht es nur auf. Ich werde seine Miete begleichen.«

»Is' wahr.« Kona nickte.

»Du arbeitest doch nicht mehr für Fuller, oder, Kona?«, fragte Nate.

»Nate!«, mahnte Amy.

»Na ja, er war da, als ich ins Büro kam und jemand alles auf den Kopf gestellt hatte.«

»Lass ihn in Frieden«, erwiderte Amy. »Er ist viel zu niedlich, um böse zu sein.«

»Stimmt genau«, sagte Kona. »Schwester Schnittchen sagt die Wahrheit. Ich bin voll niedlich.«

Clay legte einen Stapel Scheine auf den Tisch. »Übrigens, Nate ... am Dienstag hast du einen Vortrag in der Schutzstation. Sind noch vier Tage. Du und Amy, ihr könntet die Auszeit nutzen, um euch was einfallen zu lassen.«

Nate fühlte sich, als hätte man ihn geohrfeigt. »Vier Tage? Wir haben doch keine Unterlagen mehr. Alles war auf diesen Festplatten.«

»Wie gesagt: Vielleicht wollt ihr die Auszeit nutzen.«

6

Walmädchen

Als Biologe neigte Nate dazu, Analogien im Verhalten von Mensch und Tier zu suchen – möglicherweise etwas öfter, als für ihn gut war. Wenn er beispielsweise über die Anziehungs-kraft nachdachte, die Amy auf ihn ausühte, fragte er sich, wes-halb das Ganze so komplex sein musste. Wieso das menschliche Paarungsritual dermaßen viele Finessen beinhaltete. Warum können wir nicht wie der Gemeine Tintenfisch sein? Das Männchen rudert einfach zum Weibchen, reicht ihr eine ordentliche Ladung Spermien rüber, die sie sich in aller Ruhe unter ihren Umhang klemmt, und schon schwimmen sie getrennter Wege. Ihre Pflicht der Spezies gegenüber ist getan. Einfach, elegant, keine Tücken zwischen den Zeilen ...

Nate hielt Amy den Pappbecher hin. »Ich hab dir einen Kaffee mitgebracht.«

»Danke, mir kommt der Kaffee schon aus den Ohren wieder raus«, erwiderte Amy.

Nate stellte ihren Becher auf den Nachbarschreibtisch und setzte sich vor den Computer. Amy kauerte auf einem Hocker links von ihm und ging die gebundenen Forschungsberichte der vergangenen vier Jahre durch. »Meinst du, daraus ließe sich ein Vortrag zusammenbasteln?«

Nate rieb an seinen Schläfen herum. Trotz einer Hand voll Aspirin und sechs Bechern Kaffee pochte es in seinem Kopf.

»Ein Vortrag? Worüber?«

»Na, worüber wolltest du denn sprechen, bevor das Büro verwüstet wurde? Vielleicht können wir es mit Hilfe der Forschungsberichte aus der Erinnerung rekonstruieren.«

»Ich hab kein so gutes Gedächtnis.«

»Doch, hast du wohl. Du brauchst nur ein paar Eselsbrücken aus diesen Berichten hier.«

Offen und hoffnungsfröhlich wie ein Kind sah sie ihn an. Sie wartete, dass etwas von ihm kam, nur ein Wort, das sie auf die Suche schickte. Das Problem war nur, dass das, was er eigentlich wissen wollte, nicht auf dem Gebiet der biologischen Feldforschung zu finden war. Er brauchte ganz andere Antworten. Er machte sich Gedanken darüber, dass Fuller von dem Einbruch gewusst hatte. Und zwar erstaunlich früh. Außerdem machte er sich Gedanken darüber, dass jemand ihn scheinbar unglaublich verachtete. Nate war in British Columbia geboren und aufgewachsen, und Kanadier ließen sich nicht gern beleidigen. Es gehörte zum Nationalcharakter. »Sei höflich«, lautete das ungeschriebene, unausgesprochene Gesetz, das fest in der Psyche des gesamten Landes verankert war. (Natürlich gab es – wie bei jedem Gesetz – Ausnahmen: Teile von Quebec, wo man die Geisteshaltung der Franzosen pflegte, »abweisend bis zum Streit, mit anschließender Kapitulation«; und Eishockey, bei dem Kanadier ungestraft andere Menschen schubsen, schlagen, boxen, rempeln, rammen und prügeln dürfen, einzig unterbrochen von Gotteslästerungen, Beschimpfungen, Sodomie-Vorwürfen, und das normalerweise – wie der Zufall es will – auf Französisch.) Nate war kein Frankokanadier und auch kein großer Hockeyspieler, so dass die Vorstellung, jemanden dermaßen gegen sich aufgebracht zu haben, dass dieser Mensch bereit war, seine gesamte Forschungsarbeit zu vernichten ... nun, sie beschämte ihn.

»Amy«, sagte er, als er – nur Sekunden später, wie er hoffte – wieder im Zimmer gelandet war, »habe ich bei unserer Arbeit etwas übersehen? Ist mir bei den Daten was entgangen?«

Amy nahm auf ihrem Hocker die Pose von Rodins *Der Denker* ein, das Kinn auf ihre Hand gestützt, die Stirn in ernste, nachdenkliche Falten gelegt. »Nun, Dr. Quinn, darauf könnte ich Ihnen eine Antwort geben, wenn Sie mir diese Daten mitgeteilt

hätten, aber da ich nur weiß, was ich eigenhändig gesammelt oder analysiert habe, muss ich – wissenschaftlich formuliert – sagen: Keine Ahnung.«

»Danke«, sagte Nate und musste unwillkürlich lächeln.

»Du hast nur gesagt, da gäbe es etwas, dessen Entschlüsselung kurz bevorstünde. Im Gesang der Wale, meine ich. Was war das?«

»Na, wenn ich es wüsste, hätte ich es ja entschlüsselt, oder?«

»Du hast doch eine Vermutung. Du musst eine Theorie haben. Sag mir, was es ist, und dann wenden wir die Daten auf deine Theorie an. Ich bin bereit, die Arbeit zu übernehmen, die Daten zu rekonstruieren, aber du musst mir schon vertrauen.«

»Keiner Theorie hat ein Abgleich mit Daten je genützt, Amy. Daten töten Theorien. Einer Theorie geht es am allerbesten, wenn sie nackt vor einem liegt, rein, ungetrübt von Fakten. Belassen wir es lieber dabei.«

»Dann hast du also eigentlich gar keine Theorie?«

»Genauso ist es.«

»Du verlogener Fischkopf.«

»Ich könnte dich feuern. Selbst wenn Clay dich eingestellt hat, bin ich bei diesem Unternehmen noch nicht vollkommen überflüssig. Ich habe hier das Sagen, mehr oder weniger. Ich könnte dich feuern. Wovon willst du dann leben?«

»Ich verdiene hier ja gar kein Geld.«

»Siehst du? Wieder ein makelloses Konzept ... von Fakten ruiniert.«

»Dann feuer mich eben.« Amy gab nicht mehr den *Denker*. Sie sah jetzt eher aus wie ein böser, dunkler Elf.

»Ich glaube, sie kommunizieren«, sagte Nate.

»Selbstverständlich kommunizieren sie, du Dummbart. Meinst du, sie singen, weil sie sich am Klang ihrer eigenen Stimme ergötzen?«

»Es steckt mehr als das dahinter.«

»Dann erzähl es mir!«

»Wer nennt denn jemanden Dummbart? Was zum Teufel ist ein Dummbart?«

»Ein Dummerjan mit Doktortitel. Wechsel nicht das Thema.«

»Ist doch egal. Ohne die akustischen Daten kann ich dir nicht mal zeigen, was ich vermute. Außerdem fürchte ich, dass meine kognitiven Kräfte bald versagen.«

»Will sagen?«

Will sagen, dass ich langsam seltsame Dinge sehe, dachte er. Will sagen, dass ich dich, ungeachtet des Umstands, dass du da stehst und mich anschreist, am liebsten packen und küsste würde, dachte er. Mann, bin ich im Arsch, dachte er. »Will sagen, dass ich leicht verkatert bin. Tut mir Leid. Sehen wir mal nach, was wir aus den Notizen zusammenbasteln können.«

Amy glitt vom Hocker und sammelte die Forschungsberichte ein.

»Wo willst du hin?«, fragte Nate. Hatte er sie irgendwie gekränkt?

»Uns bleiben vier Tage, um einen Vortrag zusammenzustellen. Ich geh rüber in meine Hütte und leg los.«

»Wie? Worüber?«

»Vielleicht ›Buckelwale: Unsere feuchten, wundersamen Freunde aus der Tiefe ...‹«

»Es werden eine ganze Menge Forscher da sein. Biologen ...«

Nate legte eine kurze Pause ein.

»... und wieso wir sie mit Stöcken pieksen sollten.«

»Schon besser«, sagte Nate.

»Das kriegen wir hin«, sagte sie und ging hinaus.

Aus irgendeinem Grunde war er voller Hoffnung. Erregt sogar. Wenn auch nur eine Sekunde lang, Dann, nachdem sie zur Tür hinausgegangen war, riss ihn eine Woge der Melancholie mit sich, und zum dreißigsten Mal an diesem Tag bereute er, nicht Apotheker geworden zu sein oder Charter-Kapitän oder irgendwas, das einem das Gefühl gab, lebendiger zu sein ... Pirat etwa.

Die Komische Alte wohnte auf einem Vulkan und glaubte, die Wale sprächen mit ihr. Gegen Mittag rief sie an, und Nate wusste schon, dass sie es war, bevor er den Hörer abgenommen hatte. Er wusste es, weil sie immer anrief, wenn es zu windig war, um rauszufahren.

»Nathan, wieso seid ihr nicht draußen auf dem Kanal?«, sagte die Komische Alte.

»Hallo, Elizabeth, wie geht es dir heute?«

»Bleib beim Thema! Sie haben mir gesagt, dass sie mit dir sprechen wollen. Heute. Wieso bist du nicht draußen?«

»Du weißt, wieso ich nicht draußen bin, Elizabeth. Es ist zu stürmisch. Du siehst die Schaumkronen genauso gut wie ich.«

Vom Hang des Haleakala beobachtete die Komische Alte das Treiben auf dem Kanal mit einem Himmels-Teleskop und einem Fernglas, das aussah wie eine Stereo-Bazooka auf einem Präzisionsstativ, verankert in tonnenschwerem Beton.

»Sie sind verärgert, weil du nicht draußen bist. Deshalb ruf ich an.«

»Und ich freue mich, dass du anrufst, Elizabeth, aber ich hab gerade alle Hände voll zu tun.«

Nate hoffte, dass er nicht zu harsch klang. Die Komische Alte meinte es gut. Und in gewisser Weise waren sie abhängig von der Gnade ihrer Großzügigkeit, denn wenn sie das Papa-Lani-Gelände auch »gespendet« haben mochte, hatte sie es ihnen

doch nicht direkt überschrieben. Sie befanden sich sozusagen in einem Zustand permanenter Pacht. Elizabeth Robinson war allerdings wirklich sehr großzügig und warmherzig, wenn sie auch komplett durchgeknallt sein mochte.

»Nathan, ich bin doch nicht durchgeknallt«, sagte sie.

Oh, doch, das bist du, dachte er. »Das weiß ich«, sagte er.
»Aber ich muss heute wirklich einiges fertig kriegen.«

»Woran arbeitest du?«, fragte Elizabeth. Nate konnte hören, dass sie mit einem Bleistift auf ihrem Schreibtisch herumfuhrwerkte. Sie machte sich Notizen, wenn sie sich unterhielten. Er wusste nicht, was sie mit den Notizen anstellte, aber es störte ihn.

»Ich muss in vier Tagen einen Vortrag halten – in der Schutzstation.« Warum, warum nur hatte er es ihr erzählt? Warum? Jetzt würde sie in ihrem uralten Mercedes, der aussah, als hätte er einer Nazigröße gehört, den Berg heruntergeklappert kommen, im Publikum sitzen und endlos Fragen stellen, von denen sie genau wusste, dass er sie nicht beantworten konnte.

»Sollte kein Problem sein. Wie oft hast du das schon gemacht? Zwanzig Mal?«

»Ja, Elizabeth, aber gestern ist bei uns eingebrochen worden. Meine gesamten Notizen, die Bänder, die Analysen ... alles weg.«

Einen Moment lang war es still in der Leitung. Nate konnte die Komische Alte atmen hören. Schließlich: »Das tut mir wirklich Leid, Nathan. Sind alle soweit okay?«

»Ja, es ist passiert, als wir draußen bei der Arbeit waren.«

»Kann ich irgendwas tun? Ich meine, ich kann euch nicht viel geben, aber wenn –«

»Nein, es wird schon gehen. Ich hab nur viel Arbeit, mit der ich wieder ganz von vorn anfangen muss.« Früher mochte die Komische Alte mal steinreich gewesen sein, und sie wäre es

sicher auch wieder, wenn sie den Grund und Boden verkaufte, auf dem Papa Lani stand, aber Nate glaubte nicht, dass sie nach der letzten Baisse am Markt viel Geld entbehren konnte. Und selbst wenn sie es konnte, wäre das Problem mit Bargeld nicht zu lösen.

»Nun, dann geh du nur wieder an die Arbeit. Aber versuch, morgen rauszufahren. Da draußen ist ein großer Bulle, der möchte, dass du ihm ein scharfes Pastrami-Sandwich auf dunklem Brot mitbringst.«

Nate grinste und schnaubte fast ins Telefon. »Elizabeth, du weißt doch, dass sie hier in unseren Breiten nichts fressen.«

»Ich geb die Nachricht nur weiter, Nathan. Und lach mich nicht aus. Es ist ein riesiger Bulle, der anscheinend gerade aus Alaska kommt ... ehrlich gesagt, weiß ich nicht, wieso er Hunger haben sollte. Er ist groß wie ein Haus. Jedenfalls ... mit Schweizer Käse und scharfem, englischem Senf, das war unmissverständlich. Er hat eine ungewöhnliche Zeichnung an der Fluke. Ich konnte sie von hier aus nicht erkennen, aber er sagt, du würdest ihn wiedererkennen.«

Nate merkte, wie sein Gesicht vor Schreck ganz taub wurde.

»Elizabeth –«

»Ruf mich an, wenn du irgendwas brauchst, Nathan. Grüß mir Clay. Aloha.«

Nathan Quinn ließ den Hörer aus der Hand gleiten, dann stolperte er wie ein Zombie aus dem Büro in seine Hütte, wo er den Entschluss fasste, ein kleines Nickerchen zu machen und liegen zu bleiben, bis er aufwachen würde und die Welt nicht mehr so entnervend undurchschaubar wäre.

Am Rande eines Traums, in dem er vergnügt eine Zwanzig-Meter-Jacht die Second Street in Seattle entlangsteuerte und dabei langsamere Fahrzeuge beiseite spülte, während Amy im silbernen Bikini und ungewohnt sonnengebräunt am Bug stand und den Menschen zuwinkte, die an den Fenstern ihrer Büros im

ersten Stock die Freiheit und Macht des *Mighty Quinn* bestaunten – am Rande eines Traums, der nicht schöner hätte sein können, platzte Clay herein.

»Kona zieht in Hütte Sechs ein.«

»Wirf ein paar Leinen ins Wasser, Amy«, sagte Nate, den Morpheus' Arme immer noch umschlungen hielten. »Wir kommen gleich zum Pike's Place Market, und da gibt's Fisch.«

Clay wartete, lächelte nicht wirklich, aber auch nicht unwirlich, während sich Nate aufsetzte und den Schlaf aus seinen Augen rieb. »Du fährst mit einem Boot auf der Straße?«, sagte Clay nickend. Alle Skipper hatten diesen Traum.

»Seattle«, erklärte Nate. »Das Zodiac wohnt in Hütte Sechs.«

»Wir haben unser Schlauchboot seit zehn Jahren nicht mehr benutzt. Es verliert Luft.« Clay trat in den Schrank, der als Raumteiler zwischen Wohn- und Schlafbereich und Küche diente. Er nahm einen Stapel Bettwäsche und dann ein paar Handtücher.

»Du würdest nicht glauben, wie sie diesen Jungen untergebracht hatten, Nate. Es war so eine Blechbaracke draußen beim Flughafen. Zwanzig, dreißig Leute in kleinen Ställen mit Feldbetten. Die haben nicht mal genug Platz, sich umzudrehen, ohne mit den Ellbogen irgendwo anzustoßen. Die elektrischen Leitungen waren ganz normale Verlängerungskabel, die oben über den Ställen entlangliefen. Für sechshundert Dollar im Monat.«

Nate zuckte mit den Schultern. »Und? Wir haben in den ersten paar Jahren auch so gelebt. So macht man das. Es könnte sein, dass wir die Hütte Nummer Sechs noch brauchen. Als Lager oder so.«

»Nein«, sagte Clay. »Diese Blechbaracke war eine Sauna und außerdem brandgefährdet. Da wird er nicht wohnen. Er ist einer von uns.«

»Aber Clay, er ist doch erst seit gestern hier. Außerdem ist er wahrscheinlich kriminell.«

»Er ist einer von uns«, wiederholte Clay, und das war 's dann. In Fragen der Loyalität hatte Clay sehr konkrete Vorstellungen. Wenn Clay beschlossen hatte, dass Kona einer von ihnen war, dann war er einer von ihnen.

»Okay«, sagte Nate und fühlte sich, als sollte die Medusa bei ihnen einziehen. »Die Komische Alte hat angerufen.«

»Wie geht's ihr?«

»Noch immer durchgeknallt.«

»Und du?«

»Auf bestem Wege.«

7

Schützt Mich! Schützt Mich! Rief der Buckelwal.

Wenn Besucher zum ersten Mal in die »Hawaiian Islands Humpback Whale«-Schutzstation kommen – fünf babyblaue Holzhäuser, abgesetzt in Kobaltblau, direkt an der gewaltigen Maalaea Bay, mit Blick auf die Ruinen eines alten Salzwasser-Fischteiches –, ist die erste Reaktion meist: »Hey, das ist ja keine besonders tolle Schutzstation. Da kriegt man ja vielleicht gerade mal drei Wale unter, wenn's hochkommt.« Bald allerdings merken sie dann, dass es sich bei diesen Gebäuden nur um Büros und ein Besucherzentrum handelt. Das eigentliche Schutzgebiet umfasst die Kanäle, die von Molokai zur großen Insel Hawaii führen, die Gewässer zwischen Maui, Lanai und Kahoolawe und dazu die Nordküsten von Oahu und Kauai, wo es reichlich Platz für einen ganzen Haufen Wale gibt, was auch der Grund sein dürfte, wieso man sie dort hält.

Etwa hundert Leute standen draußen vor dem Vortragssaal herum, als Nate und Amy mit dem Pick-up auf den Parkplatz einbogen.

»Scheint gut besucht zu sein, oder?«, sagte Amy. Sie war erst einmal bei einem der wöchentlichen Vorträge in der Schutzstation gewesen, und den hatte Gilbert Box gehalten, ein mürrischer Biologe, der mit Unterstützung der Internationalen Walfangskommission forschte und Grafiken und Zahlen herunterratterte, bis die zehn Anwesenden am liebsten eigenhändig einen Wal geschlachtet hätten, nur um ihm das Maul zu stopfen.

»Guter Durchschnitt. Verhaltensforschung zieht immer mehr als bloße Statistik. Wir sind eben sexy«, sagte Nate grinsend.

Amy schnaubte. »Oh ja, ihr Jungs seid die Mae Wests unter den Freaks.«

»Wir sind Action-Freaks«, erwiderte Nate. »Abenteuer-Freaks. Romantik-Freaks.«

»Freaks«, sagte Amy.

Nate sah den klapperdürren Gilbert Box ein wenig abseits der Menge stehen, mit einem Strohhut, dessen Krempe so breit war, dass sie im Zweifel noch drei weiteren Leuten Schatten bot. Dazu trug er eine gigantische Sonnenbrille, wie man sie zum Schweißen oder als Schutz vor einem Atomblitz aufsetzte. Sein ausgemergeltes Gesicht war weiß vom Zinkoxid, das er als Sonnenschutz verwendete, wenn er nicht im Wasser war. Er trug ein langärmliges Khakihemd mit entsprechender Hose und stützte sich auf einen weißen Sonnenschirm, ohne den er niemals vor die Tür ging. Es war eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, eine warme Brise wehte von der Maalaea Bay heran, und Gilbert Box sah aus wie Gevatter Tod auf einem Verdauungsspaziergang – vor einer arbeitsamen Nacht, in der er Millionen glücklichen Gewinnern Herzinfarkte und Tumore bringen würde.

Nate hatte Box den Spitznamen »Graf Zahl« verpasst, nach dem Sesamstraßen-Vampir mit dem besessenen Drang, alles zu zählen. (Nate war für die Sesamstraße schon zu alt gewesen, hatte sie aber noch in der zehnten Klasse gesehen, wenn er seinen kleinen Bruder Sam hütete.) Die Leute waren der Ansicht, »Graf Zahl« sei ein ausgesprochen passender Name für einen Walzähler mit einer Aversion gegen Wasser und Sonnenlicht, und so hatte sich der Name sogar außerhalb von Nates und Clays unmittelbarem Dunstkreis durchgesetzt.

Panik krabbelte an Nates Rückgrat hinauf. »Sie werden merken, dass wir nur so tun als ob. Der Graf wird uns den Vortrag um die Ohren hauen, sobald ich irgendwas sage, was wir nicht mit Daten untermauern können.«

»Woher soll er es wissen? Vor einer Woche hattest du die Daten ja noch. Außerdem: wieso wir? Ich bediene hier nur den Projektor.«

»Vielen Dank auch.«

»Da drüben ist Tarwater«, sagte Amy. »Wer sind diese Frauen, mit denen er da redet?«

»Wahrscheinlich irgendwelche Walliebhaberinnen«, sagte Nate und tat, als wären seine gesamten geistigen Kapazitäten damit ausgelastet, den Pick-up in eine Parklücke zu quetschen, in der vier Autos Platz gefunden hätten. Die Frauen, mit denen sich Tarwater unterhielt, waren Dr. Margaret Painborne und Dr. Elizabeth »Libby« Quinn. Sie arbeiteten mit zwei ausgesprochen maskulin wirkenden, jungen Frauen zusammen und studierten das Kuh/Kalb-Verhalten und Soziale Lautgebung. Sie leisteten gute Arbeit, dachte Nate, selbst wenn ihm das Thema zu geschlechtsspezifisch war. Margaret war Ende vierzig, klein und rund, mit langem, grauem Haar, das sie permanent zu einem Zopf gebunden trug. Libby war fast zehn Jahre jünger, schlank und langbeinig, mit blondem, leicht ergrautem, kurzem Haar, und sie war – vor nicht allzu langer Zeit – Nates dritte Frau gewesen. Eine zweite, gänzlich anders geartete Woge der Beklommenheit spülte über Quinn hinweg. Es war das erste Mal, dass er Libby begegnete, seit Amy im Team war.

»Die sehen nicht wie Walliebhaberinnen aus«, sagte Amy.

»Eher wie Wissenschaftlerinnen.«

»Wieso das?«

»Die sehen aus wie Action-Freaks.« Amy schnaubte erneut und kletterte aus dem Truck.

»Das ist nicht sehr professionell«, sagte Nate, »dieses Schnaußen, du dauernd drauf hast.« Aber Amy war schon auf dem Weg zum Vortragssaal, mit einem Rundmagazin voller Dias unter dem Arm.

Nate zählte über dreißig Forscher in der Menge, als er näher kam. Und das waren nur diejenigen, die er persönlich kannte. Die ganze Saison über kamen neue Leute vom Festland herüber – Doktoranden, Film-Crews, Reporter, Leute von der Fischereibehörde, Förderer –, und alle bemühten sich um die wenigen Forschungsgenehmigungen, die für das Schutzgebiet erteilt wurden.

Aus unerfindlichem Grund steuerte Amy zielstrebig auf Cliff Hyland und Tarwater, den Marine-Wachhund, zu, der seine Uniform abgelegt und gegen Dockers und ein Tommy Bahama-T-Shirt eingetauscht hatte. Allerdings wirkte er noch immer fehl am Platz, weil auch diese Kleidung messerscharf gebügelt war. Seine Schuhe hatte er mit Spucke poliert, und er stand da, als hätte man ihm eine kalte Eisenstange ans Rückgrat geschnallt.

»Hey, Amy«, sagte Cliff. »Tut mir Leid, das mit dem Einbruch. Schlimm?«

»Wird schon wieder«, erwiederte Amy.

Nate schlenderte hinter Amy heran. »Hey, Cliff. Captain.« Er nickte beiden zu.

»Tut mir Leid, das mit dem Einbruch, Nate«, sagte Cliff noch einmal. »Ich hoffe, euch ist nichts Wichtiges abhanden gekommen.«

»Wir sind im Arsch«, sagte Nate.

Und Tarwater lächelte – zum ersten Mal überhaupt, wie Nate glaubte.

»Wir kommen schon zurecht.« Amy grinste und schwenkte ihr Dia-Magazin wie einen Talisman mit Zauberkräften.

»Ich überleg schon, ob ich mir einen Job bei Starbucks suchen soll«, sagte Nate.

»Hey, Cliff, woran arbeiten Sie eigentlich gerade?«, fragte Amy, nachdem sie irgendwie nah genug an Cliff Hyland heran-

gerückt war, dass sie ihn mit großen, mädchenhaft blauen Augen und diesem Ausdruck eines faszinierten Kindes ansehen konnte.

Nate zuckte zusammen. Das war nicht ... also, so was tat man einfach nicht. Man fragte nicht, jedenfalls nicht so unverblümt.

»Nur so Sachen für die Navy«, sagte Cliff und wollte offensichtlich von Amy abrücken, wusste aber, wenn er es täte, würde er wohl sein Gesicht verlieren.

Nate sah, wie Amy das männliche Ego seines nicht mehr ganz jungen Freundes in Angriff nahm, indem sie einfach einen Schritt näher trat. Auch Tarwater reagierte, schien genervt zu sein, dass sich Amy nur um Cliff kümmerte. Oder vielleicht war er auch nur genervt von Amy, weil sie nervig war. Manchmal musste sich Nate daran erinnern, nicht wie ein Biologe zu denken.

»Wissen Sie, Cliff«, sagte Amy, »neulich habe ich mal einen Blick auf die Karte geworfen, und Sie sollten sich festhalten, denn es könnte Sie schockieren, aber in Iowa gibt es gar keine Küste. Ich meine, stört das nicht irgendwie beim Studium von Meeressäugern?«

»Stimmt ... wenn man es so sieht«, sagte Cliff. »Wo waren Sie vor zehn Jahren, als ich den Posten angenommen habe?«

»Grundschule«, antwortete Amy. »Was ist das für eine große Kiste in Ihrem Boot? Sonaranlage? Infraschall? Machen Sie wieder so eine LFA-Studie?«

Tarwater räusperte sich.

»Amy«, unterbrach Nate das Geplänkel, »wir sollten da drinnen lieber aufbauen.«

»Stimmt«, sagte Amy. »War nett, mit Ihnen zu plaudern.«

Sie ging. Nate grinste ... aber nur eine Sekunde. »Tut mir Leid. Du weißt ja, wie es ist.«

»Yeah.« Cliff Hyland lächelte. »Wir haben dieses Jahr zwei Examenskandidaten bei uns.«

»Aber *wir* haben unsere Handlanger zu Hause gelassen, damit sie Daten auswerten«, fügte Tarwater hinzu.

Nate und Cliff sahen sich an wie zwei alte Löwen mit abgebrochenen Zähnen, denen der Stolz schon lange abhanden gekommen war – müde, aber überzeugt davon, dass sie, wenn sie sich zusammentäten, das jüngere Männchen bei lebendigem Leib zerfleischen könnten. Cliff zuckte fast unmerklich mit den Schultern, und diese kleine Geste sagte: *Tut mir Leid, Nate. Ich weiß, er ist ein Arschloch, aber was soll ich machen? Er gibt das Geld.*

»Ich geh lieber rein«, sagte Nate und kloppte auf die Notizen in seiner Hemdtasche. Er kam noch an ein paar Bekannte vorbei, sagte im Vorübergehen »Hallo!« und platzte dann gleich hinter der Tür in einen kleinen Albtraum: Amy war in ein Gespräch mit seiner Ex-Frau Libby und deren Partnerin Margaret verstrickt.

Es war folgendermaßen gewesen: Sie hatten sich vor zehn Jahren kennen gelernt, im Sommer in Alaska, eine abgelegene Hütte auf Baranof Island an der Chatham Strait, wo man Wissenschaftlern Zugang zu ein paar festen Schlauchbooten und so viel Dosenbohnen, Räucherlachs und russischem Wodka gewährte, wie sie konsumieren konnten. Nate hatte damit begonnen, das Ernährungsverhalten seiner geliebten Buckelwale zu beobachten und Laute aufzunehmen, die ihm helfen sollten, dieses Lied zu interpretieren, das sie sangen, wenn sie vor Hawaii waren. Libby machte Biopsien zur Population der einheimischen (fischfressenden) Killerwale, um zu beweisen, dass die vielen verschiedenen Familien im Grunde demselben Clan angehörten und in Wahrheit blutsverwandt waren. Zwei Jahre zuvor hatte er sich von seiner zweiten Frau scheiden lassen. Libby war dreißig und hatte noch zwei Monate bis zum Abschluss ihrer Dissertation in Cetologie. Entsprechend hatte sie seit der Highschool im Grunde nur Zeit für ihre Forschungen gehabt – neben gelegentlichen Affären mit Skippern, älteren

Forschern, Examenskandidaten, Fischern und hin und wieder einem Fotografen oder Dokumentarfilmer. Sie wechselte ihre Partner nicht besonders häufig, aber man segelte durch ein Meer von Männern, wenn man Wale erforschte, und sofern man sein Leben nicht einsam und allein verbringen wollte, lief man hin und wieder in einen gemütlichen, wenn auch etwas verlotterten Hafen ein. Die Rastlosigkeit der Arbeit vertrieb manch eine Frau aus dieser Forschung. Andererseits gab sich Nate alle Mühe, die männliche Seite der Balance zu sichern, indem er eine Walforscherin heiratete, da nur jemand, der genauso besessen, rastlos und eindimensional war, in der Lage wäre, diese Qualitäten in seinem Partner würdigen zu können. Diese Argumentation kündete natürlich von einem Sieg der Romantik über die Vernunft, der Ironie über den klaren Geist und der reinen Dummheit über den gesunden Menschenverstand. Mit einer Wissenschaftlerin verheiratet zu sein, hatte Nate lediglich die Frage erspart, woran er gerade dachte, wenn er sich im Bett postkoital an sein Weib schmiegte. Sie wusste, was er dachte, weil sie beide an das Gleiche dachten: Wale.

Sie waren beide schlank und blond und wettergegerbt, und eines Abends, als sie Ausrüstung an Land schleppten, zog Libby den Reißverschluss an ihrem Rettungsanzug auf und knotete die Ärmel um ihre Taille, um sich freier bewegen zu können. Nate sagte: »Das steht dir richtig gut.«

Niemand, absolut niemand, sieht in einem Rettungsanzug gut aus (es sei denn, man steht auf orange phosphoreszierende Marshmallow-Männchen), aber Libby machte sich nicht mal die Mühe, die Augen zu verdrehen. »In meiner Hütte gibt es Wodka und eine Dusche«, sagte sie.

»Ich hab auch eine Dusche in meiner Hütte«, erwiderte Nate.

Libby schüttelte nur den Kopf und stapfte den Pfad hinauf. Über die Schulter hinweg rief sie: »In fünf Minuten steht unter meiner Dusche eine nackte Frau. Unter deiner auch?«

»Oh«, sagte Nate.

Noch immer waren sie beide schlank, nur nicht mehr blond. Nate war komplett ergraut und Libby auf dem besten Weg dorthin. Sie lächelte, als sie ihn kommen sah. »Wir haben von eurem Einbruch gehört, Nate. Ich wollte dich anrufen.«

»Schon okay«, sagte er. »Da kann man nicht viel machen.«

»Meinst du«, sagte Amy. Sie wippte auf den Fußballen, als würde sie jeden Augenblick explodieren oder durch den Saal tigern.

»Ich glaube, das hier könnte den Verlust möglicherweise lindern«, erklärte Libby. Sie holte den Rucksack von ihrer Schulter, langte hinein und holte eine Hand voll CDs in Papphüllen hervor. »Wetten, die hastest du schon vergessen? Du hast sie uns letztes Jahr geliehen, damit wir uns die soziale Kommunikation im Hintergrund rauskopieren können.«

»Es sind sämtliche Aufnahmen von Walgesängen aus den letzten zehn Jahren«, sagte Amy. »Ist das nicht toll?«

Nate fühlte sich, als müsste er gleich in Ohnmacht fallen. Erst ging die Arbeit der letzten zehn Jahre verloren, und kaum hatte er sich mit dem Verlust abgefunden, da bekam er alles zurück. Er legte eine Hand auf Libbys Schulter, um sich abzustützen. »Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Ich dachte, du hättest sie mir längst zurückgegeben.«

»Wir haben Kopien angefertigt.« Margaret trat näher an Quinn heran und stellte so einen Fuß zwischen ihn und seine Ex-Frau. »Du hast gesagt, es sei okay. Wir haben sie nur benutzt, um sie mit unseren eigenen Aufnahmen abzugleichen.«

»Ist auch okay«, erwiderte Nate. Fast hätte er ihr auf die Schulter geklopft, aber als er sich in ihre Richtung bewegte, zuckte sie zurück, und er ließ die Hand sinken. »Danke, Margaret.«

Margaret hatte sich mittlerweile zwischen Nate und Libby geschoben, machte sich selbst zur Barrikade (ein Verhalten, das sie offenbar aus ihren Kuh/Kalb-Studien übernommen hatte, denn eine Buckelwalmutter machte es nicht anders, wenn sich ihrem Kalb Boote oder verliebte Bullen näherten).

Amy riss Libby den Stapel CDs aus der Hand. »Die sollte ich mir schnell mal ansehen. Vielleicht finde ich ein paar passende Aufnahmen, mit denen wir die Dias untermalen können, wenn ich mich beeile.«

»Ich komme mit«, sagte Margaret, wobei sie Amy musterte. »Meine Schrift lässt zu wünschen übrig. Möglich, dass du die Katalognummern nicht entziffern kannst.«

Und schon waren sie auf dem Weg zum Projektor, während Nate bei Libby stehen blieb und sich fragte, was genau hier eigentlich vor sich ging.

»Sie hat wirklich einen bemerkenswerten Hintern, Nate«, sagte Libby, während sie Amy hinterhersah.

»Jep«, sagte Nate, um diesem Gespräch zu entgehen. »Sie ist auch ziemlich aufgeweckt.«

Irgendwann in der letzten Woche hatte eine leise Stimme in seinem Kopf gefragt: *Kann es noch viel schräger werden?* Und nun hatte er innerhalb von zwei Minuten diverse Zustände durchlitten: Angst, Verlegenheit, Angst, Erleichterung, Dankbarkeit, und jetzt lechzte er gemeinsam mit seiner Ex-Frau irgendwelchen Bräuten hinterher. *O ja, kleine Stimme, schräger kann es immer werden.*

»Mir scheint, Margaret ist auf Rekrutierungsmission«, sagte Libby. »Ich hoffe, sie hat vorher unser Budget gecheckt.«

»Amy arbeitet unentgeltlich«, erklärte Nate.

Libby stellte sich auf die Zehenspitzen und flüsterte: »Ich glaube, eben wurde der erste Schritt zu einem echten Mädchen-Team getan.« Dann gab sie ihm einen Kuss auf die Wange.

»Mach die Bande heute Abend nieder, Nate.« Und schon lief sie Amy und Margaret nach.

Clay und Kona trafen ein, als Libby gerade gegangen war, und ärgerlicherweise starre Kona Libby hinterher.

»Irie, Boss Nate. Wer ist das knackige Tantchen, das da eben an dir rumgenuckelt hat?« (Wie so viele echte Hawaiianer nannte Kona jede Frau aus einer älteren Generation »Tantchen«, selbst wenn er scharf auf sie war.)

»Du hast ihn mitgebracht«, sagte Nate zu Clay, ohne sich nach ihm umzudrehen.

»Er muss noch viel lernen«, erwiderte Clay. »Libby kam mir so freundlich vor.«

»Sie ist scharf auf Amy.«

»Oh, welch mieses Niedertracht, ein Mann um seine Schnittchen zu berauben, und dann noch wegen unlautere Beweggründe, nur um sich an ihr zu schubbern. Das Schnittchen gehört zu unserem Stamm.«

»Libby war Nates dritte Frau«, erklärte Clay, als könnte das in irgendeiner Form erhellen, wieso Libby niederträchtigerweise darauf aus war, ihr Sahneschnittchen zu entführen.

»Echt jetzt?«, sagte Kona und schüttelte verwirrt sein Medusenhaupt. »Du hast 'ne Lesbe geheiratet?«

»Es lag an den Walpimmeln«, erklärte Clay, was nicht eben zur Erhellung beitrug.

»Ich geh mal lieber und hol meine Unterlagen«, sagte Nate.

8

Gut gesprochen

»Biologie«, sagte der Pseudo-Hawaiianer, »der Scheiß macht uns alle zu Sexmarionetten.« Clay hatte ihm eben alles erzählt. Die Geschichte ging folgendermaßen:

Nach fünf Ehejahren mit Nathan Quinn war Libby den Sommer über ans Beringmeer gefahren, um weibliche Nordkaper mit Satellitensendern auszustatten. Sie arbeitete bereits mit Margaret Painborne zusammen, die damals das Verhalten der Wale während ihrer Paarungszeit und der Trächtigkeit erforschte. Das Beste war, die Kühe durchgehend im Auge zu behalten. Nun kann es unglaublich schwierig sein, das Geschlecht eines Wals zu bestimmen, da die Genitalien aus hydrodynamischen Gründen allesamt von außen nicht zu sehen sind. Ohne eine Biopsie oder einen Aufenthalt im Wasser bei den Tieren (was im Beringmeer nach drei Minuten den Tod bedeutet), bleibt einem zur Geschlechtsbestimmung im Grunde nur, eine Kuh zu erwischen, wenn sie ihr Kalb bei sich hat, oder den Moment abzuwarten, in dem sich die Tiere paaren. Libby und Margaret hatten beschlossen, sie bei der Paarung zu markieren. Ihr Basisschiff war ein Fünfundzwanzig-Meter-Schoner, den Scripps ihnen für das Projekt ausgeliehen hatte. Zum eigentlichen Markieren benutzten sie jedoch ein wendiges Schlauchboot mit 40-PS-Motor.

Sie hatten eine Kuh entdeckt, die sich der Avancen zweier riesiger Bullen zu erwehren versuchte. Der Nordkaper ist eines der wenigen Tiere auf der Welt, das bei der Paarung eine Art Ausspülungs-Methode anwendet. Das heißt, dass sich Kühe mit mehreren Bullen paaren, aber nur derjenige, der das Sperma aller anderen Mitbewerber am gründlichsten ausspült, gibt seine Gene an die nächste Generation weiter. Entsprechend siegt oft genug der Bulle mit dem größten Gemächt, und männliche

Nordkaper haben das gewaltigste Gemächt der Welt, mit Hoden, die bis zu einer Tonne wiegen, und drei Meter langen Penissen, die nicht nur lang sind, sondern mit denen sie auch greifen können, so dass es ihnen möglich ist, um die Flanke einer Kuh zu langen und sich heimlich, still und leise einzuschleichen.

Libby saß am Bug des Bootes und machte sich mit einer fünf Meter langen Fiberglasstange bereit, deren Spitze (neben der Satelliteinheit) mit einem stählernen Widerhaken ausgestattet war. Margaret steuerte den Außenborder, manövrierte sich auf eisigen Zwei-Meter-Wellen in eine Position, aus der heraus Libby den Sender anbringen konnte. Nordkaper sind nicht besonders schnell (die Walfänger haben sie allen Ernstes von Ruderbooten aus erlegt), aber sie sind groß und breit, und im Wahn der Paarungshatz bietet ein kleines Motorboot in etwa so viel Schutz vor ihren zuckenden Sechzig-Tonnen-Leibern, als würde man mit einer Rüstung aus Alufolie ins Turnier ziehen. Und die edle Libby, Action-Freak-Girl, das sie war, sah aus wie ein tapferer Ritter in phosphoreszierendem Orange, die Lanze bereit, während ihr treues Ross *Evinrude* sie über die Wogen trug.

Und als sich das Boot der Kuh näherte, die links und rechts von gewaltigen Bullen umzingelt war, rollte sie sich auf den Rücken, so dass ihre Genitalien gen Himmel deuteten. Dann wurde sie langsamer, und Margaret steuerte das Boot zwischen die Schwänze der beiden Bullen, damit Libby den Sender anbringen konnte. Die Kuh ließ sich unter das Boot treiben, und Margaret fuhr den Motor herunter, um das Tier nicht mit dem Propeller zu verletzen.

»Scheiße!«, schrie Libby. »Hol uns hier raus! Hol uns raus!«

Ein einziger Flukenschlag würde sie ins Wasser stoßen, wo Unterkühlung und Tod schon warteten. Libby hatte ihren Überlebensanzug heruntergerollt, um die Harpune manövrieren zu können. Sie wäre in Sekundenschnelle abgesoffen.

Plötzlich ragten zu beiden Seiten zwei gewaltige Penisse aus dem Wasser auf. Die Bullen suchten ihr Ziel, rückten näher an die Kuh heran, machten solche Wellen, dass die beiden Frauen auf den Boden ihres Bootes fielen. Über ihnen ragten zwei rosige Türme auf, suchten ihr Ziel, tasteten an den Rändern des Bootes herum, so dass Schleim über die Gummiwand des Bootes rann (und über die Biologinnen), stocherten herum, peitschten und missbrauchten die beiden Frauen in jeder Hinsicht. Die Kuh hatte das Schlauchboot mittlerweile direkt über ihrem Geschlecht, benutzte es als provisorisches Diaphragma. Dann begegneten sich die beiden Walpimmel direkt über dem Boot, und beide Bullen dachten offenbar, sie hätten ihr Ziel gefunden, und da sie nicht zu spät kommen wollten, spritzten sie gewaltige Ströme von klebrigem Walsperma ins Boot, über die Ausrüstung und die Forscherinnen, überspülten die Dollborde, setzten den Motor unter Sperma, bis so ziemlich alles – bis auf die Waldame – vollständig und widerlich voll gewichst war. Nach erfüllter Mission schwammen sie davon, um sich etwas postkoitalen Krill aus den Barten zu stochern. Margaret erlitt eine Gehirnerschütterung und trug eine teilweise abgetrennte Netzhaut davon, Libby eine ausgerenkte Schulter und diverse Schürfungen und Prellungen. Das eigentliche Trauma aber ließ sich nicht mit Mullbinden, Pflastern und Betadine lindern.

Einige Wochen später war Libby wieder bei Nate, der zusammen mit Clay unten an der Chatham Strait das Ernährungsverhalten der Tiere filmte. Sie kam in seine Kabine spaziert, umarmte ihn, dann trat sie einen Schritt zurück und sagte: »Nate, ich glaube, ich möchte nicht mehr verheiratet sein.« Eigentlich aber meinte sie: »Mit Penissen bin ich endgültig fertig, Nate, und so nett du sein magst, weiß ich doch, dass du auch an so einem Ding befestigt bist. Mir steht es Oberkante Unterlippe, sozusagen. Ich mag nicht mehr.«

»Okay«, sagte Nate. Später erzählte er Clay, er hätte seit Stunden Hunger gehabt und sich die ganze Zeit vorgenommen, eine

Pause einzulegen und was zu essen, aber nachdem Libby aufgetaucht war, hatte er gemerkt, dass es gar kein Hunger gewesen war. Er hatte sich nur leer gefühlt, aus Einsamkeit. Und seit jenem Tag fühlte sich Nate mehr oder weniger einsam und liebeskrank (auch wenn er sich nicht beklagte, sondern es sich nur anmerken ließ). Diesen Teil hatte Clay Kona vorenthalten. Whiskeygetränkte Geständnisse am Lagerfeuer waren vertrauliche Informationen. Eine Frage der Loyalität.

»Also«, sagte Nate, »da der Gesang in den meisten Fällen die Aufmerksamkeit anderer Bullen weckt, die sich dem Sänger daraufhin oft anschließen, sollte man vermuten, dass kein direkter Zusammenhang zwischen Gesang und Paarungsaktivitäten besteht, abgesehen davon, dass beides zur gleichen Zeit geschieht. Und da bisher noch niemand den Paarungsvorgang bei Buckelwalen beobachtet hat, könnte selbst diese Vermutung schlicht falsch sein. Sollte der Gesang tatsächlich den Versuch des Bullen darstellen, sein Territorium abzustecken, so scheint mir dieses Vorgehen nicht eben wirkungsvoll, da sich andere Bullen zu den Sängern gesellen, selbst solche, die Kühe und Kälber begleiten. Die Studie spricht eine Empfehlung für weitere Studien aus, um herauszufinden, ob – wie bisher angenommen – ein direkter Zusammenhang zwischen Walgesang und Paarungsaktivität besteht. Vielen Dank. Sollten Sie Fragen haben ...«

Hände zuckten in die Luft. Jetzt ging es los: die Kristallkugelucker, die Wal-Umarmer, die Hippies, die Jäger, die Touristen, die Förderer, die Spinner, die Forscher (Gott steh uns bei, die *Forscher*) und Leute, die einfach nur neugierig waren. Nate hatte nichts gegen Neugierige. Sie waren die Einzigsten, die nichts im Schilde führten. Alle anderen suchten nur Bestätigung, keine Antworten. Sollte er zuerst auf die Forscher eingehen? Damit er sie hinter sich hatte? War vielleicht keine schlechte Idee.

»Ja, Gilbert.« Er deutete auf den Grafen. Der lange Wissenschaftler hatte seine Sonnenbrille abgenommen, die Krempe an seinem Hut jedoch weit heruntergezogen, als müsste er die glühend roten Kohlen seiner Augen verbergen. Oder vielleicht bildete sich Nate das auch nur ein.

Graf Zahl sagte: »Man kann also bei so wenigen Beispielen – Sie sprachen von fünfmaligem Vorkommen einer Interaktion zwischen Sängern und anderen – nicht ernstlich eine Schlussfolgerung hinsichtlich des Zusammenhangs mit der Fortpflanzung oder der Widerstandsfähigkeit einer Population ziehen? Richtig?«

Nate seufzte. *Pissnelke*, dachte er. Er wandte sich den fremden Gesichtern im Publikum zu, den Nichtprofis. »Wie Sie wissen, Dr. Box, sind Beispiele für das Verhalten von Walen gewöhnlich rar gesät. Es liegt in der Natur der Sache, dass wir aus den Daten über Wale mehr herauslesen müssen als bei anderen Tieren, die leichter zu beobachten sind. Wenige Beispiele sind auf diesem Forschungsgebiet ein akzeptiertes Handikap.«

»Damit wollen Sie also sagen«, fuhr Box fort, »dass Sie versuchen, das Verhalten eines Tieres, das kaum drei Prozent seiner Zeit an der Oberfläche verbringt, nach seinem Verhalten an eben jener Oberfläche zu beurteilen. Wäre das nicht ungefähr so, als wollte man die menschliche Zivilisation extrapolieren, indem man sich am Strand unter Wasser die Beine von Menschen anschaut? Ich sehe nicht, wie das möglich sein sollte.«

Nate sah sich im Saal um, in der Hoffnung, dass einer der anderen Verhaltensforscher einspringen, ihm helfen, ihm einen Ball zuspielen würde, aber offenbar waren die Anschläge am Schwarzen Brett, die Deckenventilatoren und die Planken am Boden von unwiderstehlichem Interesse.

»In letzter Zeit beobachten wir die Tiere immer öfter auch im Wasser. Clay Demodocus besitzt mittlerweile über sechshundert Stunden Videoaufnahmen über das Verhalten der Buckelwale

unter Wasser. Aber erst in jüngster Zeit wurde die Unterwasserbeobachtung durch Digitalkameras und Rebreather-Technik wirklich praktikabel. Und es bleibt noch immer das Problem des Antriebs. Kein Taucher schwimmt so schnell, dass er den Buckelwalen bei ihrer Wanderung folgen könnte. Ich denke, dass alle Forscher in diesem Raum den Wert von Beobachtungen dieser Tiere unter Wasser begreifen werden, und man muss gewiss nicht extra erwähnen, dass eine Forschung ohne Berücksichtigung des Unterwasserverhaltens unvollständig wäre. Da sind wir sicher einer Meinung, Dr. Box.«

Überall im Saal wurde ersticktes Kichern laut. Nathan Quinn lächelte. Graf Zahl ging unter keinen Umständen ins Wasser. Entweder hatte er schreckliche Angst davor, oder er war dagegen allergisch, aber wenn man ihn auf seinem Boot beobachtete, war nicht zu übersehen, dass er den Kontakt mit dem feuchten Nass um jeden Preis vermied. Wollte er aber auch weiterhin Gelder von der Internationalen Walfangkommission bekommen, musste er rausfahren und Wale zählen. *Auf* dem Wasser, niemals *im* Wasser. Quinn war der Ansicht, dass Box' Arbeit schlechte Wissenschaft war und er seine Beraterdienste »dunklen Mächten« anbot. Er betrieb Studien und beschaffte Daten für den höchsten Bieter, und Nate zweifelte nicht daran, dass diese Daten im Interesse seiner Geldgeber verzerrt wurden. Mehrere Nationen in der Internationalen Walfangkommission wollten das Fangverbot für Wale aufheben, aber vorher mussten sie geprüft haben, ob sich die Population so weit erholt hatte, dass die Jagd wieder freigegeben werden konnte. Gilbert Box versorgte sie mit Zahlen. Nate wartete ab, bis der ausgemergelte Forscher nickte, dann nahm er die nächste Frage an.

»Ja, Margaret.«

»Ihre Studie scheint sich auf den Blickwinkel männlicher Tiere zu beschränken, ohne Einbeziehung der Rolle des weiblichen Wals. Könnten Sie dazu etwas sagen?«

Na, das kommt jetzt aber überraschend, dachte Nate. »Nun, ich denke, zum Kuh/Kalb-Verhalten wird bereits gute Arbeit geleistet, wie auch hinsichtlich der oberflächenaktiven Gruppen, was wir für paarungsverwandtes Verhalten erachten, aber da sich meine Arbeit mit den Sängern beschäftigt und es sich bei diesen Sängern, soweit wir wissen, ausschließlich um männliche Tiere handelt, neige ich dazu, mich auch mit männlichen Tieren beschäftigen zu wollen.« Okay, das sollte genügen.

»Sie können also nicht definitiv ausschließen, dass die weiblichen Tiere das Artverhalten prägen?«

»Margaret, wie mir meine Forschungsassistentin wiederholt versichert hat, lässt sich über Buckelwale im Grunde nur eindeutig sagen, dass sie groß und schlüpfrig sind.«

Alle lachten. Quinn sah Amy an, und sie zwinkerte ihm zu, und dann, als er sich wieder Margaret zuwandte, sah er Libby neben ihr, die ihm ebenfalls zuzwinkerte. Zumindest hatte sich die Anspannung unter den Forschern gelegt, und Quinn merkte, dass Captain Tarwater und Jon Thomas Fuller samt seinem Gefolge nicht länger die Hände hoben, um Fragen zu stellen. Vielleicht merkten sie, dass sie nichts Neues in Erfahrung bringen würden, und ganz sicher wollten sie nicht vor Publikum ihre eigenen Themen preisgeben oder abgeschmettert werden wie Gilbert Box. Nate nahm die Fragen der Nichtwissenschaftler entgegen.

»Könnte es sein, dass sie ›Hallo‹ sagen?«

»Ja.«

»Wenn sie hier nicht fressen und es nichts mit der Paarung zu tun hat, wieso singen sie dann?«

»Das ist eine gute Frage.«

»Wissen die Tiere vielleicht, dass die Aliens Kontakt zu uns aufgenommen haben, und versuchen nun, das Mutterschiff zu kontaktieren?«

Ah, *tut immer gut, mal wieder von den Spinnern zu hören*, dachte Nate. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Vielleicht benutzen sie ihr Sonar, um andere Wale zu finden.«

»Soweit wir wissen, orientieren sich Bartenwale, die ihre Nahrung durch Schichten von Barten filtern, nicht – wie Zahnwale – mit Hilfe einer Echoortung.«

»Wieso springen sie die ganze Zeit? Andere Wale springen nicht so.«

»Manche glauben, sie häuten sich oder versuchen, Parasiten abzuschütteln, aber nach jahrelanger Beobachtung bin ich der Ansicht, dass sie einfach nur gern aufs Wasser klatschen ... das Gefühl auf der Haut. So wie man vielleicht gern die Füße in einem Brunnen baumeln lässt. Ich glaube, sie machen nur Blödsinn.«

»Ich habe gehört, dass jemand in Ihr Büro eingebrochen ist und Ihre gesamte Forschung vernichtet hat. Was glauben Sie, wieso sollte jemand so etwas tun?«

Nate stutzte. Die Frau, die das gefragt hatte, hielt einen Stenoblock in der Hand. *Maui Times*, wie er vermutete. Sie war aufgestanden, um ihre Frage zu stellen, als befände sie sich auf einer Pressekonferenz und nicht bei einem ganz normalen Vortrag.

»Die Frage, die Sie sich selbst stellen sollten«, sagte Nate, »lautet: Wer interessiert sich überhaupt für die Erforschung der Walgesänge?«

»Was glauben Sie denn, wer?«

»Ich, ein paar Leute in diesem Saal hier und vielleicht ein knappes Dutzend Forscher auf der ganzen Welt. Im Moment zummindest. Sobald wir mehr herausfinden, werden sich auch mehr Leute dafür interessieren.«

»Sie wollen also sagen, dass jemand, der sich in diesem Saal befindet, Ihr Büro aufgebrochen und Ihre gesamte Forschung vernichtet hat?«

»Nein. Als Biologe muss man sich davor hüten, Motive zu vermuten, wo keine sind, und mehr aus dem Verhalten abzulesen, als die Daten hergeben. Ungefähr so wie die Antwort auf die Frage, wieso sie springen. Man könnte sagen, es sei Teil eines unfassbar komplexen Kommunikationssystems, und damit könnte man auch Recht haben, aber die nahe liegende Antwort – und vermutlich auch die korrekte – ist, dass sich die Wale einfach austoben. Ich denke, der Einbruch war nur ein wahlloser Akt von Vandalismus, der sich den Anschein gibt, ein Motiv zu haben.« *Schwachsinn*, dachte Quinn.

»Danke, Dr. Quinn«, sagte die Reporterin und setzte sich.

»Danke Ihnen allen, dass Sie gekommen sind«, sagte Nate.

Applaus. Nate sortierte seine Notizen, während sich einige Leute um das Podium versammelten.

»Das war Schwachsinn«, sagte Amy.

»Totaler Schwachsinn«, sagte Libby Quinn.

»Was für 'n Scheiß«, sagte Cliff Hyland.

»Gut gesprochen Rede, Doc«, sagte Kona. »Aus dir singt Marleys Geist.«

9

Relativität

Lederhäutige Bardamen betrieben die Buden am Hafen, rauchten Basic 100S und sprachen mit Stimmen, die sich anhörten, als würde jemand Strohrum in heißes Fett schütten – ein Spritzer Liebenswürdigkeit auf jeden Liter Galle. Sie waren fünfunddreißig oder fünfundsechzig, mahagonifarben, dürr und zäh vom Leben auf Booten, vom Schnaps, von Fisch und Enttäuschung. Sie waren aus einem guten Dutzend Küstenorten hergekommen, manche in kleinen Booten vom Festland, und hatten vergessen, sich etwas Mut für die Rückreise aufzusparen. Ausgesetzt – wie auf einer einsamen Insel. Mann für Mann, Boot für Boot, Jahr für Jahr – Salz und Suff und Sonne hatten sie so ausgetrocknet, dass sie bereits Staub husteten. Wenn sie hundert Jahre durchhielten, was einigen gelingen konnte, dann würde in einer mondlosen Nacht ein großer Geist mit einer Kapuze auf dem Kopf in den Hafen einschweben und sie zu einer fernen Felseninsel tragen, die auf keiner Karte zu finden war und die kein Mensch mehr als einmal lebend zu Gesicht bekam. Dort würden sie den Zauber des Meeres am Leben halten, verirrte Seeleute ans Ufer locken, ihnen die Körpersäfte aus den Leibern saugen und die vertrockneten Hüllen auf den Felsen liegen lassen, für die Krebse und die schwarzen Möwen. So wurden Meerhexen geboren ... aber das ist eine andere Geschichte. Heute zogen sie Clay nur damit auf, dass er zwei Mädchen den Anleger hinunterführte.

»Es ist wie mit Außenbordern, Clay: Man braucht zwei, wenn immer einer laufen soll«, rief Margie, die einmal – nach zehn Mai-Tais – versucht hatte, dem hölzernen Kapitän einen zu blasen, der draußen vor der Tür vom Pioneer Inn stand. Debbie, die eine geheime Quelle für Kleine-Jungs-Pipi hatte, das sie den

Schwarzkorallentauchern bei Entzündungen in die Ohren träufelte, sagte: »Gib der Jüngerin die erste Wache, Clay. Lass sie sich ein bisschen ausruhen.«

»Guten Morgen, die Damen«, rief Clay über die Schulter hinweg. Er grinste und lief so puterrot an, dass seine Ohren sogar an Stellen leuchteten, die gar nicht von der Sonne verbrannt waren. In seinen fünfzig Lebensjahren hatte er in allen sieben Meeren getaucht, war von Haien angegriffen worden, hatte Malaria und malaysische Piraten überlebt, war in einer Titankugel acht Kilometer tief in den Tongagraben hinuntergetaucht ... und dennoch lief er rot an.

Clair – seit vier Jahren Clays Freundin –, eine vierzigjährige japanisch-hawaiianische Lehrerin, die sich bewegte, als tanzte sie den Hula zu einem Sousa-Marsch (seltsame Mischung aus hoheitsvoller Haltung und milder Brise), grüßte die Nuttessen mit einem lockeren Rückhand-Shaka und sagte grinsend:

»Mädels, sie kommt nur mit, um Wasser auf seine Spulen zu gießen, damit er mir nicht heiß läuft.«

»Oh, Mann, ihr seid immer so verdammt nautisch«, sagte Amy, die sich mit einer riesigen, wasserdichten Kiste abmühte, in der sich der Rebreather befand. Sie rutschte ihr aus der Hand, und das Ding schlug ihr ans Schienbein, bevor sie es abfangen konnte. »Autsch! Verdammt. Ja, ja, alle lieben euren Salzwassercharme.«

Der gackernde Chor vor den Buden erlitt einen gemeinschaftlich keuchenden Hustenanfall. Zurück zu den Katzen, den Hexenkesseln, dem Kokosöl, den heiligen Jimmy-Buffett-Songs, die man um Mitternacht betrunkenen, weißbärtigen Möchtegern-Hemingways ins Ohr säuselte, damit der rumgetränkte Mast nur noch dieses eine, letzte Mal von den Toten auferstand. Die ledernen Bardamen widmeten sich wieder ihrem Gewerbe, als Kona vorüberging.

»Irie, Schwester Amy. Reich mir deine Bürde«, rief Kona und kam den Anleger hinuntergehetzt, um Amy den schweren Rebreather abzunehmen und sich auf die Schulter zu hieven.

Amy rieb ihren Arm. »Danke. Wo ist Nate?«

»Ist rüber zum Tankpier, holt Kaffee für den ganzen Stamm. Ein Löwe, der Mann.«

»Ja, er ist ein Guter. Du fährst heute mit ihm. Ich muss mit Clay und Clair raus, als Sicherung.«

»Schuhe aus an Bord!«, sagte Clay zum hundertsten Mal zu Clair. Sie verdrehte die Augen und kickte ihre Flip-Flops von den Füßen, bevor sie die *Always Confused* betrat. Sie reichte Clay eine Hand, und er stützte sie, als würde er eine Hofdame des Königs zur Tanzfläche führen.

Kona reichte Clay den Rebreather hinunter. »Ich kann auch tauchen.«

»Du kriegst doch deine Ohren nie mehr frei. Bei den vielen Nasenringen kannst du ja deine Nase überhaupt nicht zukneifen.«

»Die gehen raus. Hier, schon passiert.« Er warf Amy die Ringe zu, aber sie trat schnell einen Schritt zur Seite und ließ sie ins Wasser plumpsen.

»Uups.«

»Amy ist geprüfte Taucherin, Kleiner. Tut mir Leid. Du fährst heute mit Nate.«

»Weiß er das?«

»Ja, weiß er das?«, fragte Clair.

»Er wird es bald erfahren. Sei so nett und hol die Leinen rein, Amy.«

»Ich könnte das Boot fahren.« Kona war kurz davor zu betteln.

»Niemand außer mir fährt dieses Boot«, sagte Clay.

»Ich fahre das Boot«, verbesserte ihn Clair.

»Du musst mit Clay schlafen, wenn du das Boot fahren willst«, sagte Amy.

»Tu einfach, was Nate dir sagt«, meinte Clay. »Du kommst schon zurecht.«

»Kann ich das Boot fahren, wenn ich mit Amy schlafe?«

»Niemand fährt dieses Boot«, sagte Clay.

»Ich fahre das Boot«, sagte Clair.

»Niemand schläft mit Amy«, sagte Amy.

»Ich schlafe mit Amy«, sagte Clair.

Alle stutzten und sahen Clair an.

»Wer möchte Milch?«, fragte Nate, der in diesem Moment mit einem Tablett voller Kaffeebecher auftauchte. »Zucker könnt ihr euch selbst nehmen.«

»Sag ich doch«, sagte Clair. »*Sisters are doing it for themselves.*«

Und Nate hing in der Luft, mit einem Becher und einem Zuckertütchen, einem kleinem Holzlöffel zum Umrühren und verdutzter Miene.

Clair grinste. »Kleiner Scherz. Mannometer ... Jungs!«

Alle atmeten auf. Kaffee wurde verteilt, die Ausrüstung verladen, Clay fuhr die *Always Confused* aus dem Hafen, nahm sich die Zeit, dem Grafen und seiner Mannschaft zuzuwinken, die ihr Zeug in ein Zehn-Meter-Zodiac verluden, das man normalerweise zum Parasailing benutzte. Der Graf bog seine Hutkrempe herunter und stand am Bug, präsentierte den Sonnenschirm wie ein Gewehr und sah aus wie Washingtons Skelett, das den Strom des Vergessens überquert. Die Mannschaft winkte. Gilbert Box zog ein finsternes Gesicht.

»Ich mag ihn«, sagte Clay. »Er ist berechenbar.«

Aber Amy und Clair hörten diese Bemerkung nicht. Sie trugen Sonnencreme auf und redeten vorn am Bug, was Mädchen eben so reden.

»Manchmal redest du wie ein Flittchen«, sagte Amy. »Ich wünschte, ich könnte auch so sein.«

Clair bohrte ihr einen langen, rot lackierten Fingernagel ins Bein. »Verkauf dich bloß nicht unter Preis, Süße.«

Der Ersatz-Hawaiianer balancierte auf der Bugreling, als hing er meterweit über den Sieben-Meter-Mako hinaus, und winkte im Vorbeifahren der Mannschaft auf dem Zodiac. »Irie, meine Forscherfreunde! Wir forschen schon mal los!« Aber als Graf Zahl seinen Gruß ignorierte, rief er, wie auf der Insel üblich: »Was ist los? Hab ich Schulden bei dir?«

»Ganz ruhig, Kona«, sagte Nate. »Und komm da runter.«

Kona bahnte sich einen Weg, zum Kommandostand. »Meister Stinkauge guckt dich mit'm Arsch nicht an. Was ist los? Glaubt er, du bist Agent von Babylon?«

»Er macht schlechte Wissenschaft. Wenn Leute zu mir kommen und mich nach ihm fragen, sage ich ihnen, er macht schlechte Wissenschaft.«

»Und wir machen gute Wissenschaft?«

»Wir manipulieren keine Zahlen, um den Leuten, die uns finanzieren, zu gefallen. Die Japaner zum Beispiel wollen nur Zahlen, die belegen, dass sich die Population der Buckelwale erholt hat, damit ihnen die Internationale Walfangkommission wieder gestattet, Jagd auf die Tiere zu machen. Gilbert tut alles, um ihnen diese Zahlen zu beschaffen.«

»Die Buckels töten? Nein.«

»Doch.«

»Nein. Wozu?«

»Um sie zu essen.«

»Nein«, sagte der blonde Rastamann und schüttelte den Kopf, als sollte das Böse wieder aus seinen Ohren rieseln.

Quinn lächelte in sich hinein. Das Fangverbot war schon in Kraft gewesen, als Kona auf die Welt kam. Soweit der Junge wusste, waren Wale vor Jägern sicher. Quinn wusste es besser.

»Walfleisch zu essen, hat in Japan Tradition. Es ist ein ähnliches Ritual wie unser Thanksgiving. Aber es ist im Aussterben begriffen.«

»Dann ist ja alles gut.«

»Nein. Es gibt eine Menge alter Männer, die den Walfang als Tradition Wiederaufleben lassen wollen. Die japanische Walfangindustrie wird von der Regierung subventioniert. Es ist nicht mal ein rentables Geschäft. Sie verteilen Walfleisch an den Schulen, damit sich die Kinder an den Geschmack gewöhnen.«

»Nein. Kein Mensch isst Wal.«

»Die Internationale Walfangkommission erlaubt ihnen, fünfhundert Zwergwale pro Jahr zu töten, aber sie töten mehr. Und Biologen haben auf japanischen Märkten Walfleisch von einem halben Dutzend gefährdeter Spezies gefunden. Sie versuchen, es als Zwergwal zu deklarieren, aber die DNS lügt nicht.«

»Zwerge? Dieser Teufel mit der weißen Kriegsbemalung tötet unsere Zwerge?«

»Es gibt hier vor Hawaii keine Zwergwale.«

»Na logo nicht, wenn Graf Zahl sie tötet. Wir werden diese Schweinerei auf der Stelle niedersingen.« Kona langte tief in seinen rot-gold-grünen Bauchbeutel. Heraus kam ein erstaunlich komplexes Gebilde aus Plastik, Messing und stählernen Röhren, das Kona in Sekundenschnelle zu etwas zusammenbastelte, das für Quinn wie ein besonders kleiner, eleganter Teilchenbeschleuniger aussah oder – wahrscheinlicher noch – ein unfassbar kompliziertes Bong.

»Fahr langsam, Bruder. Ich zünd mir einen an, im Namen der

Freiheit. Lasst uns Babylon niedersingen und in die Schlacht ziehen, Jah zu Ruhm und Ehre, Mann. Fahr langsam.«

»Pack das weg.«

Kona stutzte, hielt sein Einwegfeuerzeug über die Kugel. »Willst du unser Schiff schon jetzt zurück nach Zion lenken, Bruder?«

»Nein, wir haben zu tun.« Nate bremste das Boot und stellte die Maschine ab. Sie lagen etwa eine Meile vor Lahaina.

»Babylon niedersingen?« Kona hielt das Feuerzeug in die Höhe.

»Nein. Steck das weg. Ich zeig dir, wie man das Hydrophon ins Wasser lässt.« Quinn checkte die Kassette im Rekorder am Pult.

»Unsere Zwerge retten?« Kona schwenkte das Feuerzeug in Kreisen über der Kugel.

»Hat dir Clay gezeigt, wie man ein Erkennungsfoto macht?«

Nate nahm das Hydrophon und die aufgerollte Leine aus der Kiste.

»Mit Jahs Kräutern ins Mystische entschweben?«

»Nein! Leg das Ding weg und hol die Kamera aus der Kiste vorn am Bug.«

Kona zerlegte das Bong mit einem Surren und Klicken und steckte es zurück in seinen Bauchbeutel. »Okay, Bruder, aber wenn sie deine Zwerge aufgegessen haben, gib nicht Jah die Schuld.«

Eine Stunde später, nachdem sie gelauscht hatten und gefahren waren und wieder gelauscht hatten, fanden sie ihren Sänger. Kona hing über dem Dollbord des Bootes und starnte den großen Bullen an, der unter ihrem Boot parkte und so ein ersticktes Quioken von sich gab, wie ein Entführungsopfer, dem man den Mund mit Gaffa-Tape verklebt hatte.

Immer wieder blickte Kona vom Wal zu Nate hinüber, grinste, dann sah er sich wieder den Wal an und kauerte und balancierte dabei auf dem Dollbord, wie ein Wasserspeier auf der Brüstung einer Kirche. Nate schätzte, dass er vielleicht noch zwei Minuten in dieser Haltung verharren konnte, bis seine Knie endgültig einrasteten und er sein Leben hockend wie ein Frosch zubringen musste. Dennoch neidete er Kona seine Freude, die Begeisterung, diesen Tieren zum ersten Mal ganz nah zu sein. Er neidete ihm seine Kraft und Jugend. Und während er dem Lied in seinen Kopfhörern lauschte (wobei das Lied ganz offenbar einen Ausdruck des Paarungswillens darstellte und doch keinen direkten Hinweis darauf geben wollte, dass es auch wirklich so war), fühlte sich Nate plötzlich zutiefst bedeutungslos. Sexuell, intellektuell, finanziell, gesellschaftlich, wissenschaftlich unbedeutend – ein Sack voll entliehener Atome in Form eines Nate. Weder Wirkung noch Sinn oder Stabilität.

Er versuchte, genauer hinzuhören, was der Wal machte, um sich in der Analyse dessen zu verlieren, was da unten vor sich ging, doch schien das den Verdacht zu unterstreichen, dass er nicht nur alt wurde, sondern möglicherweise den Verstand verlor. Es war das erste Mal, dass er seit dem »FLOSSEN WEG!«-Zwischenfall wieder draußen war, und seitdem hatte er sich gesagt, dass es sich dabei nur um eine Art Halluzination gehandelt haben konnte. Trotzdem verkrampte er sich jedes Mal, wenn ein Wal ihm seinen Buckel zeigte, denn er fürchtete, dass auf den Fluken eine Botschaft geschrieben stand.

»Er kommt rauf, Boss.«

Nate nickte. Der Junge lernte schnell. »Halt deine Kamera bereit, Kona. Er wird drei-, viermal Luft holen, bevor er abtaucht. Also, sei bereit!«

Abrupt endete der Gesang in den Kopfhörern. Nate zog das Hydrophon nach oben und ließ die Maschine an. Sie warteten.

»Da drüben, Boss«, sagte Kona und deutete auf die Steuerbordseite. Nate wendete das Boot langsam auf der Stelle und wartete.

Sie sahen in die Richtung, in die der Wal nach Konas Ansicht geschwommen war, als er plötzlich hinter ihnen auftauchte, kaum drei Meter neben dem Boot, so dass die beiden beim Ausblasen vor Schreck zusammenzuckten und die Gischt als Regenbogenwolke über sie hinwegwehte.

»Ho! Da ist der Fettsack, Boss!«

»Blitzmerker«, knurrte Nate. Er gab Gas und brachte das Boot hinter den Wal. Beim nächsten Atemzug rollte sich das Tier auf die Seite und schlug mit seiner langen Brustflosse auf die Wasseroberfläche, so dass Kona klatschnass wurde und eine fette Ladung Gischt sich über dem Pult verteilte. Wenigstens war der Junge klug genug, die Kamera zu schützen.

»Ich liebe diesen Wal!«, rief Kona, und sein Rastaslang schmolz dahin, was seinen Mittelklasse-Akzent aus New Jersey zum Vorschein brachte. »Am liebsten würde ich ihn mit nach Hause nehmen und in eine Kiste mit Gras und Steinen tun. Und ihm ein Quietsche-Entchen kaufen.«

»Mach dich für dein ID-Foto bereit«, kommandierte Nate.

»Kann ich ihn behalten, wenn wir fertig sind? Bittebittebitte!«

»Da kommt er, Kona. Stell scharf!«

Der Wal machte einen Buckel, dann zeigte er seine Fluke, und Kona schoss vier schnelle Bilder nacheinander.

»Hast du ihn?«

»Geile Bilder. Totengeil!« Kona legte die Kamera auf den Sitz vor dem Pult und warf ein Handtuch darüber.

Nate richtete das Boot auf den Flukenabdruck, eine Sieben-Meter-Linse aus glattem Wasser an der Oberfläche, hervorgerufen durch den Schwanz des Wals. Solche Linsen hielten sich manchmal bis zu zwei Minuten und dienten den Forschern als

Fenster, durch die sie die Wale beobachten konnten. Zu Zeiten der alten Walfänger glaubte man, Flukenabdrücke würden durch ein Öl hervorgerufen, das die Wale ausschieden. Nate stellte die Maschine ab und ließ das Boot direkt darüber gleiten. Sie hörten, wie der Walgesang von unten an die Oberfläche trieb, und spürten, wie das Boot unter ihren Füßen vibrierte.

Nate ließ das Hydrophon hinunter, drückte den Aufnahmeknopf und setzte die Kopfhörer auf. Kona hielt die Bildziffern und GPS-Koordinaten im Notizbuch fest, wie Nate es ihm gezeigt hatte. *Jeder Affe ist dem Job gewachsen*, dachte Nate. *Nach einer Stunde macht der Kiffer ihn schon. Der Bengel ist jünger, kräftiger und schneller als ich, und ich bin mir nicht mal sicher, ob ich schlauer bin, als wäre das nicht egal. Ich bin absolut bedeutungslos.*

Aber vielleicht war es ja doch nicht egal. Vielleicht ging es nicht allein um Kraft. Kultur und Sprache versauten die normale biologische Evolution. Wozu sollte sich bei uns Menschen ein so großes Gehirn entwickelt haben, wenn es bei der Paarung nur auf Kraft und Größe ankam? Auch früher hatten Frauen ihre Partner nach der Intelligenz ausgewählt. Vielleicht hatten die frühen Schlauberger so was gesagt wie: »Da drüben hinter den Felsen sitzt ein leckeres Faultier und wartet nur darauf, erlegt zu werden. Schnappt es euch, Jungs!« Und wenn er die stärkeren, dümmeren Typen auf der Hatz nach einem imaginären Faultier über die Klippen geschickt hatte, machte er es sich mit den süßesten Cro-Magnon-Schätzchen gemütlich, um ein paar Gene zu mixen. »Ja, ja! Beiß mir in den Brauenwulst. Beiß mich!« Nate lächelte.

Kona sah über die Reling zum Sänger hinab, dessen Schwanz sich kaum sieben Meter unter dem Boot befand (auch wenn sein Kopf dreizehn Meter weiter unten war). Er sang erst seit ein paar Minuten. Mindestens zehn Minuten würde er noch unten bleiben.

»Kona, wir brauchen eine DNS-Probe.«

»Wie machen wir das?«

Nate nahm zwei Schwimmflossen aus dem Pult und gab sie mit einem leeren Kaffeebecher an den Surfer weiter. »Du wirst wohl eine Samenprobe besorgen müssen.«

Der Surfer schluckte. Sah den Wal an, dann den Becher. Dann blickte er wieder über die Reling zum Wal hinunter.

»Ohne Deckel?«

10

Sicherheit

Clay Demodocus trieb lautlos am Schwanz des *Luftanhalters* vorüber, nur mit dem leisen Zischen seines eigenen Atems in den Ohren. Luftanhänger wurden so genannt, weil sie bis zu vierzig Minuten kopfüber einfach so im Wasser hingen und die Luft anhielten. Ohne zu schwimmen, zu singen oder sonst irgendwas zu tun. Sie hingen einfach nur da, manchmal zu dritt oder viert, und zeigten mit den Schwänzen in alle Himmelsrichtungen, wie ein Kompass. Als hätte jemand eine Hand voll schlafender Wale fallen gelassen und vergessen, sie wieder aufzuheben. Nur dass sie nicht schliefen. Wale schliefen nicht wirklich, soweit man wusste. Nun, der Theorie nach schliefen sie mit einer Hirnhälfte, während die andere dafür sorgte, dass sie nicht ertranken. Für einen Luftatmer stellt es ein nicht unerhebliches Problem dar, im Wasser zu schlafen, ohne zu ertrinken. (Machen Sie nur, versuchen Sie es. Wir warten.)

Einzuschlafen wäre mit dem Rebreather so einfach, dachte Clay. Das Gerät war extrem leise, was auch der Grund war, wieso Clay es verwendete. Statt die Luft aus einem Tank zu holen und in Form von Blasen wieder abzugeben, schickte der Rebreather die ausgeatmete Luft des Tauchers durch einen CO_2 -Absorber, um das Kohlendioxid herauszufiltern, an ein paar Sensoren und einem Tank vorbei, der etwas Sauerstoff hinzufügte, damit der Taucher die Luft wieder einatmen konnte. Ohne Blasen, weshalb der Rebreather für das Studium der Wale perfekt geeignet war (und dafür, sich an feindliche Schiffe heranzuschleichen, was der Grund war, wieso die Navy so ein Gerät überhaupt entwickelt hatte.)

Buckelwale setzten Luftblasen als Kommunikationsmittel ein, besonders die Bullen, die einander mit ihren Blasenvorführun-

gen zu imponieren versuchten. Entsprechend war es fast unmöglich, mit einer Tauchausrüstung nah an einen Wal heranzukommen, besonders an ein unbewegliches Tier wie einen Sänger oder einen Luftanhänger. Mit den Blasen blubberte der Taucher in der Walsprache, ohne den leisen Schimmer zu haben, was er da redete. Früher hatte sich Clay mehrmals Luftanhäler mit seiner Tauchausrüstung genähert, aber die Tiere schwammen weg, wenn er näher als zwanzig Meter herankam. Er vermutete, dass die Wale sagten: »Hey, da kommt schon wieder dieser dürre Bursche, der nur Blödsinn quasselt. Verschwinden wir lieber.«

Aber dieses Jahr hatten sie den Rebreather bekommen, und Clay schoss seine ersten vernünftigen Bilder von einem Luftanhänger. Als er neben dem Schwanz trieb, checkte er seine Instrumente, blickte auf, um nach Amy zu sehen, die da oben schnorchelte, als Silhouette in einem Sonnenstrahl, mit einem kleinen Tank auf dem Rücken, bereit, ihm zu Hilfe zu eilen, falls etwas schief ging. Ein großer Nachteil beim Rebreather war, dass es sich dabei um ein reichlich komplexes Gerät handelte, und sollte er kaputtgehen, standen die Chancen gut, dass der Taucher diesen Umstand mit dem Leben bezahlte. (Clays Erfahrung nach konnte man sich auf dieser Welt nur auf eines verlassen: Irgendwas ging immer kaputt.)

Um ihn herum war alles klar und blau – vom Wal mal abgesehen. Auch unter ihm nur Blau. Trotz bester Sicht konnte er den Grund nicht sehen, irgendwo hundertachtzig Meter tiefer.

Als er am Schwanz vorbei war, befand er sich bei dreiunddreißig Metern. Die Navy hatte den Rebreather bei über dreihundertfünfzig Metern getestet (und da er theoretisch sechzehn Stunden unten bleiben konnte, wenn es sein musste, stellte auch die Dekompression kein Problem dar), aber Clay passte trotzdem lieber auf, dass er nicht zu tief tauchte. Der Rebreather war nicht darauf eingestellt, die Gase für einen solchen Tauchgang zu mischen, und von daher bestand noch immer die Gefahr eines

Tiefenrausches – einer Art Vergiftung, hervorgerufen durch komprimierten Stickstoff im Blut. Clay war schon öfter narkotisiert worden, einmal beim Filmen von Belugawalen unter dem arktischen Eis. Hätte man ihn damals nicht mit einem Nylonseil aus dem Eisloch gezogen, wäre er wohl ertrunken.

Noch ein Stückchen weiter, und er würde das Geschlecht des Luftanhalters bestimmen können, etwas, das ihnen noch nicht oft gelungen war, und damals nur mit Hilfe einer Armbrust und einer DNS-Analyse. Die Frage lautete: Sind Luftanhänger alleamt männlich – wie die Sänger? Und wenn ja: Hat dieses Luftanhalten etwas mit ihrem Gesang zu tun? Clay und Quinn hatten sich ursprünglich zusammengetan, um das Geschlecht der Sänger zu bestimmen, vor gut siebzehn Jahren, als DNS-Analysen noch sehr selten waren.

»Kannst du unter den Schwanz schwimmen?«, hatte Nate gefragt. »Und Fotos von den Genitalien machen?«

»Schweinkram«, hatte Clay gesagt. »Klar, kann ich versuchen.«

Von wenigen Gelegenheiten abgesehen, bei denen Clay die Luft so lange anhalten konnte, bis er sich unterhalb des Tieres befand, war es ihm natürlich nicht gelungen, einen Walporno zu drehen. Aber jetzt, mit dem Rebreather ...

Als er unter dem Schwanz trieb, so nah, dass das Weitwinkelobjektiv nur ein Drittel der Fluke einfing, bemerkte Clay eine ungewöhnliche Zeichnung am Schwanz. Er sah von seiner Anzeige auf, als sich der Wal gerade bewegte, aber es war zu spät. Der Wal zuckte, und der massive Schwanz schlug Clay an den Kopf, was ihn augenblicklich zehn Meter abwärts drückte. Der Stoß der Fluke ließ ihn einen dreifachen Salto rückwärts machen, bis er langsam in die Tiefe sank, bewusstlos.

Als er sah, wie der Pseudo-Hawaiianer schon das achte Mal versuchte, zum Wal hinunterzugelangen, dachte Nathan Quinn:

Es ist *ein Initiationsritus*. Ähnliches hat man mir auch gemacht, als ich Student war. Hat mich Dr. Ryder nicht losgeschickt, um Nahaufnahmen vom Atemloch eines Grauwals zu machen, der eine schreckliche Kopfgrippe hatte? Habe ich nicht jedes Mal, wenn der Wal auftauchte, einen basketballgroßen Klumpen Schnodder abbekommen? Und war ich nicht trotzdem dankbar für die Gelegenheit, rausgehen und echte Forschungen anstellen zu dürfen? Natürlich war ich das. Deshalb bin ich auch weder grausam noch unprofessionell, wenn ich diesen jungen Mann immer wieder runterschicke, damit er dem Wal einen runterholt.

Das Funkgerät piepste, zeigte an, dass sich die *Always Confused* meldete. Nate drückte den Sprechknopf am Walkie-Talkie, mit dem die beiden Boote untereinander kommunizierten. »Ich höre, Clay.«

»Nate, hier spricht Clair. Clay ist vor einer Viertelstunde runtergegangen, aber Amy ist ihm mit dem Rettungstank hinterhergetaucht. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Sie sind zu tief. Ich kann sie nicht sehen. Der Wal ist weg, und ich kann die beiden nicht mehr sehen.«

»Wo bist du, Clair?«

»Draußen, etwa zwei Meilen vor der Müllkippe.«

Nate schnappte sich das Fernglas und suchte die Insel ab, fand die Müllkippe, suchte von dort aus. Er sah zwei oder drei Boote in der Gegend. Bei Vollgas sechs bis acht Minuten entfernt.

»Such weiter, Clair. Mach dich bereit, ihnen einen Sauerstofftank runterzulassen, für den Fall, dass sie dekomprimieren müssen. Ich bin da, sobald ich den Jungen aus dem Wasser habe.«

»Was macht er denn im Wasser?«

»Falsche Entscheidung meinerseits. Halt mich auf dem Laufenden, Clair. Versuch, Amys Blasen zu folgen, falls du sie

sehen kannst. Du solltest ihnen so nah wie möglich sein, wenn sie raufkommen.«

Nate ließ die Maschine an, als Kona eben auftauchte, den Schnorchel ausspuckte und wild nach Luft schnappte. Kona schüttelte den Kopf, um anzudeuten, dass er seine Mission nicht erfüllt hatte.

»Zu tief, Boss.«

»Komm, komm, komm! An die Seite.« Nate winkte ihn zum Boot.

Quinn wendete, bis er neben Kona lag, dann reichte er ihm beide Hände. »Komm schon.« Kona nahm die Hände, und Quinn zerrte den Surfer über das Dollbord. Kona sank am Boden des Bootes zusammen.

»Boss—«

»Moment, Clay hat Probleme ...«

»Aber, Boss —«

Quinn gab Vollgas, riss das Boot herum und zuckte zusammen, als es kreischte wie ein Kaninchen im Mixer, weil sich das Hydrophon-Kabel um die Schraube wickelte und zu einem Bündel überteufter, wasserdichter Lakritzstangen zerstückelt wurde.

»Scheiße!« Nate riss seine Baseballmütze vom Kopf und knallte sie ans Pult.

Das Hydrophon sank friedlich auf den Grund, berührte den Sänger im Vorübersinken am Rücken. Nate stellte die Maschine ab und schnappte sich das Funkgerät. »Clair, sind sie schon wieder oben? Ich kann nicht kommen.«

Amy fühlte sich, als hackte ihr jemand Eispickel in die Trommelfelle. Sie kniff die Nasenlöcher zu und blies hinein, um den Druck auszugleichen, während sie noch strampelte, um tiefer zu gelangen.

Inzwischen war sie fünfzehn Meter tief. Clay trieb dreißig Meter unter ihr. Der Druck würde sich verdreifachen, bevor sie bei ihm wäre. Es kam ihr vor, als würde sie durch dicken, blauen Honig schwimmen. Sie hatte gesehen, wie der Schwanz Clay traf und abwärts drückte, aber zum Glück war keine Blasenwolke aufgestiegen. Die Chancen standen gut, dass Clay den Atemregler noch im Mund hatte und atmerte. Natürlich konnte das auch bedeuten, dass er tot war oder sich das Genick gebrochen hatte und gelähmt war. In jedem Fall sank er sicher nicht freiwillig langsam immer weiter dem Meeresgrund entgegen.

Amy kämpfte gegen den Druck, den Wasserwiderstand und löste auf dem Weg nach unten Rechenaufgaben. Der Rettungstank enthielt nur ein Drittel der Kapazität eines normalen Tanks. Vermutlich würde sie zwischen sechzig und siebzig Meter tief sein, bis sie Clay einholte. Damit bliebe ihr gerade genug Sauerstoff, um ihn an die Luft zu bekommen, allerdings ohne die nötige Zeit für eine Dekompression. Falls Clay also unverletzt war, setzte sie ihn der Taucherkrankheit aus. Sollte er überleben, musste er drei bis vier Tage in der Dekompressionskammer von Honolulu verbringen.

Ach, wahrscheinlich ist das große Mondkalb sowieso längst tot, dachte sie, um sich etwas aufzuheitern.

Obwohl Clay Demodocus ein abenteuerliches Leben gehabt hatte, war er doch kein Abenteurer. Wie Nate suchte auch er nicht die Gefahr und fand auch keine Erfüllung, indem er testete, wie weit er der Natur standhalten konnte. Er suchte ruhiges Wetter, sanfte See, bequeme Unterkünfte, freundliche, loyale Menschen und Sicherheit. Einzig und allein für seine Arbeit war er bereit, diese Ziele zu gefährden. Das Letzte, was er zu gefährden bereit gewesen wäre, war seine Sicherheit. Das hatte ihn der Verlust seines Vaters, eines Helmtauchers, gelehrt. Der alte Mann war eben bei zweihundertsiebzig Meter Tiefe am Grund angekommen, als ein betrunkener Deckhelfer mit dem Hintern gegen den Anlasser der Maschine kam, so dass die

Schraube den Luftschlauch seines Vaters kappte. Der Druck presste Papa Demodocus' gesamten Körper in den Bronzehelm, bis nur noch seine bleibeschwerten Schuhe zu sehen waren, und in diesem Helm war er dann auch begraben worden. Der kleine Clay (*Cleandros* damals in Griechenland) war erst fünf Jahre alt gewesen, und dieser letzte Anblick seines Vaters verfolgte ihn noch Jahre später. Nie konnte er sich einen »Marvin der Marsianer«-Comic ansehen – diesen großen, dämlichen Helmkopf mit Monsterschuhen –, ohne dass er mit den Tränen zu kämpfen hatte.

Als Clay ins salzige Blau hinuntertrieb, sah er ein helles Licht und dunkle Umrisse, die ihn auf der anderen Seite erwarteten. Aus dem Licht kam eine kleine, vertraute Gestalt. Das Gesicht war dunkel, aber Clay kannte die Stimme, selbst noch nach so vielen Jahren. »Willkommen, Erdenwesen«, sagte der vakuumverpackte Grieche.

»Papa«, sagte Clay.

Clair zerrte den schweren Tank aus seinem Schacht auf der *Always Confused* und versuchte, den Atemregler daran zu befestigen. Sie wollte ihn an einer Leine zu Amy und Clay hinunterlassen, damit sie genügend Luft für die Dekompression bekamen. Ein Dutzend Mal hatte Clay ihr gezeigt, wie man es machte, aber sie hatte nie aufgepasst. Es war seine Aufgabe, das Technikzeug zusammenzubasteln. Sie musste davon nichts verstehen. Nie im Leben würde sie ohne ihn tauchen gehen. Sie hatte ihn einfach brabbeln lassen, Sicherheit hier, lebensbedrohlich da, während sie ihre Aufmerksamkeit dem Verreiben ihrer Sonnencreme oder dem Flechten ihrer Zöpfe widmete, damit sie sich nicht in der Ausrüstung verhedderten. Jetzt blinzelte sie ihre Tränen weg und verfluchte sich dafür, dass sie nicht zugehört hatte. Als sie glaubte, den Atemregler endlich richtig aufgeschraubt zu haben, nahm sie den Tank und schleppte ihn an die Reling des Bootes. Schon hielt sie den Atemregler wieder in der Hand.

»Gottverdammt!« Sie riss das Funkgerät an sich und drückte den Sprechknopf. »Nate, ich brauch deine Hilfe.«

»Hau rein, Schwester«, hörte sie. »Er paddelt gerade im Trüben und repariert die Schraube.«

»Kona, weißt du, wie man einen Lungenautomaten am Tank befestigt?«

»Klar, Mann. Du musst die Kugel immer über Wasser halten, sonst wird dein Dope nass und brennt nicht richtig.«

Clair atmete tief und rang ein Schluchzen nieder. »Versuch mal, ob du Nate ranholen kannst.«

Drüben – bei der *Constantly Baffled* – war Nate im Wasser, mit Schnorchel und Schwimmflossen, und kämpfte mit der Last von einem halben Dutzend Schraubenschlüsseln in den Taschen seiner Shorts. Fast hatte er die Schraube vom Boot gelöst. Mit etwas Glück könnte er in ein paar Minuten den Scherstift installiert haben und unterwegs sein. Es war eigentlich kein schwieriges Unterfangen. Es war nur komplizierter geworden, als Nate feststellen musste, dass er die Schraube nicht von innen erreichen konnte. Und plötzlich war seine Luftzufuhr abgeschnitten.

Er strampelte nach oben, spuckte seinen Schnorchel aus und starrte Kona ins Gesicht. Der falsche Hawaiianer beugte sich übers Heck des Bootes, mit dem Daumen der einen Hand auf Nates Schnorchel und dem Walkie-Talkie in der anderen.

»Anruf für dich, Boss.«

Nate schnappte nach Luft und riss Kona das Gerät aus der Hand – nahm es aus dem Wasser. »Was zum Teufel machst du da? Das Ding ist nicht wasserdicht.« Er versuchte, das Gerät trocken zu schütteln und drückte den Sprechknopf. »Clair? Kannst du mich hören?« Nichts, nicht mal Rauschen.

»Aber es ist gelb«, sagte Kona, als würde das irgendwas erklären.

»Ich seh selbst, dass es gelb ist. Was hat Clair gesagt? Ist mit Clay alles in Ordnung?«

»Sie wollte wissen, wie man den Lungenautomaten auf den Tank kriegt. Ich hab ihr gesagt, man muss die Kugel über Wasser halten.«

»Sie hat doch kein Bong, du Blödmann. Es geht um eine Sauerstoffflasche. Hilf mir mal.«

Nate reichte ihm seine Flossen, dann hielt er sich am Heck fest und zog sich ins Boot. Am Pult stellte er den Seefunk an und rief: »Clair? Kannst du mich hören? Hier ist die *Constantly Baffled*. Ich rufe die *Always Confused*. Clair, bist du da?«

»*Constantly Baffled*«, ging eine harsche, offiziell klingende Männerstimme dazwischen, »hier spricht die Walschutzpolizei. Haben Sie Ihre Genehmigungsflagge gehisst?«

»Walschutzpolizei, wir haben einen Notfall. Ein Taucher drüben bei unserem anderen Boot hat Probleme. Ich habe einen gebrochenen Scherstift und kann mich nicht rühren. Das andere Boot liegt etwa zwei Meilen vor der Müllkippe.«

»*Constantly Baffled*, wieso haben Sie Ihre Genehmigungsflagge nicht gehisst?«

»Weil ich das blöde Ding vergessen habe. Zwei unserer Tucher sind im Wasser, beide möglicherweise in Schwierigkeiten, und die Frau an Bord kann keinen Dekompressionstank zusammenbauen.« Nate blickte sich um. Er konnte das Boot der Walpolizei etwa einen Kilometer westlich in Richtung Lanai ausmachen. Es lag neben einem anderen Boot. Nate sah die vertraute Gestalt des Grafen am Bug stehen, die dort aufragte wie ein Höllenfürst beim Osterpicknick. *Scheißkerl!*

»*Constantly Baffled*, bleiben Sie, wo Sie sind. Wir kommen zu Ihnen.«

»Kommen Sie nicht zu mir! Ich kann hier sowieso nicht weg. Fahren Sie zu dem anderen Boot. Ich wiederhole: Die haben einen Notfall und antworten nicht.«

Das Polizeiboot hob sich aus dem Wasser, getragen von der Kraft zweier 125-PS-Honda-Außenbordmotoren, und hielt geradewegs auf ihn zu.

»Scheiße!«

Nate ließ das Mikro sinken und fing an zu zittern, ein Beben, das nicht von der Temperatur herrührte (bei siebenundzwanzig Grad Celsius), sondern von der Frustration und der nackten Angst. Was war mit Clay passiert, dass Amy zu ihm runtertauchen musste? Vielleicht hatte sie die Situation nur falsch eingeschätzt, und die ganze Aktion war gar nicht nötig. Sie hatte keine große Erfahrung im Wasser, oder zumindest glaubte er das. Aber wenn alles okay war, wieso waren sie dann nicht längst wieder aufgetaucht ...?

»Kona, hat Clair gesagt, ob sie Amy und Clay sehen kann?«

»Nein, Boss, sie wollte nur das mit dem Lungensondenautomaten wissen.« Kona kauerte am Boden des Bootes, mit dem Kopf zwischen den Knien. »Tut mir Leid, Boss, ich dachte, wenn es gelb ist, darf es ins Wasser. Es ist mir aus der Hand gerutscht.«

Nate wollte dem Jungen sagen, dass es schon in Ordnung sei, aber er mochte nicht lügen. »Clay hat deinen Namen doch auf die Forschungsgenehmigung gesetzt, oder, Kona? Du erinnerst dich, dass du einen Zettel mit vielen Namen drauf unterschrieben hast?«

»Nein, Mann. Die Hawaii-Fünf-Nuller da drüben ... kommen die etwa her?«

»Ja, Walpolizei. Und wenn Clay dich nicht auf die Genehmigung gesetzt hat, wirst du wohl mit denen nach Hause fahren.«

11

Meerjungfrau und Marsmännchen

Der Tiefenmesser zeigte siebzig Meter an, als Amy endlich Clays Rebreather zu fassen bekam und sich zu ihm hinunterzog, um einen Blick in seine Tauchermaske zu werfen. Wäre da nicht das Blut gewesen, das von seiner Kopfhaut rann, was aussah, als lecke Motoröl ins Blaue, hätte es ausgesehen, als schliefe er. Unwillkürlich musste sie lächeln. *Der alte Seebär lebt.* Irgendwie – vielleicht durch die jahrelange Konditionierung seiner Reflexe – hatte Clay auf das Mundstück des Rebreathers gebissen. Er atmete gleichmäßig. Sie hörte, dass der Apparat zischte.

Sie war nicht sicher, ob Clays Mundstück beim Aufstieg drinnen bleiben würde. Wenn es herausfiel, würde er bestimmt ertrinken, selbst wenn sie es ihm schnell wieder in den Mund schob. Im Gegensatz zur normalen Tauchausrustung, die beängstigend leicht zu entleeren war, durfte in einen Rebreather kein Wasser gelangen, da sonst die CO₂-Absorber in Mitleidenschaft gezogen würden, was das Gerät funktionsuntüchtig machte. Und sie würde beide Hände brauchen, um nach oben zu gelangen. Eine, um Clay festzuhalten, und eine, um die Luft seiner Rettungweste zu regulieren, damit sie nicht nach oben katapultiert wurden. (Amy trug weder eine Schwimmweste noch einen Neoprenanzug. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass sie so etwas brauchen würde.) Nachdem sie kostbare dreißig Sekunden Luft verbraucht hatte, um über das Problem nachzudenken, öffnete sie ihr Bikinioberteil und band es Clay um den Kopf, damit er sein Mundstück nicht verlor. Dann hakte sie ihre Hand unter seine Schwimmweste und begann den langsam Aufstieg.

Bei fünfzig Metern machte sie den Fehler, aufzublicken. Die Wasseroberfläche hätte kilometerweit entfernt sein können. Dann sah sie auf ihre Uhr und riss Clays Arm hoch, damit sie

den Tauchcomputer an seinem Handgelenk ablesen konnte. Schon jetzt blinkte die LCD-Anzeige. Clay würde beim Aufstieg zweimal dekomprimieren müssen. Einmal bei fünfzehn und dann bei sieben Metern, jeweils zwischen zehn und fünfzehn Minuten. Mit seinem Rebreather hatte er genügend Luft. Amy trug keinen Tauchcomputer, aber bei einem Blick auf ihre Druckanzeige schätzte sie, dass ihr noch etwa fünf bis zehn Minuten Luft blieben. Ihr fehlte etwa eine halbe Stunde.

Das wird noch haarig werden, dachte sie.

Die Walbullen trugen hellblaue Uniformhemden mit Shorts und pilotenmäßig verspiegelte Sonnenbrillen, die aussahen, als hätte man sie den Männern ins Gesicht operiert. Beide waren über dreißig und hatten einige Zeit im Sportstudio verbracht, auch wenn der eine deutlich schwerer war und seine kurzen Ärmel aufgerollt hatte, damit sein Grapefruit-Bizeps atmen konnte. Der andere war dünn und drahtig. Sie brachten ihr Boot längsseits und warfen einen Fender aus, damit die Boote auf den Wellen nicht aneinander schrammten.

»Alles im Lack, Brüder?«, rief Kona.

»Jetzt nicht«, flüsterte Nate.

»Ich möchte Ihre Genehmigung sehen«, sagte der dickere Cop.

Nate hatte einen Plastikumschlag unter der Konsole hervorgezogen, als die Polizisten sich näherten. Mehrmals im Jahr machten sie so etwas mit. Den Umschlag reichte er dem Mann, der das Dokument herausnahm und entfaltete.

»Ich brauche Ihre Ausweise.«

»Ach, kommen Sie ...«, sagte Nate und reichte ihm seinen Führerschein. »Sie kennen mich doch. Wir haben einen Schaden an der Schraube, und auf unserem anderen Boot gibt es einen Notfall.«

»Möchten Sie, dass wir die Küstenwache rufen?«

»Nein, ich möchte, dass Sie uns da rüberbringen.«

»Das ist nicht unsere Aufgabe, Dr. Quinn«, sagte der schmale Cop und blickte von der Genehmigung auf. »Die Küstenwache ist für Notfälle ausgerüstet. Wir nicht.«

»Haole lolo pela, er da«, sagte Kona. (Was hieß: Der ist doch nur ein dummes Weißbrot.)

»Komm mir nicht mit dem Scheiß«, sagte der dickere Cop.

»Wenn du Hawaiianisch sprechen willst, spreche ich Hawaiianisch mit dir, aber komm mir nicht mit dem Pidgin-Quatsch. Also, wo ist dein Ausweis?«

»In meiner Bude.«

»Dr. Quinn, Ihre Leute müssen auf einem Forschungsschiff zu jedem Zeitpunkt einen Ausweis bei sich führen. Das wissen Sie.«

»Er ist neu.«

»Wie heißt du, Kleiner?«

»Pelekekona Keohokalole«, sagte Kona.

Der Cop nahm seine Sonnenbrille ab – wohl zum ersten Mal in seinem Leben, dachte Nate. Er musterte Kona.

»Du stehst nicht auf der Genehmigung.«

»Versuchen Sie es mit Preston Applebaum«, sagte Kona.

»Willst du mich etwa verarschen?«

»Das will er allerdings«, sagte Nate. »Nehmen Sie ihn einfach mit, und auf dem Weg setzen Sie mich bei unserem Boot ab.«

»Ich glaube, wir nehmen Sie beide mit und sehen uns die Genehmigung mal näher an, wenn wir im Hafen sind.«

Plötzlich, mitten im Rauschen des Seefunks, hörte man Clairs Stimme: »Nate, bist du da? Ich hab Amys Luftblasen verloren. Ich kann sie nicht mehr sehen! Ich brauch Hilfe! Nate! Oder sonst irgendjemand!«

Nate sah den Cop an, der seinen Partner ansah, der sich abwandte.

Kona sprang auf das Dollbord des Polizeiboots und beugte sich ganz nah vor das Gesicht des drahtigen Polizisten. »Können wir mit dem Macho-Machtspiel-Scheiß weitermachen, wenn wir unsere Taucher aus dem Wasser geholt haben, oder müsst ihr erst zwei Leute umbringen, um allen zu zeigen, was für dicke Pimmel ihr habt?«

Clair lief auf dem Boot herum und suchte nach Amys Luftblasen, hoffte, sie hätte sie nur übersehen, in den Wellen verloren, hoffte, sie sei noch irgendwo. Sie betrachtete den Sauerstofftank am Boden des Bootes, noch immer nicht mit dem Atemregler verbunden, dann lief sie wieder zu den Funkgeräten, drückte auf dem Seefunkgerät und dem Walkie-Talkie herum und versuchte, nicht zu schreien.

»SOS. Bitte, ich bin hier zwei Meilen vor der Müllkippe. Unsere Taucher haben Probleme.«

Der Hafenmeister von Lahaina meldete sich, sagte, er werde jemanden schicken, und dann sagte ein Tauchboot draußen vor den Lavakathedralen von Lanai, sie müssten erst ihre Leute aus dem Wasser holen, könnten aber in einer halben Stunde dort sein. Dann meldete sich Nathan Quinn.

»Clair, hier spricht Nate. Ich bin unterwegs. Wie lange siehst du schon keine Blasen mehr?«

Clair blickte auf ihre Uhr. »Vier, fünf Minuten.«

»Kannst du die beiden sehen?«

»Nein, nichts. Amy ist weit unten. Ich hab gesehen, wie sie getaucht ist. Irgendwann war sie weg.«

»Hast du die Deko-Tanks im Wasser?«

»Nein, ich krieg die verdammten Atemregler nicht fest. Das hat Clay immer gemacht.«

»Binde die Tanks ab, knoten die Atemregler an den Tanks fest, und wirf alles über die Reling. Amy und Clay können sie dann zusammenschrauben, falls sie es so weit schaffen.«

»Wie tief? Ich hab hier drei Tanks.«

»Dreißig, zwanzig und zehn Meter. Wurf sie einfach ins Wasser, Clair. Um die genaue Tiefe machen wir uns Gedanken, wenn ich bei dir bin. Häng sie nur raus, damit die beiden sie finden können. Mach Leuchtstäbe daran fest, wenn du welche findest. Wir müssten in fünf Minuten da sein. Wir können dich schon sehen.«

Clair begann, die Plastikbänder um die Hälse der schweren Sauerstofftanks zu binden. Alle paar Sekunden suchte sie die Wellen nach Spuren von Amys Luftblasen ab, fand aber keine. Nate hatte gesagt: »Falls sie es so weit schaffen.« Sie blinzelte die Tränen aus den Augen und konzentrierte sich auf ihre Knoten. *Falls?* Nun, falls Clay es schaffte, konnte er sich gleich mal nach einem sichereren Job umsehen. Ihr Mann würde nicht Hunderte von Metern tief im Meer umkommen, denn von jetzt an würde er Hochzeiten und Bar-Mizwas oder Kinder bei JC Penney's fotografieren – oder sonst irgendwas auf dem Trockenen.

Auf der anderen Seite des Kanals, vor Kahoolawe, hatte Libby Quinn den Wortwechsel zwischen Clair und Nate am Seefunk mit angehört. Ohne gefragt worden zu sein, sagte ihre Partnerin Margaret: »Wir haben keine Tauchausrustung an Bord. So tief, wie die sind, da können wir nicht viel machen.«

»Clay ist sowieso unsterblich«, sagte Libby und versuchte, blasierter zu klingen, als ihr zumute war. »Der kommt wieder rauf und schwärmt uns vor, was für tolle Bilder er geschossen hat.«

»Ruf sie. Biete ihnen unsere Hilfe an«, sagte die ältere Frau.

»Wenn wir unsere Instinkte als Hüterinnen verleugnen, verleugnen wir unser Frausein.«

»Ach, Blödsinn, Margaret! Ich biete ihnen unsere Hilfe an, weil alles andere eine Sauerei wäre.«

Währenddessen saß Cliff Hyland auf der Meerseite von Kahoolawe im provisorischen Labor seines Kajütkreuzers, trug Kopfhörer und las die Anzeige auf dem Oszilloskop, als eine seiner Studentinnen in die Kabine kam und ihm eine Hand auf die Schulter legte.

»Hört sich an, als hätte Nathan Quinns Gruppe Probleme«, sagte das Mädchen, eine sonnengegerbte Brünette mit einer Kriegsbemalung aus Zinkoxid auf Nase und Wangen und einem Hut von der Größe eines Mülleimerdeckels.

Hyland nahm die Kopfhörer ab. »Wer? Was? Feuer? Sinkt? Wieso?«

»Sie haben zwei Taucher verloren. Diesen Fotografen Clay und das blasse Mädchen.«

»Wo sind sie?«

»Etwa zwei Meilen vor der Müllkippe. Sie bitten nicht um Hilfe. Ich dachte nur, Sie wollen es vielleicht wissen.«

»Das ist ein gutes Stück zu fahren. Holt die Mikrofone rein. Wir können in einer halben Stunde dort sein.«

In diesem Moment stieg Captain Tarwater in die Kabine hinunter. »Vergessen Sie die Anweisung, Miss. Bleiben Sie bei Ihrer Mission. Wir haben heute eine Untersuchung abzuschließen – und eine Sprengung zu dokumentieren.«

»Diese Leute sind Freunde von mir«, sagte Hyland.

»Ich habe die Lage im Blick, Dr. Hyland. Wir wurden nicht angefordert, und – offen gesagt – ich wüsste nicht, wie wir mit unserem Boot helfen könnten. Wie es scheint, haben sie zwei Taucher verloren. Das kommt vor.«

»Wir sind hier nicht im Krieg, Tarwater. Wir *verlieren* Leute nicht so einfach.«

»Bleiben Sie bei Ihrem Auftrag. Jeder Rückschlag, den Quinn erleidet, kann unserer Operation nur nützlich sein.«

»Sie Schwein«, sagte Hyland.

Drüben – auf dem Kanal – stand Graf Zahl am Bug des Zodiac und beobachtete, wie das große Polizeiboot die *Constantly Baffled* abschleppte. Er sah seine drei Forscher an, die sich alle Mühe gaben, am Bootsheck einen geschäftigen Eindruck zu machen.

»Lassen Sie es sich eine Lehre sein! Der Schlüssel zu guter Wissenschaft besteht darin, seine Papiere in Ordnung zu halten. Da sehen Sie, wieso ich jeden Morgen so kleinlich damit bin, ob Sie Ihre Ausweise dabeihaben.«

»Ja, für den Fall, dass irgendein anderer Forscher uns bei der Walschutzpolizei anschwärzt«, sagte eine Frau.

»Wissenschaft ist ein Wettbewerb, Miss Wextler. Falls Sie an diesem Wettbewerb nicht teilhaben wollen, dürfen Sie gern Ihr Zwischenprüfungszeugnis nehmen und seekranke Touristen beim Whale-Watching trösten. Nathan Quinn hat die Glaubwürdigkeit unserer Organisation in der Vergangenheit oft genug in Zweifel gezogen. Es ist nur fair, wenn ich deutlich mache, dass er sich nicht im Rahmen der Schutzgebietsbestimmungen bewegt.«

Die Meeresbrise trug das geflüsterte »Arschloch« der jungen Forscher fort von Gilbert Box' Ohren, über den Kanal hinweg und spülte es ans Kliff von Molokai.

Nate nahm die schluchzende Clair in die Arme und hielt sie fest. Als die Tauchzeit die erste halbe Stunde überschritt, spürte Nate, wie sich sein Magen vor Sorge, Angst und Übelkeit verknotete. Nur indem er sich damit beschäftigte, dass er nach Clay und

Amy Ausschau hielt, konnte er verhindern, dass er sich übergeben musste. Als Amy über eine Dreiviertelstunde unten war, hatte Clair zu weinen begonnen. Clay mochte mit seinem Rebreather so lange unten bleiben können, aber mit dem winzigen Rettungstank hatte Amy unmöglich genügend Luft zum Atmen. Zwei Taucher von einem Ausflugsboot in der Nähe hatten bereits je einen vollen Tank bei der Suche verbraucht. Das größte Problem war die Dreidimensionalität unter Wasser. Normalerweise suchte man am Meeresgrund, allerdings nicht, wenn der Grund zweihundert Meter tief war. Bei den Strömungen im Kanal ... nun, die Suche war sowieso kaum mehr als eine Geste.

Als Wissenschaftler war Nate ein Freund der Wahrheit, und so hörte er nach einer Stunde auf, Clair zu erzählen, dass alles wieder gut werden würde. Er glaubte nicht daran, und die Trauer prasselte auf ihn nieder wie ein Schwarm schwarzer Pfeile. Hatte er früher einen Verlust oder ein Trauma erlitten, das ihm das Herz brach, hatte ein Überlebensmechanismus eingesetzt, der es ihm ermöglichte, monatlang zu funktionieren, bevor er den Schmerz tatsächlich spürte, doch diesmal kam der Schmerz sofort, ging tief und war vernichtend. Sein bester Freund war tot. Die Frau, die er ... also, er war sich nicht ganz sicher, was er für Amy empfand, aber selbst jenseits von Sexualität und ungeachtet des großen Altersunterschieds – er mochte sie einfach. Er mochte sie sehr, und schon nach wenigen Wochen hatte er sich daran gewöhnt, dass sie da war.

Einer der Taucher kam neben dem Boot hoch und spuckte seinen Atemregler aus. »Ich weiß nicht, wo ich suchen soll. Alles scheißblau ... so weit das Auge reicht.«

»Ja«, sagte Nate. »Ich weiß.«

Clay sah blaugrüne Brüste, die vor seinen Augen wippten, und war überzeugt davon, dass er ertrunken war. Er merkte, dass man ihn aufwärts zerrte, schloss die Augen und gab auf.

»Nein, nein, nein, mein Sohn«, sagte Papa. »Du bist nicht im Himmel. Die Titten im Himmel sind nicht blau. Du bist noch am Leben.«

Papas Gesicht war fest gegen das Glas in seinem Helm gepresst, mit einer Miene, wie er sie vielleicht gehabt hätte, wenn er volle Pulle gegen eine kugelsichere Scheibe gerannt wäre, und doch konnte Clay sehen, dass seine Augen lächelten.

»Mein kleiner Cleandros, du weißt, dass es für dich noch nicht an der Zeit ist, zu mir zu kommen?«

Clay nickte.

»Und wenn die Zeit gekommen ist, dann sollte es so sein, weil du alt und müde und bereit bist, nicht weil das Meer dich holen will.«

Wieder nickte Clay, dann schlug er die Augen auf. Diesmal spürte er einen stechenden Schmerz im Kopf, aber er blinzelte hindurch und sah Amys Gesicht hinter ihrer Tauchermaske. Sie hatte seinen Atemregler im Mund und hielt Clay am Hinterkopf, damit er sie ansah. Als sie sicher sein konnte, dass er bei Bewusstsein war und wusste, wo er sich befand, machte sie ein kleines Okay-Zeichen und wartete, bis er es erwiderte. Dann ließ Amy Clays Atemregler los, und sie schwammen langsam aufwärts, um etwa vierhundert Meter von dort, wo sie abgetaucht waren, wieder aufzutauchen.

Augenblicklich sah sich Clay nach dem Boot um, fand es aber nicht, wo er es erwartet hatte. Und die nächsten Boote waren zu weit entfernt, als dass eines davon die *Always Confused* sein konnte.

Er sah auf seinen Tauchcomputer. Fünfundsiebzig Minuten war er unten gewesen. Das konnte nicht stimmen.

»Das sind sie«, sagte Amy. Sie sah ins Wasser. »Uups. Ich nehm dir mal eben mein Oberteil aus dem Gesicht.«

»Okay«, murmelte Clay in den Rebreather.

Kona war in Tränen aufgelöst, heulte wie Bob Marley in der Bärenfalle. »Clay tot. Sahneschnittchen tot. Und ich wollte ihr doch so gern meinen Tintenfisch zeigen.«

»Was du nicht sagst«, erwiderte Nate.

Aber der nachgemachte Hawaiianer hörte nicht zu. »Da!«, rief Kona und sprang dem stämmigen Walpolizisten auf die Schultern, um besser sehen zu können. »Das weiße Weib! Gelobt sei Jah! Gepriesen Seine Kaiserliche Majestät Haile Selassie! Fahrt hinüber, Sheriff! Rettung tut not!«

»Leg dem Bengel Handschellen an«, sagte der Cop.

12

Ein Loblied auf die edlen Retter

Wenn die Walpolizisten eine unbefugte Person auf einem Forschungsschiff antrafen, nahmen sie normalerweise den Verstoß gegen die Vorschrift auf, stellten ein Ticket aus, dann entfernten sie die Person vom Boot und brachten sie in den Hafen von Lahaina zurück. Es wurde ein Bußgeld gezahlt, und im nächsten Jahr, wenn die Genehmigungen zur Verlängerung anstanden, dachte man sich eine Strafe aus. Im Gegensatz dazu beförderte man Kona ins Gefängnis von Maui, an Händen und Füßen gefesselt und mit einem Stück Klebeband auf dem Mund.

Nate und Amy warteten im Eingangsbereich des County-Gefängnisses von Maui in Wailuku, hockten auf Metallstühlen, die dafür gemacht waren, Unbehagen und geriffelte Hintern hervorzurufen. »Es ist echt okay, wenn er über Nacht bleiben muss«, sagte Nate. »Oder vielleicht auch für eine Woche.«

Amy boxte Nate gegen die Schulter. »Du Idiot! Ich dachte, wenn Kona nicht gewesen wäre, hätten die Leute euch gar nicht zu uns gebracht.«

»Trotzdem: Gefängnis schult den Charakter. Hab ich gehört. Vielleicht tut es ihm gut, wenn er mal ein paar Tage ohne sein Kraut auskommen muss.« Kona hatte Nate seinen Bauchbeutel voll Gras und Gerätschaften zugesteckt, bevor er abgeführt worden war.

»Charakter? Wenn er hier seine Reden über die Unabhängigkeit der Eingeborenen vom Stapel lässt, ziehen ihm die echten Hawaiianer die Ohren lang.«

»Der kommt schon zurecht. Um dich mach ich mir eher Sorgen. Willst du dich nicht untersuchen lassen?« Clair hatte Clay

ins Krankenhaus gebracht, damit man eine Computertomographie vornahm und seine Platzwunde nähte.

»Mir geht es gut, Nate. Ich war nur aufgeregt, weil ich mir um Clay Sorgen gemacht habe.«

»Du warst lange unten.«

»Ja. Ich musste mich an Clays Tauchcomputer orientieren. Wir haben uns einer kompletten Dekompression unterzogen. Am schlimmsten aber war, dass ich mir den Arsch abgefroren habe.«

»Ich kann kaum glauben, dass du die Ruhe hattest, obwohl Clay schon nicht mehr bei Bewusstsein war. Ich weiß nicht, ob ich das gekonnt hätte. Himmelarsch, ich bin mir sicher, dass ich es nicht gekonnt hätte. Mir wäre nach zehn Minuten die Luft ausgegangen. Wie hast du ...?«

»Ich bin klein, Nate. Ich brauch nicht so viel Luft wie du. Und ich konnte sehen, dass Clays Atmung okay war. Die größte Gefahr für uns beide war der Tiefenrausch, also hab ich mich nach dem Computer gerichtet, hab aus Clays Reserve geatmet, als meine zu Ende ging, und so ist keinem was passiert.«

»Ich bin echt beeindruckt«, sagte Nate.

»Ich habe nur getan, was ich tun musste. Keine große Sache.«

»Ich hatte richtig Angst ... ich dachte, du ... du hast mir einen Schrecken eingejagt.« Großväterlich tätschelte er ihr Knie, und sie blickte auf seine Hand.

»Vorsicht, sonst werd ich noch ganz heulig«, sagte Amy.

Sie führten den Surfer in eine große Zelle, in der alle den gleichen orangefarbenen Overall trugen wie er. »Irie, meine Brüder«, sagte Kona. »Lasst uns Sheriff John Brown in unseren Kürbiskutten niedersingen!«

Alle blickten auf: ein gigantischer Samoaner, der mit dem Baseball-Schläger ein Oldsmobile zu Tode geprügelt hatte, als es mitten auf dem Kuihelani Freeway nicht mehr weiterwollte, ein weißer Trinker, der an einem Privatstrand in Wailea einge-

schlafen war und den Fehler begangen hatte, sein morgendliches Geschäft in einer der Cabanas zu erledigen, ein Bassist aus Lahaina, der eingeliefert worden war, weil Bassisten eigentlich immer irgendwelchen Blödsinn im Schilde führen, ein wütender Rastamann, der erwischt worden war, als er an der La Perouse Bay einen Mietwagen aufgebrochen hatte, und schließlich zwei Schweinejäger aus dem Landesinneren, die versucht hatten, ihren Geländewagen voller Pitbulls rückwärts in einen Vulkan zu setzen, nachdem sie zwei Dosen Sprühfarbe geschnüffelt hatten. Kona sah ihnen an, dass sie schnüffelten, an den glasigen Augen und den großen, roten Ringen um Mund und Nase, die von der Tüte herrührten.

»Hey, Mann, Krylon?«

Einer der Schweinejäger nickte und verlor kurz die Kontrolle über seine Kopfbewegungen.

»Geht nichts über ein knalliges Rot.«

»Meine Rede«, sagte der Schweinejäger. »Meine Rede.«

Kona steuerte eine Ecke der Zelle an, der Wachmann verriegelte die Tür, und alle Anwesenden gingen wieder dazu über, ihre Schuhe anzustarren, nur der Samoaner nicht, denn er wartete darauf, dass Kona ihn ansah, damit er ihn töten konnte.

»Weißt du, Bruder«, sagte Kona mit freundlicher Stimme, »von mein Forscherfreund hab ich gelernt, Dinge kritisch zu betrachten. Und ich glaub, ich weiß, wo das Problem ist, wenn man sich auf Maui mit Bullen anlegt.«

»Was?«, fragte der Samoaner.

»Es ist ein Insel, oder? Man muss beknackt sein, wenn man gegen das Gesetz verstößt, obwohl man nicht abhauen kann.«

»Nennst du mich blöd, Bleichgesicht?«

»Nein, Mann, ich sag nur Wahrheit.«

»Und wieso sitzt du hier, weißes Mädchen?«

»Ich glaub, weil ich einem Buckelwal nicht richtig wissenschaftlich einen runterholen konnte.«

»Ich fick dich und töte dich.«

»Könntest du mich vielleicht erst töten?«

»Egal«, sagte der Samoaner, kam auf die Beine und streckte sich zu seiner vollen Godzilla-Größe.

»Danke, Bruder. Friede auf Erden. Jah sei uns gnädig«, sagte der todgeweihte Surfer.

Nachdem Nate die erforderlichen Formulare ausgefüllt hatte, wurde Kona eine Dreiviertelstunde später von einem Gefängniswärter – einem unersetzenen Hawaiianer mit Schultern wie ein Gewichtheber – durch die Stahltür ins Wartezimmer geführt. Der Surfer schlurfte herein, mit gesenktem Kopf, sah beschämmt und etwas windschief aus. Amy legte ihm einen Arm um die Schultern und tätschelte seinen Kopf.

»Oh, Schwester Amy, es war einfach abscheulich.« Er nahm Amy in den Arm, dann ließ er seine Hand zur Rundung ihres Hinterns gleiten. »Abscheulich ... wahrlich und wahrhaftig.«

Der Schließer grinste. »Es gab eine kleine Meinungsverschiedenheit mit einem großen Samoaner. Wir haben den Streit beendet, bevor die Sache zu weit ging. In den Zellen gibt es Überwachungskameras.«

»Hat mir meine halben Dreads rausgerupft.« Kona zog eine Hand voll Dreadlocks aus der Tasche seiner Surfershorts. »Wird reichlich Kohle kosten, die Dinger wieder anzukleben. Ich spüre schon, wie mir die Kräfte schwinden.«

Der Gefängniswärter schwenkte seinen Zeigefinger unter Konas Nase. »Damit du Bescheid weißt, Kleiner: Wäre es anders gelaufen – hätte der Samoaner beschlossen, dich erst hinterher zu töten –, wäre ich nicht so schnell eingeschritten. Hast du mich verstanden?«

»Ja, Sheriff.«

»Halt dich von hier fern, sonst sag ich ihm nächstes Mal, was er zuerst mit dir machen soll, okay?« Der Gefängniswärter wandte sich zu Quinn um. »Es wird keine Anklage erhoben, die eine Inhaftierung rechtfertigen würde. Es sollte nur mal deutlich werden, dass uns die Sache ernst ist.« Dann beugte er sich zu Nate vor und flüsterte, wobei es durch den Größenunterschied so aussah, als spräche er mit jemandem, der in der Hemdtasche des Wissenschaftlers saß: »Sie müssen dem Kleinen helfen. Er hält sich für einen Hawaiianer. Überall sehe ich diese Vorstadt-Rastas ... Mann, ganz Paia ist voll davon, aber der hier hat echte Probleme. Wenn einer von meinen Jungs so wäre, würde ich ihm einen Psychiater spendieren.«

»Er ist nicht mein Sohn.«

»Ich weiß, wie Ihnen zumute sein muss. Aber seine Freundin ist niedlich. Da fragt man sich doch, wie die sich gefunden haben, was?«

»Danke, Officer«, sagte Nate. Nachdem er mehr väterliche Kameraderie genossen hatte, als ihm lieb war, wandte er sich ab und trat in die blendende Sonne Mauis hinaus.

Amy sagte zu Kona: »Wieder besser, Baby?«

Kona nickte an ihrer Schulter, tat, als suche er Trost, indem er sich an sie schmiegte.

»Gut. Dann nimm deine Hand da weg.«

Der Surfer spielte mit den Fingern an ihrem Hintern herum wie Anemonen in der Strömung, fest verankert und doch fließend.

»Es reicht«, sagte Amy. Sie schnappte sich eine Hand voll seiner verbliebenen Dreadlocks und eilte durch die Glastüren, zerrte den gekrümmten Surfer hinter sich her.

»Autsch, autsch, autsch«, jammerte Kona im makellosen Vierviertel-Reggae-Rhythmus.

13

Spirits in the Night

Nate verbrachte den gesamten Nachmittag und den Großteil des Abends mit dem Versuch, Spektrogramme der Aufnahmen von Walgesängen zu analysieren, Verhaltensmuster abzugleichen und dann die entsprechenden Interaktionsmuster auszuwerten. Das Problem bestand darin, herauszufinden, was eigentlich bei einem vierzig Tonnen schweren Tier als Interaktion gelten konnte. Interagierten die Tiere, wenn sie fünfhundert Meter voneinander entfernt waren? Einen Kilometer? Zehn Kilometer? Ihr Gesang war weit zu hören. Die Infraschall-Frequenzen konnten sich im Tiefseebecken buchstäblich Tausende von Kilometern weit ausbreiten.

Nate versuchte, sich in ihre Welt hineinzuversetzen – eine Welt ohne Grenzen, ohne Hindernisse, eine Welt der Geräusche, und doch konnten sie gut sehen, sowohl im Wasser als auch außerhalb. Sie besaßen spezielle Augenmuskeln, die es ihnen ermöglichen, sich auf die unterschiedlichen Erfordernisse einzustellen. Sie pflegten sowohl Kontakt zu Tieren, die sie sehen konnten, als auch zu solchen, die sie nicht sehen konnten. Wenn sich Nate und Clay teure Sender leisteten oder einen Hubschrauber mieteten, mit dem sie die Tiere aus größerem Abstand beobachten konnten, schien es, als reagierten die Wale kilometerweit aufeinander. Wie erforscht man ein Tier, das den Kontakt zu seinen weit entfernten Artgenossen aufrechterhält? Die Antwort musste im Gesang zu finden sein, irgendwo im akustischen Signal. Nur so konnte man sich dem Problem nähern.

Um Mitternacht saß er noch immer allein in seinem Büro, das nur vom leuchtenden Bildschirm erhellt war, hatte vergessen zu essen, zu trinken und pinkeln zu gehen, seit vier Stunden schon, als Kona hereinkam.

»Was ist das?«, fragte der Surfer und deutete auf den Monitor.

Nate fiel vor Schreck fast vom Stuhl, dann fing er sich wieder und nahm die Kopfhörer ab. »Was da läuft, ist das Spektrogramm vom Gesang eines Buckelwals. Die verschiedenen Farben sind Frequenzen oder Tonhöhen. Die krakelige Linie in dem Kasten da ist ein Oszilloskop. Es zeigt die gleiche Frequenz an, aber damit kann ich jeden Ton isolieren, indem ich ihn einfach anklicke.«

Kona aß eine Banane. Er gab Nate auch eine, ohne sich vom Bildschirm abzuwenden. »So sieht es aus? Das Lied?« Kona hatte ganz vergessen, mit Akzent zu sprechen, sodass Nate vergaß, etwas Sarkastisches zu entgegnen.

»So kann man es sehen. Menschen sind visuell ausgerichtete Tiere. Unsere Gehirne können visuelle Informationen besser verarbeiten als akustische, und deshalb ist es für uns einfacher, über Geräusche nachzudenken, indem wir sie betrachten. Das Gehirn von einem Wal oder Delfin ist so strukturiert, dass es eher akustische Reize verarbeitet, nicht so sehr visuelle.«

»Wonach suchst du?«

»Ich weiß nicht genau. Ich suche nach einem Signal. Nach einem Informationsmuster in der Struktur des Liedes.«

»Wie eine Botschaft?«

»Vielleicht eine Botschaft.«

»Und sie ist nicht in der Musik?«, fragte Kona. »In den verschiedenen Tönen? Wie in einem Song? Du weißt, dass der Prophet Bob Marley SEINE Weisheit in Form von Songs übermittelt hat.«

Quinn fuhr auf seinem Stuhl herum und stutzte, hatte den Mund voll Banane. »SEINE? Wen meinst du?«

»Seine Kaiserliche Majestät Haile Selassie, Kaiser von Äthiopien, Löwe von Zion, Jesus Christus auf Erden, Gottes Sohn. Sein Segen sei mit uns. Jah, Mann.«

»Du meinst Haile Selassie, den äthiopischen König, der in den 70ern gestorben ist? *Den Haile Selassie?*«

»Ja, Mann. Den direkten Nachkommen Davids, wie bei Jesaja prophezeit, durch das göttliche Paar Salomon und Makeda, die Königin von Saba. Von deren Söhnen stammen alle Kaiser Äthiopiens ab. Deshalb glauben wir Rastas, dass Jesus Christus in Haile Selassie auf Erden lebt.«

»Aber er ist tot. Wie soll das gehen?«

»Es hilft, wenn man stoned ist.«

»Verstehe«, sagte Nate. Nun, das erklärte so einiges. »Jedenfalls, um deine Frage zu beantworten: Ja, wir haben uns die musikalische Übertragung angesehen, aber trotz Bob Marley glaube ich, dass die Antwort hier im unteren Register zu finden ist, aber nur, weil es sich am schnellsten ausbreitet.«

»Kannst du das anhalten?«, sagte Kona und deutete auf das Oszilloskop, einen grünen Strich, der auf schwarzem Hintergrund tanzte.

Nate klickte darauf und fror die gezackte Linie auf dem Bildschirm ein. »Wieso?«

»Diese Zähne da? Guck mal, da sind lange Zacken und nicht so lange.«

»Man spricht von Mikro-Oszillationen. Sie sind nur zu sehen, wenn man sie angehalten hat.«

»Was wäre, wenn der lange ZACKEN eine Eins wäre und der kurze eine Null? Was dann?«

»Binär?«

»Ja, Mann, was wäre, wenn das Computersprache wäre?«

Nate war sprachlos. Nicht weil er dachte, Kona hätte Recht, sondern weil der Junge tatsächlich die kognitive Kraft besaß, eine Frage aufzuwerten. Nate hätte sich kaum mehr wundern können, wenn ein Team aus Eichhörnchen den Toaster erfunden hätte. Vielleicht war dem Kleinen das Dope ausgegangen und

dieser Intelligenzausbruch nicht mehr als eine Entzugserscheinung.

»Das ist gar nicht so dumm, Kona, aber die Wale wüssten nur davon, wenn sie Oszilloskope hätten.«

»Und die haben sie nicht?«

»Nein, haben sie nicht.«

»Oh, und dieses akustische Gehirn? Das könnte so was nicht sehen?«

»Nein«, sagte Nate, nicht gänzlich sicher, ob es der Wahrheit entsprach. Er hatte noch nie darüber nachgedacht.

»Okay, ich werd mal schlafen gehen. Kann ich dir sonst noch irgendwie helfen?«

»Nein. Danke für die Banane.«

»Jahs Segen mit dir, Mann. Danke, dass du mich heute aus dem Gefängnis geholt hast. Fahren wir morgen früh raus?«

»Vielleicht nicht alle. Wir müssen sehen, wie Clay sich fühlt. Er ist gleich in seiner Hütte verschwunden, nachdem Clair ihn aus dem Krankenhaus abgeholt hat.«

»Oh, bei Boss Clay ist alles cool. Er leidet Sweet Agonies mit Schwester Clair. Hab draußen eben ihre Love Jams gehört.«

»Na denn«, erwiderte Nate und dachte, was immer auch Kona gesagt haben mochte, es musste was Gutes gewesen sein – nach seinem Tonfall und dem Lächeln zu urteilen. »Gute Nacht, Kona.«

»Gute Nacht, Boss.«

Bevor der Surfer draußen war, hatte Nate sich schon wieder dem Bildschirm zugewandt und begann, die unteren Ausschläge des Walgesangs zu vermessen. Er würde sich ein paar Artikel über Blauwalrufe heraussuchen müssen, die tiefsten, lautesten, weitreichendsten Tierlaute auf dem Planeten, und er würde nachsehen müssen, ob jemand eine numerische Untersuchung über die Sonar-Clicks von Delfinen angestellt hatte. Bis dahin

brauchte er eine verwertbare Probe, um zu prüfen, ob das Ganze Sinn machte. Es war natürlich lachhaft. Es wäre nie so simpel, und ebenso wenig wäre es so komplex. Natürlich konnte man die Werte Eins und Null verschiedenen Teilen der Lieder zuordnen – das war einfach. Das bedeutete aber nicht, dass es Sinn machte. Es würde nicht zwingend eine ihrer Fragen beantworten, war aber ein neuer Blickwinkel. Walruf-Binärcode – niemals.

Zwei Stunden später teilte er noch immer Einsen und Nullen verschiedenen Mikro-Oszillationen im Wellenmuster der Walgesänge zu, und es kam ihm vor, als könnte er – seltsamerweise, erstaunlicherweise – allen Ernstes etwas daraus ablesen, als Clay zur Tür hereinkam, in einem knielangen, pinkfarbenen Kimono, verziert mit großen, weißen Chrysanthemen. Er hatte ein kleines Pflaster an der Stirn und an der Wange etwas, das nach Lippenstift aussah und vom Mund bis zum rechten Ohr reichte.

»Gibt's hier noch Bier?« Clay nickte in Richtung Küche. Die Bürohütte war – wie alle anderen Hütten von Papa Lani – in alten Zeiten Unterkunft für eine ganze Familie gewesen und besaß daher – neben dem großen Raum, den sie als Büro nutzten – außerdem eine richtige Küche, zwei kleinere Lagerräume und ein Badezimmer.

Clay trabte vorbei und riss den Kühlschrank auf. »Mist. Dann wohl Wasser. Ich bin ganz ausgetrocknet.«

»Alles okay?«, sagte Nate. »Was macht deine CT? Wie war's im Computerohr?«

»Alles gut. Mein Rohr ist in Ordnung.« Clay kam ins Büro zurück und sank auf den Stuhl vor seinem kaputten Monitor.

»Dreizehn Stiche am Kopf, möglicherweise eine leichte Gehirnerschütterung. Wird schon werden. Aber es könnte sein, dass Clair mich heute Abend umbringt ... Herzinfarkt, Schlaganfall, Ekstase. Geht doch nichts über eine todesnahe Erfahrung, wenn man das Feuer einer Frau entfachen will. Du glaubst nicht,

was sie mit mir anstellt. Und dabei ist sie Lehrerin. Es ist schändlich.« Clay grinste, und Nate bemerkte etwas Lippenstift an seinen Zähnen.

»Du hast da noch was von der Schande.« Nate zeigte Clay, dass er sich den Mund abwischen sollte.

Der Fotograf fuhr sich übers Gesicht, fand eine Hand voll Farbe und betrachtete sie. »Ich glaube, es ist Erdbeer-Lipgloss. Dass eine Frau in ihrem Alter noch Lipgloss mit Geschmack trägt ... Die Schande ist in meinem Herzen.«

»Sie hat sich ernste Sorgen um dich gemacht, Clay. Ich auch. Wenn Amy keinen kühlen Kopf bewahrt hätte ... na ja –«

»Ich hab Scheiße gebaut. Ich weiß. Ich hab nur noch im Sucher gelebt und vergessen, wo ich war. Es war ein echter Amateurfehler. Aber du wirst nicht glauben, was für Bilder ich durch den Rebreather bekommen habe. Endlich komm ich unter die Sänger, neben sie, wohin du willst. Ich darf nur nicht vergessen, wo ich bin.«

»Du hast unglaubliches Glück gehabt.« Nate wusste, dass Clay sich jeden Vorwurf, den man ihm machen konnte, schon dutzendfach selbst gemacht hatte. Trotzdem musste er was sagen. Ungeachtet des Ausgangs hatte er doch einen Freund verloren, wenn auch nur für vierzig Minuten. »Bewusstlos, so tief, so lange ... heute hast du mehrere Leben verbraucht. Dass du dein Mundstück nicht verloren hast, ist ein Wunder.«

»Also, das war kein Zufall. Ich hatte die Schläuche extra fest gezogen, weil der Rebreather so empfindlich ist, wenn Wasser eindringt. Im Lauf der Jahre ist mir schon hundert Mal das Mundstück rausgeschlagen worden, rausgetreten von anderen Tauchern, Kamera verheddert, vom Delfin gerammt. Weil man beim Filmen sowieso die meiste Zeit den Kopf zurücknehmen muss, damit das Ding in deinem Mund bleibt, muss man es vor allem dicht halten. Der Urinstinkt des Menschen ist das Nuckeln.«

»Und heute Abend gibst du dich ausgiebig deinen Instinkten hin? Oder was willst du mir jetzt erzählen?«

»Hör zu, Nate, ich weiß, du bist sauer, aber es geht mir gut. Irgendwas war mit diesem Tier los. Das hat mich abgelenkt. Es wird nicht wieder vorkommen. Wobei ich dem Mädchen sicher was schuldig bin.«

»Wir dachten, wir hätten sie auch verloren.«

»Sie ist gut, Nate. Wirklich gut. Sie hat die Ruhe bewahrt und getan, was zu tun war, und ich habe keinen Schimmer, wie sie es geschafft hat, aber sie hat meinen haarigen Arsch heil wieder raufgeholt. Ich an ihrer Stelle hätte nie im Leben Dekompressionsstopps eingelegt ... und dann stellt sich raus, dass sie genau das Richtige getan hat. So ein Urteilsvermögen kann man nicht lernen.«

»Du willst nur vom Thema ablenken.«

Clay wollte tatsächlich vom Thema ablenken. »Wie hat Toronto heute Abend gegen Edmonton gespielt?«

Na klar, dachte Nate, versuch an meine angeborene, kanadische Schwäche für Eishockey zu appellieren. Als ob es mich ablenken könnte, wenn du die Hockey-Karte spielst ... »Ich weiß nicht. Sehen wir nach.«

Von draußen vor dem Fliegengitter hörte man Clairs Stimme. »Clay Demodocus, trägst du meinen Hausmantel?«

»Oh, ja, Liebes, tu ich«, rief Clay und warf Quinn einen peinlich berührten Blick zu, als wäre ihm eben erst aufgefallen, dass er einen Damenkimono trug.

»Nun, das bedeutet wohl, dass ich nichts anzuziehen habe, oder?« Sie stand nicht nah genug vor der Tür, dass man sie durch das Gitter sehen konnte, aber Quinn zweifelte nicht daran, dass sie nackt war, ihre Fäuste in die Hüften stemmte und mit einem Fuß ungeduldig im Sand tappte.

»Das bedeutet es wohl«, sagte Clay. »Wir wollten gerade mal nach den Hockey-Ergebnissen sehen. Möchtest du reinkommen.‘«

»Hier draußen steht ein dürrer Junge mit einem halben Kopf voll Dreadlocks und einer Erektion und starrt mich an, Clay. Ich fühle mich etwas befangen.«

»Ich bin damit aufgewacht, Bwana Clay«, sagte Kona. »Ist nichts Persönliches.«

»Er ist unser Mitarbeiter, Liebes«, sagte Clay beruhigend. Dann flüsterte er Quinn zu: »Ich sollte lieber gehen.«

»Das solltest du«, erwiderte Quinn.

»Wir sehen uns morgen früh.«

»Du solltest dir einen Tag freinehmen.«

»Nein, wir sehen uns morgen. Woran arbeitest du eigentlich?«

»Ich übertrage den Infraschallbereich der Lieder in einen Binärcode.«

»Ah, interessant.«

»Mir ist hier draußen so wehrlos zumute«, sagte Clair. »Wehrlos und wütend.«

»Ich sollte lieber gehen«, sagte Clay.

»Nacht, Clay.«

Eine Stunde später, als Nate eben das Gefühl hatte, er hätte hinreichend Proben im Binärcode markiert, so dass er nun nach einem System Ausschau halten konnte, kam der dritte Geist in dieser Nacht zur Tür herein: Amy, in einem Männer-T-Shirt, das ihr eine Handbreit über den Hintern reichte, gähnend und augenreibend.

»Was zum Teufel machst du hier um diese Zeit? Es ist drei Uhr früh.«

»Arbeiten vielleicht?«

Barfüßig tappte Amy über den Boden und betrachtete den Monitor, an dem Quinn saß, versuchte, die Benommenheit aus ihren Augen zu blinzeln. »Das untere Ende vom Lied?«

»Ja, das und ein paar Blauwal-Rufe zum Vergleich.«

Quinn roch Amys duftendes Blütenshampoo und spürte überdeutlich ihre Wärme, mit der sie sich an seine Schulter lehnte.

»Ich verstehe nicht. Du digitalisierst sie manuell? Das kommt mir etwas primitiv vor. Das Signal ist doch schon digitalisiert, wenn es auf der Festplatte ist, oder?«

»Ich betrachte es von einer anderen Warte aus. Wahrscheinlich wird es sowieso ein Schlag ins Wasser, aber ich sehe mir die untersten Frequenzen an. Es gibt kein erkennbares Muster, an dem ich mich orientieren könnte, also ist es wohl reine Zeitverschwendung.«

»Und trotzdem sitzt du morgens um drei noch da und gibst Einsen und Nullen ein. Darf ich fragen, wozu?«

Quinn wartete einen Moment, bevor er antwortete, versuchte zu überlegen, was er tun sollte. Er wollte sich umdrehen, um sie anzusehen, aber sie stand so nah, dass ihr Gesicht direkt vor seinem gewesen wäre. Es war nicht der richtige Augenblick. Stattdessen ließ er seine Hände in den Schoß sinken und seufzte schwer, als wäre ihm das alles viel zu langweilig. Er sah auf den Monitor, während er sprach. »Okay, Amy. Ich sag dir, wozu. Ich sage es dir. Die Kirsche auf dem Pudding, das Sahnehäubchen, der Sinn und Zweck von allem, was wir hier tun, okay?«

»Okay.« Sie spürte das Unbehagen in seiner Stimme und trat einen Schritt zurück.

Nate drehte sich um und sah ihr in die Augen. »Es könnte draußen auf dem Boot passieren, wenn du am Abend zurückfährst, oder es könnte im Labor passieren, um vier Uhr morgens, nachdem du fünf Tage deine Daten bearbeitet hast, aber irgend-

wann kommt der Punkt, an dem du was rausfindest, an dem du etwas siehst, oder wo plötzlich irgendwas zusammenpasst, und du merkst, dass du etwas weißt, was kein anderer auf der Welt weiß. Nur du allein. Niemand sonst. Dir wird bewusst, dass alles, was dir etwas wert ist, in dieser einen Sache liegt, und du wirst es nur kurze Zeit für dich allein haben, bis du es jemandem erzählst, aber bis dahin bist du lebendiger als in irgendeinem anderen Augenblick. Darum geht es, Amy. Dafür macht man es, dafür findet man sich mit schlechter Bezahlung und hohem Risiko und beschissen Umständen und gescheiterten Beziehungen ab. Man macht es für diesen einen Moment.«

Amy stand da, die Fäuste geballt, die Arme nach unten gestreckt wie ein kleines Mädchen, das eine Strafpredigt über sich ergehen lässt. Sie sah zu Boden. »Du willst mir also sagen, dass du kurz vor so einem Moment stehst und ich dir auf die Nerven gehe?«

»Nein, nein, das will ich damit nicht sagen. Ich weiß nicht, was ich tue. Ich sage dir nur, warum ich es mache. Und deshalb machst du es auch. Du weißt es nur noch nicht.«

»Und was wäre, wenn dir jemand sagen würde, dass du nie wieder so einen Moment erleben wirst ... würdest du weitermachen?«

»Das wird nicht passieren.«

»Dann stehst du also kurz davor? Mit dieser Binär-Sache?«

»Vielleicht.«

»Hat nicht Ryder den Gesang daraufhin analysiert, wie viele Informationen man damit transportieren kann? Und ist er dabei nicht auf lausige 0,6 Bits pro Sekunde gekommen? Das reicht nicht wirklich aus, als dass es was bedeuten könnte, oder?«

Growl Ryder war Quinns Doktorvater an der Uni in Santa Cruz gewesen. Einer aus der ersten Generation der Größen auf dem Gebiet, neben Ken Norris und Roger Payne – ein echter

Kahuna. Eigentlich hieß er mit Vornamen Gerard, aber alle, die ihn kannten, nannten ihn nur Growl, wegen seiner sauertöpfischen Art. Vor zehn Jahren war er vor den Aleuten allein mit einem Schlauchboot rausgefahren, um Blauwal-Rufe aufzunehmen, und spurlos verschwunden. Quinn lächelte, als er an den Alten dachte. »Stimmt, aber Ryder ist umgekommen, bevor er seine Arbeit beenden konnte, und er hat sich die Töne und Themen angesehen, um daraus etwas zu lesen. Ich dagegen interessiere mich für die Wellenformen. Nach allem, was ich heute Abend gesehen habe, scheint es, als könnte man bis auf fünfzig, sechzig Bits pro Sekunde gehen. Das wäre eine ganze Menge Information.«

»Das kann nicht stimmen. Es würde nicht funktionieren«, entgegnete Amy. Sie schien diese Information etwas emotionaler aufzunehmen, als Nate erwartet hatte. »Wenn man so viele Informationen im Infraschallbereich übertragen könnte, würde die Navy das Prinzip für ihre U-Boote einsetzen. Außerdem: Wie sollten die Wale Frequenzmuster nutzen? Sie bräuchten Oszilloskope.« Inzwischen stand sie auf den Zehenspitzen und schrie beinahe.

»Immer mit der Ruhe. Ich sehe es mir nur an. Delfine und Fledermäuse brauchen keine Oszilloskope, um mit Hilfe von Schallwellen sehen zu können. Vielleicht ist doch was dran. Nur weil ich einen Computer benutze, um mir diese Daten anzusehen, glaube ich doch nicht, dass Wale digitale Wesen sind. Es ist lediglich ein Denkmodell.« Er wollte ihr auf die Schulter klopfen, um sie zu trösten, doch dann fiel ihm ein, wie sie im Gefängnis darauf reagiert hatte.

»Du siehst dir keine Daten an, Nate, du denkst sie dir aus. Du verschwendest deine Zeit, und ich bin mir nicht sicher, ob du nicht auch meine Zeit verschwendest. Diesen Job anzunehmen, könnte ein großer Fehler gewesen sein.«

»Amy, ich verstehe nicht, wieso –«

Aber sie gab ihm keine Chance, sich zu verteidigen. »Geh ins Bett, Nate. Du phantasierst. Wir haben morgen reichlich Arbeit vor uns, und du bist nicht zu gebrauchen, wenn du nicht geschlafen hast.« Sie machte kehrt und stürmte in die Nacht hinaus. Während sie über den Hof zu ihrer Hütte lief, konnte Nate hören, wie sie vor sich hin schimpfte. Die Worte »Blödian«, »unterbelichtet« und »jämmerlicher Verlierer« stiegen zum Himmel auf und regneten auf Nates Ego herab.

Seltsamerweise empfand er eine gewisse Erleichterung, als ihm bewusst wurde, dass die romantischen Illusionen, die er sich hinsichtlich seiner Forschungsassistentin gemacht hatte, genau das waren und nicht nichts anderes: Illusionen. Sie hielt ihn für eine Witzfigur. Zufrieden mit sich selbst – zum ersten Mal, seit Amy mit an Bord war – speicherte er seine Arbeit, fuhr den Rechner herunter und ging ins Bett.

14

Hinunter zum Hafen

Hinunter zum Hafen ging ihre Reise – vorbei an Wohnblocks, Zuckerrohrfeldern, dem Golfplatz, dem Burger King, dem Friedhof mit seinem großen, grünen Buddha, glückselig dort am Meer, vorbei an Steakhäusern, an Touristenfallen, dem alten Mann auf seinem Mädchenfahrrad, der die Front Street entlangrollerte, mit einem Papagei auf dem Kopf – hinunter zum Hafen ging ihre Reise. Sie winkten den Forschern am Tankanleger, nickten den hübschen Hexen vor ihren Buden zu, grüßten die Tauchlehrer und die Kapitäne und schleppten Forschungzeug den Anleger entlang, um ihren Tag zu beginnen.

Tako Man stand am Heck seines Bootes und frühstückte Reis mit Oktopus, als die Mannschaft von Maui Whale – Clay, Quinn, Kona und Amy – vorbeikam. Er war ein kompakter, kräftiger Malaysier mit langen Haaren, einem ausgefransten Unterlippenbärtchen und knöchernen Angelhaken in den Ohren, mit denen er wie ein Pirat aussah. Er gehörte zu den Schwarzkorallentauchern, die im Hafen lebten, und er trug – wie immer – seinen Tauchanzug.

»Hi, Tako«, sagte Clay. Der Taucher blickte von seiner Schale auf. Seine Augen sahen aus, als hätte jemand Blut hineingespritzt. Kona fiel auf, dass sich der kleine Oktopus in der Schale noch bewegte, und als er den Anleger hinuntermarschierte, spürte er, wie ihm das kalte Grausen den Rücken hinaufkroch.

»Nightwalker, die Grauen, heute Nacht auf eurem Boot. Hab sie gesehen«, sagte Tako Man. »Nicht zum ersten Mal.«

»Gut zu wissen«, erwiederte Clay herablassend und ging weiter. Man musste sich mit allen, die im Hafen wohnten, gut stellen, besonders mit den Schwarzkorallentauchern, die ein Leben

führten, das weit über alles hinausging, was die meisten Menschen als normal empfanden. Sie spritzten Heroin, waren schwere Trinker und tauchten tagein, tagaus siebzig Meter tief, suchten Schwarzkorallen, wertvoll wie Edelsteine, und dann warfen sie ihr Geld bei wochenlangen Partys aus dem Fenster, die mehr als einmal damit endeten, dass einer von ihnen tot am Pier lag. Sie lebten auf ihren Booten und aßen Reis und alles, was das Meer hergab. Tako Man wurde so genannt, weil der grauhaarige Malaysier jeden Nachmittag, den Gott werden ließ, mit einem Netz voll *tako* (Oktopus) herumlief, die er am Riff aufgespießt hatte, um sie am Abend zu verspeisen.

»Hi«, sagte Amy schüchtern zu Tako Man, als sie an ihm vorüberkam. Finster stierte er durch blutigen Nebel, und sein Kopf tat einen Ruck, dass er fast sein Frühstück herausnickte. Amy lief schneller und rammte Quinn ihre Kiste von hinten in den Oberschenkel.

»Verdammtd, Amy!« sagte Quinn. Fast wäre er gestürzt.

»Tauchen die Typen etwa in diesem Zustand?«, flüsterte sie und klebte an Quinn wie ein Schatten.

»Schlimmer. Könntest du vielleicht etwas abrücken?«

»Der ist mir unheimlich. Du sollst mich beschützen, du Memme. Wieso kriegen sie damit keine Probleme?«

»Pro Jahr bleibt mindestens einer auf der Strecke. Komischerweise sterben die meisten an einer Überdosis.«

»Harter Job.«

»Harte Burschen.«

Tako Man rief: »Scheiß auf euch, ihr Walpisser! Ihr werdet's noch sehen! Verdammte Nightwalker. Scheiß auf euch, ihr weißen Arschgesichter!« Er warf sein Frühstück nach ihnen. Es fiel ins Wasser, und kleine Fische kamen angeschwommen und stritten sich um die Brocken.

»Rum«, sagte Kona. »In dem Zeug ist zu viel Bitternis. Rum kommt vom Zuckerrohr, und Zuckerrohr kommt von der Versklavung, und die ganze Unterjochung wird in Flaschen destilliert und macht die Menschen böse, böse, böse.«

»Ganz genau«, sagte Clay zu Quinn. »Wusstest du das mit dem Rum nicht?«

»Wo ist dein Boot?«, fragte Quinn.

»Mein Boot?«

»Dein Boot, Clay«, sagte Amy.

»Nein«, sagte Clay. Er blieb stehen und ließ zwei Kisten mit Kameraausrüstung auf den Pier fallen. Die *Always Confused*, das sieben Meter lange, schnelle, grandiose Grady White-Fischerboot mit Steuerstand, Clays ganzer Stolz, war nicht mehr da. Eine Rettungsweste, eine Wasserflasche und diverses, vertraut wirkendes Treibgut dümpelten sanft in einem Regenbogen aus Benzin, wo sonst das Boot lag.

Jeder dachte, jemand anders sollte etwas sagen, aber mindestens eine volle Minute passierte überhaupt nichts. Sie standen da, starrten dorthin, wo Clays Boot sein sollte, sahen aber nur einen großen, bootlosen Klumpen tropischer Luft.

»Blöd«, sagte Amy schließlich und sprach im Namen aller.

»Wir sollten beim Hafenmeister nachfragen«, sagte Nate.

»Mein Boot«, sagte Clay, der sich über den leeren Liegeplatz beugte wie über seinen jüngst überfahrenen Hund aus Kindertagen. Er hätte ihn geherzt und seine kleinen, toten Hundeohren gekrault, wenn er gekonnt hätte, aber stattdessen fischte er die ölige Rettungsweste aus dem Wasser, setzte sich auf den Anleger und hielt sie im Arm.

»Er hatte das Boot richtig gern«, sagte Amy.

»Du sprichst große Wahrheit, Schwester«, erwiederte Kona.

»Die Versicherung ist bezahlt«, sagte Nate und machte sich auf den Weg zum Hafenmeister.

Tako Man war von seinem Boot herübergekommen, um sich mit düsterer Miene das leere Wasser anzusehen. Amy tat einen Schritt zurück, um bei Kona Schutz zu suchen, aber Kona war selbst schon einen Schritt zurückgetreten und hatte den Menschen hinter sich angerempelt, der sich als Captain Tarwater entpuppte, strahlend in seinem Marineweiß und den neuen, von Kona besudelten Schuhen.

»Irie, Eisverkäufer.«

»Du stehst auf meinen Schuhen.«

»Was ist passiert?«, fragte Cliff Hyland, der hinter dem Captain über den Anleger kam.

»Clays Boot ist weg«, sagte Amy.

Cliff trat näher und legte Clay eine Hand auf die Schulter. »Vielleicht hat es sich nur jemand ausgeliehen.« Clay nickte. Er wusste, dass Cliff ihn trösten wollte.

Als Quinn mit einem Maui-Cop im Schlepptau vom Büro des Hafenmeisters zurückkam, standen drei Schwarzkorallentaucher, ein halbes Dutzend Biologen und ein Pärchen aus Minnesota dort herum, das Erinnerungsfotos von der ganzen Sache machte. Als der Polizist kam, ließen sich die finsternen Taucher an den Rand der Meute treiben und verdrückten sich.

Jon Thomas Fuller, der Wissenschaftler/Unternehmer, der sich in Begleitung dreier seiner liebreizenden Naturfreundinnen befand, stellte sich neben Quinn. »Das ist ja furchtbar, Nate. Einfach entsetzlich. Dieses Boot muss für euch beide doch bestimmt eine kapitale Investition gewesen sein.«

»Überhaupt nicht. Im Grunde war es nur etwas, mit dem wir auf dem Wasser rumfahren konnten.« Nate besaß einiges Talent zum Sarkasmus, aber das sparte er sich für Leute auf, die ihn nervten. Und Jon Thomas Fuller nervte ihn.

»Wird schwer werden, es zu ersetzen.«

»Das schaffen wir schon. Es war versichert.«

»Vielleicht solltet ihr euch diesmal etwas Größeres anschaffen. Unsere Zweiundzwanzig-Meter-Schiffe bieten ein gerüttelt Maß an Sicherheit, und in der Kajüte kann man Computer, Kameras und alles Mögliche installieren, was auf kleinen Speedbooten wirklich nicht drin wäre. Ein Schiff von angemessener Größe würde eurem Unternehmen einiges an Legitimität verleihen.«

»Eigentlich haben wir uns entschlossen, auf die Legitimität zu bauen, die wir durch glaubwürdige Forschung erlangen, Jon Thomas.«

»Wir haben uns diese Zahlen nicht einfach ausgedacht!« Fuller merkte gerade noch, dass er mit lauter Stimme sprach. Der Cop, der Clay befragte, blickte über seine Schulter, und Fuller sprach leise weiter. »Es handelte sich nur um berufsbedingte Eifersucht von Seiten unserer Kritiker.«

»Eure größten Kritiker waren die Fakten selbst. Washattest du erwartet? Eure Untersuchung lief darauf hinaus, dass die Buckelwale es im Grunde ihres Herzens genießen, von Jet Skis gerammt zu werden.«

»Einigen geht es tatsächlich so.« Fuller schob seinen Tropenhelm aus der Stirn und setzte ein ehrliches Lächeln auf, das unter seinem eigenen Gewicht zusammenbrach.

»Was hast du vor, Jon Thomas?«

»Nate, ich könnte euch so ein Boot besorgen, wie wir es haben, mit allem Drum und Dran, und ein Forschungsbudget, und ihr müsstet nur ein einziges, kleines Projekt für mich durchführen. Eine Saison. Maximal. Und euer Unternehmen könnte das Boot behalten, verkaufen ... was ihr wollt.«

Einzig das Angebot, Fuller ins ölige Wasser zu stoßen, hätte Quinn gern angenommen, aber fragen musste er trotzdem. Es waren wirklich schöne Schiffe. »Sag, was du zu sagen hast.«

»Ich möchte, dass du deinen Namen unter eine Studie setzt, in der steht, dass Delfine in Begegnungsstätten für Mensch und Tier keinen Schaden nehmen, und eine Studie anfertigst, in der

steht, dass der Bau eines solchen Aquariums an der La Perouse Bay keine negativen Umwelteinflüsse nach sich ziehen würde. Dann möchte ich, dass du bei den entsprechenden Anhörungen aufstehst und für die Sache eintrittst.«

»Da bin ich nicht der Richtige, Jon Thomas. Erstens bin ich kein Delfin-Mann. Das weißt du.« Nate mied es, hinzuzufügen, was er eigentlich sagen wollte, nämlich: Und *zweitens bist du eine miese Ratte, die nur auf Geld aus ist, ohne einen Gedanken an die Wissenschaft oder die Tiere, die du erforschst.* Stattdessen sagte er:

»Es gibt Dutzende von Leuten, die Studien über Delfine in Gefangenschaft durchführen. Warum gehst du nicht zu denen?«

»Die Studie liegt schon bereit. Du musst nichts mehr machen. Ich will nur deinen Namen dafür.«

»Haben die Leute, von denen diese Studie stammt, denn nichts dagegen einzuwenden?«

»Nein. Das ist denen nicht so wichtig. Ich brauche deinen Namen und deine Präsenz, Nate.«

»Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, vor Komitees und Planungskommissionen auszusagen.«

»Okay, meinetwegen. Clay oder Amy könnte das übernehmen. Setz einfach deinen Namen unter das Papier, und mach die Studie über die Umwelteinwirkungen. Ich brauch deine Glaubwürdigkeit.«

»Die ich nicht mehr haben werde, sobald ich mich von dir benutzen lasse. Es tut mir Leid, aber mein guter Ruf ist alles, was ich nach fünfundzwanzig Jahren Arbeit vorzuweisen habe. Den kann ich nicht verkaufen, nicht mal für ein hübsches Boot.«

»Ach ja, welch Edelmut im Angesicht des Hungertodes. Scheiß drauf, Nate, und scheiß auf deine hohen Ideale. Ich tue mehr für diese Tiere, indem ich sie der Öffentlichkeit vorführe, als du in deinem ganzen Leben mit deinen Aufnahmen und

Diagrammen der Gesänge. Und bevor du dich wieder in deinen Elfenbeinturm auf der ethischen Hochebene verziehst, solltest du dir deine Leutchen lieber mal genauer ansehen. Der Kleine da ist ein gemeiner Dieb, und von deiner hübschen, neuen Assistentin hat noch nie jemand gehört.« Fuller fuhr herum und winkte seinem Ensemble von Waletten, und gemeinsam gingen sie zu ihrem Boot.

Quinn hielt nach Amy Ausschau und sah sie hinter dem Polizisten stehen, der mit Clay sprach. Er lief Fuller hinterher, packte den kleinen Mann am Arm und riss ihn herum. »Was redest du da? Amy hat in Woods Hole studiert, bei Tyack und Loughten.«

»Ach ja? Vielleicht solltest du lieber mal anrufen und nachfragen. Die haben noch nie von ihr gehört. Entgegen deiner Annahme stelle ich sehr wohl Recherchen an, Nate. Wenn du jetzt so freundlich wärst und wieder zu deiner Ein-Boot-Flotte gehen würdest.«

»Sollte ich rausfinden, dass du mit dieser Sache irgendwas zu tun hast ...«

Fuller riss sich los und grinste Quinn an. »Genau ... was würdest du dann tun? Noch unbedeutender werden? Leck mich am Arsch, Nate.«

»Was hast du gesagt?«

Aber Fuller ignorierte ihn und ging an Bord seines Millionen-Dollar-Forschungsschiffes, während Quinn über den Anleger zurück zu seinen Freunden schlich. Allerdings schien das ölige Treibgut seinen Reiz verloren zu haben, denn die Menge hatte sich zerstreut. Nur noch Amy, Clay, der Cop und das Pärchen aus Minnesota waren übrig.

»Sie da! Sie sind doch jemand, oder?«, rief die Frau, als Nate näher kam. »Liebling, der Mann da ist irgendwer. Ich bin mir sicher, dass ich ihn im Discovery Channel gesehen habe. Fotografier mich mit ihm!«

»Wer ist das?«, fragte »Liebling«, während seine Frau Nate am Arm packte und posierte, als hätte er ihr eben einen Scheck ausgehändigt.

»Ich weiß nicht. Einer von diesen Ozeanleuten«, sagte sie durch ihr Grinsen, als posiere sie mit einer der geschnitzten Statuen, mit denen die Hauseingänge in Lahaina geschmückt waren. »Mach einfach ein Foto.«

»Sind Sie einer von den Cousteau-Knaben?«

»Oui«, sagte Nate. »Jetzt muss ich mich aber mit meiner guten Freundin Sylvia Earle unterhalten«, fuhr er mit französischem Akzent fort und machte sich auf den Weg hinüber zu Amy. »Ich muss dich mal sprechen.«

»Sylvia Earle! Die ist von National Geographic. Mach ein Foto von den beiden zusammen, Liebling.«

»Er lügt, Nathan«, sagte Amy. »Du kannst es nachprüfen, wenn du willst. Es stand alles im Lebenslauf, den ich Clay gegeben habe.« Sie schien nicht böse zu sein, nur verletzt, hintergangen vielleicht. Ihre Augen waren groß und tränенfeucht, und langsam sah sie aus wie eines dieser gruseligen Keane-Fotos von Kindern mit traurigen Augen. Quinn fühlte sich, als hätte er einen Sack mit kleinen Kätzchen gegen die Stoßstange seines Pick-ups geschmettert.

»Ich weiß«, sagte er. »Es tut mir Leid. Ich wollte nur ... na ja, Jon Thomas ist ein Arschloch. Ich hab mich verunsichern lassen.«

»Schon okay.« Amy schniefte. »Es ist nur ... nur ... ich habe so hart gearbeitet.«

»Ich muss es nicht überprüfen, Amy. Du leitest gute Arbeit. Es war mein Fehler, an dir zu zweifeln. Schnappen wir uns Clay, und machen wir uns an die Arbeit.«

Behutsam legte er den Arm um sie und führte sie hinüber, wo Clays Befragung durch den Polizisten eben zu Ende ging. Clay sah die Tränen auf Amys Wangen und nahm sie in die Arme. Sie schmiegte ihren Kopf an seine Schulter. »Ich weiß. Es war ein tolles Boot, aber es war nur ein Boot. Wir kriegen ein neues.«

»Wo ist Kona?«, fragte Nate.

»Vor einer Sekunde war er noch da«, sagte Clay.

In diesem Moment läutete Nates Handy. Er fischte es aus seinem Hemd und antwortete. »Nathan, ich bin's«, sagte die Komische Alte. Nate hielt die Sprechmuschel zu.

»Es ist die Komische Alte«, sagte Nate zu Clay.

»Amy, geh du und hol Kona, solange ich hier mit dem Polizisten zu tun habe, okay?«, sagte Clay.

Amy nickte und machte sich auf den Weg. Clay wandte sich wieder dem Polizisten zu.

Die Komische Alte fuhr fort: »Nathan, ich habe wieder mit dem großen Walbullens gesprochen, und er will unbedingt, dass du ihm ein scharfes Pastrami-Sandwich auf dunklem Brot mitbringst, wenn du rausfährst. Er sagt, es sei sehr wichtig.«

»Da hast du bestimmt Recht, Elizabeth, aber ich bin nicht sicher, ob wir heute überhaupt rausfahren. Es ist was mit Clays Boot passiert. Es ist weg.«

»O je, er wird verzweifelt sein. Ich komme runter und kümmere mich um ihn, aber *du* musst heute auf den Kanal rausfahren. Ich spüre einfach, dass es von großer Bedeutung ist.«

»Ich denke nicht, dass du extra runterkommen musst, Elizabeth. Clay schafft das schon.«

»Na, wenn du es sagst. Aber du musst mir versprechen, dass du heute rausfährst.«

»Versprochen.«

»Und du nimmst ein scharfes Pastrami-Sandwich auf dunklem Brot für diesen großen Bullen mit.«

»Ich will es versuchen, Elizabeth. Ich muss jetzt los. Clay braucht mich für irgendwas.«

»Mit Schweizer Käse und scharfem Senf!«, sagte die Komische Alte, als Nate die Verbindung unterbrach.

Clay bedankte sich bei dem Polizisten, der Nate im Gehen zunickte. Selbst das Pärchen aus Minnesota war weitergezogen, und nur noch Clay und Nate standen auf dem Pier. »Wo sind denn unsere Kinder?«, fragte Nate und krümmte sich bei der bloßen Vorstellung: er und Clay, das Pärchen in den besten Jahren, das die Verantwortung trug, traurig und langweilig, während die Kids einfach wegliefen und spielten und Abenteuer erlebten.

»Ich habe Amy gebeten, Kona zu suchen. Die könnten sonstwo sein.«

»Clay, ich muss dich was fragen, bevor sie wiederkommen.«

»Schieß los.«

»Hast du irgendeine von Amys Empfehlungen geprüft, bevor du sie eingestellt hast? Ich meine, hast du jemanden angerufen? In Woods Hole? Oder in dieser anderen Schule ... welche war das noch?«

»Cornell. Nein. Sie war schlau, sie war süß, sie schien zu wissen, wovon sie redet, und sie wollte ohne Bezahlung arbeiten. Ihre Vertrauenswürdigkeit machte auf dem Papier einen guten Eindruck. Ein geschenkter Gaul, Nate.«

»Jon Thomas Fuller sagt, er hat es nachgeprüft und in Woods Hole hätte noch nie jemand von ihr gehört.«

»Fuller ist ein Schwein. Hör mal, es ist mir eigentlich egal, ob sie die Highschool abgeschlossen hat. Die Kleine hat sich bewährt. Die hat Mumm.«

»Trotzdem, vielleicht sollte ich Tyack anrufen. Für alle Fälle.«

»Wenn es sein muss. Ruf ihn heute Nachmittag an, wenn du wieder da bist.«

»Ich bin mir sicher, dass Fuller mich nur mal treten wollte. Er hat uns ein Schiff angeboten, so eins wie er es hat, wenn wir sein Delphin-Park-Projekt unterstützen.«

»Und du hast abgelehnt?«

»Selbstverständlich.«

»Aber das sind großartige Schiffe. Unsere Armada wurde auf die Hälfte reduziert. Unsere nautischen Ressourcen sind um fünfzig Prozent geschrumpft. Unser Defizit, was Boote angeht, liegt bei Null Komma fünf.«

»Was gibt's?«, sagte Amy. Sie war den Anleger heruntergekommen und schien ihre Melancholie abgelegt zu haben.

»Clay gibt sich gerade wissenschaftlich. Fuller hat uns ein Zwanzig-Meter-Forschungsschiff angeboten, inklusive Budget, wenn wir sein Delfin-Projekt unterstützen.«

»Muss ich dafür mit ihm schlafen?«

»Das haben wir noch nicht ins Spiel gebracht«, erwiderte Clay, »aber ich wette, wir könnten noch eine Sonaranlage rauschlagen, wenn du dir etwas Mühe gibst.«

»Verdammtd, Nate, nimm an!«, sagte Amy.

»Es wäre der Ausverkauf meiner Glaubwürdigkeit«, sagte Quinn und war entsetzt darüber, dass seine Kollegen solche Huren waren. »Wir würden auf die dunkle Seite wechseln.«

Amy zuckte mit den Achseln. »Das sind schicke Schiffe.« Ihr Mundwinkel zuckte, als versuchte sie, nicht zu grinsen, und Nate merkte, dass sie ihn wahrscheinlich nur auf den Arm nahm.

»Ja«, sagte Clay. »Echt schick.« Auch Clay nahm ihn auf den Arm.

Nate schüttelte den Kopf, sah aus, als könnte er es gar nicht fassen, aber eigentlich versuchte er nur, die Erinnerung an seinen Traum abzuschütteln, in dem er ein großes Kajütboot

durch die Straßen von Seattle gesteuert hatte, mit Amy als Bikini-Galionsfigur. »Wenn du okay bist, Clay, sollten wir rausfahren, bevor Wind aufkommt.«

»Fahr nur«, sagte Clay. »Ich kümmere mich um den Polizeibericht für die Versicherung.« Zu Amy sagte er: »Hast du Kona gefunden?«

»Er ist da hinten bei diesem Tako-Typen.«

»Was macht er?«

»Es sah aus, als würde er ein Saxophon zusammenschrauben. Ich bin nicht näher rangegangen.«

Quinn schlenderte ein Stück über den Anleger und beobachtete Kona, während dieser mit Tako Man sprach. »Nein, das ist sein Bong. Man kann es zum Transport auseinander bauen.«

»Was ist ein Bong?«

»Wirklich niedlich, Amy. Hilf mir, die Gerätschaften an Bord zu bringen.«

Plötzlich fing Kona an zu schreien und rannte ihnen über den Anleger entgegen. »Bwanas! Ich hab das Boot gefunden!«

Clay richtete sich auf. »Wo?«

»Da hinten. Tako Man sagt, es liegt da hinten. Er ist heute früh da drüben getaucht.«

Kona deutete auf einen Fleck von trübem, jadegrünem Wasser in der Mitte des Hafens. Jadegrün wegen der Abwässer von den Wohnbooten, den Ködern, der Vogelscheiße, dem Erbrochenen und den Fischinnereien, die im Wasser gelandet waren, bevor die Aasfresser sie sich hatten holen können. Das alles rief eine ständige Algenblüte hervor.

»Mein Boot«, sagte Clay mit verlorenem Blick aufs Wasser.

Amy trat vor und legte Clay einen Arm um die Schulter, weil er Trost gebrauchen konnte. »In dem Wasser ist er getaucht?«

»Nightwalker haben es versenkt, Bwana Clay. Tako Man hat sie gesehen. Dürre, blaugraue Leute. Er nennt sie Nightwalker. Ich glaube, es waren Aliens.«

»Aliens sind immer grau, oder?«, erkundigte sich Quinn.

»Das hab ich auch gesagt«, erwiderte Kona. »Aber er meint: nein, nicht mit so 'nem Kürbiskopf. Er meint, sie waren groß und froschig.«

»Du bist high«, sagte Clay.

»Tako Man hatte echt mystisches Zeug, Bruder. War meine spirituelle Pflicht.«

»Er wollte dich nicht kritisieren, Kona«, erklärte Quinn.

»Uns war klar, dass du high bist. Clay bezweifelt nur die Glaubwürdigkeit deiner Geschichte.«

»Ihr glaubt mir nicht? Gib mir eine Maske. Ich tauch runter und hol einen Beweis vom Boot.«

»Du wirst dir da unten nur Hepatitis holen«, sagte Amy.

»Ich mach mich an die Arbeit«, sagte Nate.

»Mein Boot«, sagte Clay.

Nate kam zu dem Schluss, dass er vielleicht doch etwas Trost spenden sollte. »Sieh auch das Gute, Clay. Wenigstens sind Wale groß.«

»Wieso sollte das gut sein?«

»Stell dir vor, wir würden Viren erforschen. Hast du eine Ahnung, was es kostet, ein Elektronenmikroskop zu ersetzen?«

»Mein Boot«, sagte Clay.

15

Sing für dein Essen

Amy wählte den Wal aus. Es war ein stressiger Morgen gewesen, und Quinn wollte ihr sein Vertrauen beweisen, indem er ihr die Kopfhörer überließ und Anweisungen entgegennahm, während sie sich darauf konzentrierten, welcher der Wale eigentlich ihr Sänger war.

»Warte mal«, sagte Amy. »Mach die Maschine aus.«

Und dann tat sie etwas, was Quinn seit fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen hatte. Damals hatte sein Mentor es getan, Gerard Ryder, den die meisten Leute für so exzentrisch hielten, dass mancher meinte, er habe nicht mehr alle Muscheln in der Pfanne. Amy baumelte mit den Knien von der Reling und hielt ihren Kopf unter Wasser. Nach dreißig Sekunden kam sie wieder hoch, warf in hohem Bogen Wasser übers Boot und zeigte nach Norden.

»Er ist da drüben.«

»Das funktioniert so nicht«, sagte Quinn. Es galt als einigermaßen gesichert, dass Menschen unter Wasser nicht hören konnten, aus welcher Richtung ein Geräusch kam. Er wollte sie nur vorsichtig daran erinnern.

»Fahr rüber! Da ist unser Wal.«

»Okay, vielleicht gibt es da drüben wirklich einen Sänger, aber du hast ihn nicht mit deinem Gehör lokalisiert.«

Sie stand nur neben ihm – tropfte auf seine Füße, das Pult, die Aufzeichnungen – und sah ihn eindringlich an.

»Okay, ich fahr rüber.« Er ließ die Maschine an und betätigte den Gashebel. »Sag mir Bescheid, wenn wir da sind.«

Zwei Minuten später bedeutete ihm Amy, er solle den Motor abstellen, und sie hängte sich wieder über die Reling, mit dem Kopf im Wasser, obwohl das Boot noch fuhr.

»Also, das ist doch total bescheuert«, sagte Nate, als Amy unter Wasser war.

Amy tauchte gerade so lange auf, dass sie »Das hab ich gehört«, sagen konnte.

»Sieht aus, als würdest du vor den Walen einen Diener machen, wenn du mich fragst.«

»Halt den Mund«, entgegnete Amy. »Ich versuch, was zu hören.«

»Du siehst echt aus wie im Comic.«

»Da drüben«, sagte Amy, als sie hochkam und zeigte in die Richtung, die sie meinte. »Sechshundert Meter etwa.«

»Sechshundert Meter? Bist du sicher?«

»Plus minus fünfzig.«

»Sollte sich im Umkreis von einer halben Meile ein Sänger finden, lade ich dich zum Essen ein.«

»Okay. Was meinst du, was es kostet, einen Hummer aus Maine auf meinen Teller in Lahaina zu fliegen?«

»Das werde ich wohl kaum wissen müssen.«

»Bitte, fahr los! Da rüber.« Wieder zeigte sie, welche Richtung sie meinte, ähnlich wie Babe Ruth, bevor er seinen weltberühmten, angekündigten Homerun schlug (abgesehen davon, dass Amy schlank war, ein Mädchen und noch am Leben).

Quinn hörte den Sänger schon, bevor das Hydrophon im Wasser war. Das ganze Boot hallte von seinem Gesang wider, während sie einen Bogen fuhren.

Amy sprang auf den Bug und deutete auf ein paar weiße Punkte, die unter der Wasseroberfläche tanzten – Brustflossen und Schwanz. »Da ist er!«

Wären Zuschauer dabei gewesen – sie wären ausgeflippt.

Quinn lächelte. Amy drehte sich zu ihm um und grinste.

»Steak und Hummer«, sagte sie. »Etwas Rotes, Teures, Französisches als Wein, etwas Flambiertes zum Nachtisch – egal was, solange es brennt – und dann eine Rückenmassage, bevor ich dich allein in deine Hütte schicke, verwirrt und enttäuscht. Ha!«

»Wir haben ein Date«, sagte Quinn.

»Nein, kein Date. Es war eine Wette, die du jämmerlich verloren hast, weil du so unverfroren warst, an mir zu zweifeln, was dir noch ewig Leid tun wird. Ha!«

»Wollen wir jetzt arbeiten? Oder möchtest du dich noch etwas damit brüsten?«

»Hmmm, mal überlegen ...«

So klein ist sie und trägt doch so viel Bosheit in sich, dachte Quinn. Er warf ihr das große Notizbuch zu und las Längen- und Breitengrad vom GPS ab. »In der Kamera ist ein Film. Neue Rolle. Hab ihn heute Morgen eingelegt.«

»Ich dachte gerade, ich würde mich doch lieber noch etwas damit brüsten.« Amy nahm das Notizbuch, dann stutzte sie, als sie es aufschlug und zu schreiben begann. »Er singt nicht mehr.«

»Manchmal denke ich, sie hören nur auf zu singen, um mich verrückt zu machen.«

»Er bewegt sich«, sagte Amy und deutete auf das Tier.

»Bewegt sich«, wiederholte Quinn. Er warf einen Blick über die Reling und sah die weißen Brustflossen und die Fluke verschwinden. »Moment mal.« Er ließ den Motor an.

»Den können sie meinetwegen ruhig jagen, wenn du mich fragst«, sagte Quinn, nachdem sie dem Wal zwei Stunden gefolgt waren.

Sie hatten drei vollständige Gesangszyklen auf Band und eine Armbrust-Biopsie vorgenommen, aber der Wal wollte einfach

seine Fluke nicht zeigen, und deshalb hatten sie bisher kein Erkennungsfoto machen können. Eine DNS-Probe nützte einem überhaupt nichts, wenn das Tier nicht zu identifizieren war.

»Sollen sie Hundefutter draus machen«, schimpfte Nate.

»Seine verdorbenen, nicht-Schwanzflossen-zeigenden Gene aus dem Genpool entfernen.«

»Vielleicht solltest du einen Donut oder irgendwas essen, um deinen Blutzuckerspiegel zu erhöhen«, sagte Amy.

»Seine jämmerlichen, nicht-Schwanzflossen-zeigenden Barten zu Korsetts und Regenschirmen verarbeiten. Seine Rückenwirbel als Schemel benutzen. Aus seinen Därmen riesige, nicht-Schwanzflossen-zeigende Walwürstchen herstellen, die auf Jahrmärkten verkauft werden. Seine stinkenden, nicht-Schwanzflossen-zeigenden Gonaden entfernen und –«

»Ich dachte, du magst diese Tiere.«

»Ja, aber nicht, wenn sie nicht kooperieren.«

Der Wal hatte sie acht Kilometer in Richtung Molokai und fast bis aufs offene Meer gelockt, wo die Wellen zu hoch waren und die Strömungen zu schnell, um einem Sänger folgen zu können. Sollte der Wal weiter in diese Richtung schwimmen, hätten sie ihn innerhalb der nächsten beiden Tauchzyklen verloren, und der Tag wäre vergeudet. Noch frustrierender war, dass dieses Tier im Wasser hing und sang, mit dem Schwanz kaum ein paar Meter unterhalb der Oberfläche. Normalerweise blieben die Sänger im Kanal etwa zehn bis fünfzehn Meter tief, aber der hier hielt sich bei etwa zwei Metern. Dauernd musste Nate das Hydrophon hochziehen, damit es nicht gegen den Wal stieß, während sie über ihm trieben.

»Er kommt hoch«, sagte Amy. Sie nahm die Kamera vom Sitz und richtete sie auf die Stelle, an der er vermutlich auftauchen würde, etwa sieben Meter vor dem Boot, damit Autofokus und Belichtungszeit fertig eingestellt waren.

Mit zwei ruckartigen Bewegungen zog Nate das Hydrophon herauf und ließ den Motor an. Diesmal bewegte sich der Wal schneller. Nate stellte den Gashebel so ein, dass Amy den richtigen Abstand für eine Großaufnahme der Schwanzflossen hatte.

Ein Atemzug, und er tauchte für zehn Sekunden ab, dann noch ein Atemzug, zwölf Sekunden, dann noch einer, und die gewaltige Schwanzwurzel ragte hoch in die Luft.

»Sieht so aus, als würde er es gleich tun«, erklärte Nate.

»Fertig«, sagte Amy.

Der Schwanz kam kaum einen halben Meter aus dem Wasser, so dass nur die schmale Seite zu sehen war, aber Nate meinte, etwas erkennen zu können. Etwas, das aussah wie schwarze Buchstaben – an der Schwanzunterseite.

»Hast du ihn? Hast du ihn?«

»Ich hab alles, was es da zu sehen gab. Er hat sich nicht deutlich gezeigt.« Amy hatte die automatische Kamera während des gesamten Tauchvorgangs laufen lassen und etwa acht Bilder verschossen.

»Hast du die Zeichnung gesehen? An der Unterseite? Die schwarzen ... äh, Streifen?« Quinn riss seine Sonnenbrille herunter und wischte sie an seinem T-Shirt sauber.

»Streifen? Nate, durch die Kamera konnte ich nur den Rand sehen.«

»Verdammmt!«

»Aber er hat seine Fluke gezeigt. Vielleicht macht er es noch mal.«

»Das ist nicht der Punkt.«

»Nicht?«

»Geh nach vorn und sieh nach, ob du ihn finden kannst.«

Amy stellte sich auf den Bug und dirigierte Quinn. Als sie

ihren Arm sinken ließ, stellte er den Motor ab. Und dort war der Wal, hing im Wasser, sang und hielt den Schwanz kaum drei Meter unter der Oberfläche. Sie lagen keine hundert Meter vor dem offenen Meer, und das Boot trieb schneller als bisher vom Wal ab. Sie waren nur etwa eine Minute über ihm gewesen. So nah am offenen Meer würden sie ihn wohl verlieren, wenn er wieder auftauchte. Nate wollte sich auf keinen Fall am Abend fragen müssen, ob er schon wieder unter Halluzinationen litt.

»Amy, sei so nett und gib mir meine Maske und die Flossen aus dem Bugspind.«

»Du willst ins Wasser?«

»Ja.«

»Aber sonst gehst du nie ins Wasser.«

»Ich gehe ins Wasser.« Nate klappte eine Plastikkiste auf und holte seine Nikonos-IV-Unterwasserkamera heraus, sah nach, ob ein Film drin war.

»Du bist kein Wassermensch.«

»Sieh nach, ob da auch ein Bleigürtel drin ist.«

»Clay sagt, du bist kein Wassermensch. Du bist ein Boots-mensch.«

»Ich werde unter seinen Schwanz tauchen und ein Erken-nungsfoto machen. Sollte er etwas Entgegenkommen zeigen und nah an der Oberfläche bleiben, kriege ich das Foto.«

»Kannst du das?«

»Wieso nicht?«

Sie reichte ihm einen Gürtel, der mit fünf Kilogramm be-schwert war, und Nate schnallte ihn sich um die Hüften. Er setzte die Maske auf und zog die Flossen an, dann setzte er sich mit dem Rücken zum Wasser auf den Dollbord. »Du wirst von mir abtreiben. Ich werde nicht versuchen, hinter dir her zu schwimmen. Also dreh um und sammel mich ein. Warte, bis ich winke.

Ich will nicht, dass du den Motor anlässt, bevor ich sicher sein kann, dass ich das Foto habe. Nimm alles auf, bis du mich holen kommst.«

»Okay.« Amys Mund stand ein Stück offen, als hätte sie gerade eine Ohrfeige bekommen.

»Das ist keine große Sache.«

»Stimmt. Soll ich es für dich machen? Es war meine Schuld, dass ich beim letzten Mal kein Bild bekommen habe.«

»Es war nicht deine Schuld. Das Bild war nicht da. Bis gleich.«

Quinn schob sich den Schnorchel in den Mund und ließ sich rückwärts vom Boot fallen. Mit dreiundzwanzig Grad war das Wasser noch immer so kalt, dass ihm kurz die Luft wegblieb. Er trieb an der Oberfläche und versuchte, kontrolliert zu atmen, bis er sich daran gewöhnt hatte.

Der Wal war ganz nah, nur etwa dreißig Meter entfernt. Der Gesang vibrierte in Nates Rippen, als er hinüberschwamm. Es musste der »FLOSSEN WEG!«-Wal sein. Selbst wenn er sich geirrt hatte, was die Buchstaben anging, hatte dieses Tier doch fraglos eine seltsame Zeichnung an seiner Schwanzflosse. Und da steckte sicher noch mehr dahinter, wenn er beweisen konnte, dass es dasselbe Tier war. Es würde bedeuten, dass sich der Wal länger als drei Wochen im Bereich des Au’au-Kanals aufgehalten hatte, was eher ungewöhnlich war. Bei fehlenden Daten ließen sich natürlich keine echten Schlussfolgerungen ziehen. Es könnte zum Beispiel sein, dass der Katalog der hawaiianischen Erkennungsfotos nicht so computerisiert war wie der in Alaska. Und ohne ein Bild gab es keinen Beweis dafür, dass es sich hier um dasselbe Tier handelte. Aber Quinn würde es wiedererkennen. Er würde es bestimmt erkennen. Das war der Grund für diese alberne Mission. Es ging nicht nur darum, zu beweisen, dass er keine Halluzinationen hatte. Er war ein Mann der Wissen-

schaft, der Fakten, der Vernunft. Er musste nicht beweisen, dass er bei Verstand war.

Ich hab sie nicht mehr alle, dachte er. Noch nie hatte er gehört, dass jemand versucht hätte, unter Wasser ein Erkennungsfoto zu schießen.

Dass Tier war absolut bewegungslos, eine mächtige, graue Wand vor endlos blauem Hintergrund. Aber Quinn meinte, auf der anderen Seite des Wals eine Bewegung gesehen zu haben. Er hob den Kopf aus dem Wasser und sah sich nach dem Boot um. Amy hielt den Daumen hoch. Er holte tief Luft und tauchte, um sein Foto zu bekommen.

Mit Sauerstofftanks auf dem Rücken hätte er sich vielleicht vom Bleigürtel langsam abwärts ziehen lassen, aber er wusste, dass er nur vierzig bis sechzig Sekunden würde unten bleiben können, und deshalb tauchte er kopfüber, paddelte, bis er sechs, sieben Meter tief war. Dann hielt er die Kamera vor sich und sah zur Unterseite der Fluke auf.

Da stand es, in großen, serifenlosen Buchstaben – wie Graffiti: FLOSSSEN WEG! Fast vergaß er, zu fotografieren. Wie war das möglich? Hatte sich das Tier in jungen Jahren in einem Netz verfangen und war von einem zynischen Fischer markiert worden, bevor er es wieder freiließ? War es eins von diesen Tieren, die einen Fluss hinaufgeschwommen und gestrandet waren?

Er zentrierte den Schwanz im Sucher und drückte den Auslöser. Drehte den Film weiter und schoss noch ein Foto. Dann musste er Luft holen. Er schwamm nach oben, aber wieder sah er die dunkle Gestalt, die sich neben dem Wal bewegte. *Remora*, dachte er, obwohl der Schatten zu groß aussah, als dass es sich um einen dieser Parasitenfische handeln könnte, die sich oft an Wale hängten.

An der Wasseroberfläche sah er zum Sänger hinab, zur linken Brustflosse, wo er die Bewegung gesehen hatte. Das Tier mach-

te seine Ribbits. Quinn lächelte um seinen Schnorchel herum, holte dreimal tief Luft, hielt sie an, dann tauchte er erneut.

Diesmal sah er – noch bevor er die Kamera anheben konnte – die Bewegung einer dunklen Flosse auf der anderen Seite des Wals, und er blinzelte, um weit ins ferne Blau zu spähen. Taucherparanoia, so nannte er das immer. Dieses Gefühl, das man bekommt, wenn man merkt, dass sich von überallher etwas Großes, Fleischfressendes auf einen stürzen könnte, und man anfängt, sich im Blau nach schnellen Schatten umzusehen, so ähnlich, als erwartete man hinter einem dunklen Fenster eine unheilvolle Fratze.

Dann kam Bewegung in den Wal. Der Strudel vom Schwanz her warf Quinn zurück, aber er behielt die Orientierung und paddelte aufwärts, versuchte, das Tier im Auge zu behalten. Der Wal wendete mehr oder weniger auf der Stelle und schoss auf Nate zu. Dieser strampelte seitlich, versuchte, zur einen oder anderen Seite zu gelangen, dann aufwärts, so dass er sich eher über dem Tier als darunter befand, da es ihm beim Auftauchen definitiv einen Stoß versetzen würde.

Er sah sich um, über seine Schwimmflossen hinaus, während er strampelte, und bemerkte, dass der Wal seine Richtung änderte und wieder direkt auf ihn zuhielt. Noch einmal nahm Quinn Schwung in Richtung Oberfläche, dann warf er einen Blick hinunter und sah, dass sich das gewaltige Maul des Tieres unter ihm öffnete. *Nein, das kann nicht sein*, dachte er.

Die Panik, die in seiner Brust aufwallte, forderte Luft, aber es war, als klaffte unter ihm ein Loch im Meer ... er würde es nicht bis an die Oberfläche schaffen. Das Tier kam halb aus den Fluten, als es ihn aus dem Wasser fischte, und Nate sah Himmel und weißes Wasser und Barten – wie Fransen über ihm am Oberkiefer, alles eingerahmt von einem mächtigen Trapez, dem offenen Maul des Wales. Dann spürte er, wie das Tier sank, und er sah, wie sich die Barten über ihm schlossen. Er rollte sich zusammen, hoffte, nicht von den Kiefern zermalmt zu werden,

hoffte, als schrecklicher Fehlgriff in der Futterwahl gleich wieder ausgespuckt zu werden. Doch dann kam die riesige Zunge, warm und rau, und drückte ihn gegen die Barten, was sich anfühlte, als würde man von einem feuchten VW-Bus an ein schmiedeeisernes Tor gepresst. Er spürte, wie die Barten die Haut an seinem Rücken aufrissen, während die Zunge ihn umfing, das Meerwasser um ihn herum presste, als wollte das Tier Krill aussieben; dann drückte es immer fester zu, bis er keine Luft mehr bekam und ihm schwarz vor Augen wurde.

ZWEITER TEIL JONAS' VOLK

*Die Menschen brauchen Seeungeheuer
in ihren persönlichen Meeren.
Denn die Meere, bodenlos und schwarz in ihren Tiefen,
sind wie die dunklen Ebenen unseres Geistes,
in denen Traumsymbole reifen
und manchmal an die Oberfläche treiben
wie der Alte Mann aus dem Meer.*

John Steinbeck

16

Schuhe aus im Wal!

»Schuhe aus im Wal!«, sagte eine Männerstimme aus dem Dunkel.

Quinn konnte nichts sehen. Ihm tat alles weh, als wäre er, na ja, durchgekaut worden. Auf allen vieren kroch er über etwas, das sich wie feuchter Latex anfühlte. Er streckte die Hand aus und tastete nach seinen Füßen. Er trug noch immer Schwimmflossen, und bei aller Verwirrung protestierte doch seine Logik.

»Ich trage keine Schuhe. Das sind Schwimmflossen.«

»Schuhe aus im Wal! Und versuch gar nicht erst, dich durch den After zu verdrücken.«

Zwei Dinge, von denen Nate, hätte man ihn eine Stunde vorher befragt, mit einiger Gewissheit beteuert hätte, dass er sie nie im Leben hören würde.

»Was?«, sagte Quinn und blinzelte ins Dunkel. Er merkte, dass er noch seine Tauchermaske trug, und schob sie aus dem Gesicht.

»Ich wette, er hat auch das Pastrami-Sandwich nicht dabei, um das ich ihn gebeten hatte, oder?«, sagte die Stimme.

Umrisse wurden im Dunkel sichtbar, und Nate sah direkt vor seiner Nase ein Gesicht. Er stöhnte auf und wich zurück, denn wenn es ihn auch mit großem Interesse zu begutachten schien, so war es doch kein menschliches Gesicht.

Clay Demodocus galt weltweit als einer der ruhigsten, ausgeglichensten, großzügigsten und rücksichtsvollsten Menschen im gesamten Bereich der Meeresbiologie. Sein Ruf eilte ihm voraus, und die Leute erwarteten, dass er auf einer langen Seereise

in beengten Quartieren sowohl liebenswert als auch tüchtig wäre, was seine Arbeit anging, respektvoll der Arbeit anderen gegenüber und besonnen im Notfall. Da er sich bei seinen Aufträgen oft Forschern unterordnen musste, ließ sich Clay nicht auf Ego-Wettbewerbe und Testosteron-Schlachten mit der Mannschaft oder anderen Wissenschaftlern ein. Keine dieser Qualitäten war ihm anzumerken, als er sich über den Schreibtisch des Kommandanten der Küstenwache beugte und den hoch gewachsenen, athletischen Offizier fast mit dem Kopf rammte. »Brechen Sie die Suche jetzt ab, und ich sorge dafür, dass man Ihren Namen bis ans Ende aller Zeiten gemeinsam mit Adolf Eichmann und Vlad, dem Pfähler, nennt. Nathan Quinn ist eine Legende auf seinem Gebiet, und jedes Mal, wenn eine Dokumentation über Wale im Discovery Channel, bei *National Geographic*, Animal Planet oder PBS oder meinetwegen auch im Kinderkanal läuft, sorge ich dafür, dass Ihr Name in einem Atemzug mit Nate genannt wird, als der Mann, der ihn da draußen im Stich gelassen hat. Sie werden für die nächsten hundert Jahre der offizielle Sündenbock der Küstenwache sein. Das hier wird das My Lai der Coast Guard. Jedes Mal, wenn ein Kind ertrinkt, wird man Ihren Namen nennen, jedes Mal, wenn sich jemand auch nur nasse Füße holt, wird man den Namen von Kommodore Was-weiß-ich-wie-Sie-heißen hervorkramen und Ihr Bildnis auf den Straßen verbrennen, Ihren Kopf auf einen Pfahl spießen, mit Lippenstift beschmieren und für alle Zeiten auf den Schulhöfen dieser Welt mit Füßen treten. Und alles nur, weil Sie zu gottverdammmt lahmarschig sind, um ein paar Hubschrauber loszuschicken, die meinen Freund suchen. Wollen Sie das?«

Clay hatte konkrete Vorstellungen, wenn es um Loyalität ging.

Der Kommodore war schon fast sein ganzes Leben bei der Küstenwache, hatte seine Zeit und Energie dafür eingesetzt, entweder Leute zu retten oder andere dafür auszubilden, und daher fühlte er sich von Clays Tirade mächtig vor den Kopf gestoßen.

Er blickte durch sein Büro zu Kona und Amy hinüber, die bei der Tür standen und fast so mitgenommen aussahen, wie er sich fühlte. Der Surfer starrte ihn an und schüttelte traurig den Kopf.

»Es ist drei Tage her, Mr. Demodocus. Auf dem offenen Meer und ohne Schwimmweste? Sie sind doch kein Tourist. Sie wissen, wie die Chancen stehen. Falls er noch leben sollte, wäre er inzwischen zu weit abgetrieben. Wir haben auf Maui nicht weniger als zehn Rettungseinsätze täglich. Ich kann unsere Hubschrauber nicht raus aufs Meer schicken, wenn keine Chance mehr besteht.«

»Was ist mit den Gezeitenkarten, den Strömungen?«, bettelte Clay. »Können wir nicht berechnen, in welche Richtung er abgetrieben sein könnte? Es würde die Suche eingrenzen.«

Der Kommodore musste sich von Clay abwenden, um ihm antworten zu können. Als der Surferbengel mit den halben Dreadlocks in sein Büro gekommen war, hatte er gesagt: »In deiner Haut möchte ich nicht stecken, Mann.« Und im Augenblick konnte ihm der Kommodore nur Recht geben. Er hatte Freunde auf See verloren. Er verstand diese Leute. »Tut mir Leid«, sagte er.

Clay seufzte schwer und ließ die Schultern hängen. Amy trat vor und nahm ihn beim Arm. »Gehen wir nach Hause, Clay.«

Clay nickte und ließ sich aus dem Büro des Kommodore führen.

Auf dem Weg über den Parkplatz zu Clays Wagen sagte Kona: »Das war erstaunlich, Clay.«

»Der Wutanfall? Ja, ich bin echt stolz darauf, besonders da es so gut funktioniert hat.«

»Wieso hast du ihm nichts davon gesagt, dass der Wal Nate gefressen hat?« In den drei Tagen, seit Nate verschwunden war, hatte Kona fast völlig vergessen, sein Kauderwelsch aus Mummitz und Rasta-Slang zu sprechen, und jetzt hörte er sich an wie ein Junge aus New Jersey mit »Hey, Alter«-Surfer-Akzent.

»Wale fressen keine Menschen, Kona«, erwiderte Clay. »Das weißt du doch.«

»Ich weiß, was ich gesehen habe«, sagte Amy.

Clay blieb stehen und trat von den beiden zurück. »Hör mal, wenn das hier was bringen soll, müssen wir pragmatisch vorgehen. Ich glaube wohl, dass du gesehen hast, was du da sagst, aber es hilft uns nicht weiter. Erstens ist der Rachen eines Buckelwals nur dreißig Zentimeter groß. Er könnte einen Menschen gar nicht verschlingen, selbst wenn er wollte. Sollte der Wal also tatsächlich nach Nate geschnappt haben, stehen die Chancen gut, dass er ihn bald wieder ausgespuckt hat. Zweitens: Hätte ich diese Geschichte herumerzählt, würden dich alle für hysterisch halten oder – falls sie dir glauben – annehmen, dass Nate ertrunken ist. Und dann hätten sie gar nicht erst nach ihm gesucht. Ich glaube dir, Kleine, aber die anderen bestimmt nicht.«

»Und was jetzt?«, fragte Kona.

Clay sah die beiden an, die wie mutterlose Welpen vor ihm standen, und schob seine eigene Trauer beiseite. »Wir führen Nates Arbeit zu Ende. Wir machen einfach weiter. Und jetzt muss ich erst mal den Berg rauf zur Komischen Alten. Nate war wie ein Sohn für sie.«

»Du hast es ihr noch nicht erzählt?«, fragte Amy.

Clay schüttelte den Kopf. »Warum sollte ich? Ich habe Nate ja noch nicht aufgegeben. Ich hab schon zu viel gesehen. Letztes Jahr dachten sie, sie hätten einen von den Schwarzkorallentauern verloren. Das Boot kam an die Stelle zurück, wo sie ihn abgesetzt hatten, und er war nicht mehr da. Eine Woche später rief er von Molokai aus an, sie sollten ihn abholen. Er war rübergeschwommen und so mit dem Feiern beschäftigt gewesen, dass er ganz vergessen hatte, anzurufen.«

»Das passt nicht zu Nate«, erwiderte Kona. »Er sagt, er steht nicht auf Spaß.«

»Trotzdem wäre es falsch, der Komischen Alten nicht mitzuteilen, was passiert ist«, erklärte Amy.

Clay klopfte beiden auf die Schultern. »Ich mach das schon«, sagte er.

Während er den Vulkan hinauffuhr, suchte Clay nach einfühl samen Worten, mit denen er der Komischen Alten die Neugkeit schonend beibringen konnte. Seit dem Tod seiner Mutter nahm Clay das Überbringen schlechter Nachrichten sehr ernst – so ernst, dass er es normalerweise jemand anderem überließ. Er war im Auftrag von *National Science* in der Antarktis gewesen, sechs Monate eingeschneit in der Wetterstation, als seine Mutter, die noch in Griechenland lebte, plötzlich verschwand. Sie war fünfundsiebzig, und die Leute aus dem Dorf wussten, dass sie nicht weit gekommen sein konnte, doch so sehr man auch nach ihr suchte, sie blieb drei Tage lang verschwunden. Schließlich verriet fauliger Gestank, wo sie geblieben war. Man fand sie tot auf einem Olivenbaum, auf den sie geklettert war, um ihn zu stutzen. Clays ältere Brüder – Hektor und Sidor – wollten ihre Mutter nicht ohne Clay, den jüngsten Sohn, bestatten, wussten aber, dass ihr Bruder noch monatelang nicht zu erreichen wäre.

»Er ist der reiche Ami«, jammerten sie im Ouzo-Rausch. »Soll er sich um Mama kümmern. Vielleicht fliegt er uns sogar zur Bestattung nach Amerika.« Und so setzten die beiden Brüder, die den Hang der Mutter zum Alkohol und das schlechte Urteilsvermögen ihres Vaters geerbt hatten, die sterblichen Überreste von Mutter Demodocus in ein Olivenfass, füllten es mit einer Salzlake und schickten es an die Adresse ihres reichen, kleinen Bruders nach San Diego. Das Problem war nur, dass sie in ihrer Trauer (oder vielleicht war es auch der Vollrausch) vergaßen, einen Brief zu schreiben, eine Nachricht beizufügen oder einen Paketschein auf das Fass zu kleben, so dass sich Clay, als er es auf seiner Veranda stehen sah, sofort darauf stürzte, weil er dachte, es enthielte eine Ladung köstlicher Oliven aus der Heimat. Es war nicht schön, auf diese Weise vom Tod der

Mutter zu erfahren, und brachte mit sich, dass Clay sehr klare Vorstellungen von Loyalität und dem Überbringen schlechter Nachrichten hatte.

Ich werde es richtig machen, dachte er, als er die Auffahrt der Komischen Alten nahm. *Es gibt keinen Grund, weshalb es ein Schock sein müsste.*

Überall waren Katzen und Kristalle. Die Komische Alte führte ihn durchs Haus und ließ ihn auf einem ausladenden Korbstuhl mit Blick auf den Kanal Platz nehmen, während sie einen Mango-Eistee holte. Das Haus hätte von Gauguin entworfen sein können, der Garten von Rousseau gestaltet. Es war klein, hatte nur fünf Zimmer und einen Carport, aber es stand auf zwanzig Morgen Obstsalat-Dschungel: Bananenstauden, Mangos, Zitronen, Mandarinen, Orangen, Papayas und Kokospalmen, und dazu ein Floristentraum von Orchideen und anderen tropischen Blumen. Die Komische Alte hielt das weiche Gras unter den Bäumen kurz wie einen Golfplatz auf einem Schweizer Käse. Das Haus bestand fast ausschließlich aus dunklem Koa-Holz, nussbraun mit schwarzer Maserung, samtig poliert und hart wie Ebenholz. Es gab ein spitzes Dach aus galvanisiertem Blech, mit einem Belüftungsturm in der Mitte, der die Hitze oben hinausblies und die kühle Luft unter dem breiten Dachvorsprung ins Haus sog. Es gab keine Fenster, nur offene Schiebetüren, und von überall sah man den tropischen Garten. Das Teleskop der Komischen Alten und das Großfernglas standen auf Stahl- und Betonsockeln direkt dort, wo Clay saß, und wirkten reichlich fehl am Platz: die Artillerie der Wissenschaft, aufgestellt im Paradies. Zu Clays Füßen knabberte eine magere Katze selig einem Skorpion die Beine ab.

Die Komische Alte reichte Clay ein hohes, eisgekühltes Glas und setzte sich neben ihn auf einen anderen dieser großen Korbstühle. Sie war barfüßig und trug einen geblümten Kaftan und eine gelbrote Hibiskusblüte im Haar, halb so groß wie ihr Kopf.

Wahrscheinlich war sie früher mal 'ne scharfe Braut, zu Lincolns Zeiten, dachte Clay.

»Wie schön, dich zu sehen, Clay. Ich bekomme nicht viel Besuch. Nicht dass ich einsam wäre, du weißt schon. Ich hab die Katzen und die Wale, wenn ich reden will. Aber es ist nicht dasselbe, als wenn mich einer meiner Jungs besucht.«

Oje, dachte Clay. Einer ihrer Jungs. Oje. Er musste es ihr sagen. Er wusste, dass er es ihr sagen musste. Er war hierher gekommen, um es ihr zu sagen, und er würde es ihr sagen, Schluss aus. »Das ist ausgezeichneter Tee, Elizabeth. Mango, sagtest du?«

»Stimmt genau. Mit einem Hauch von Minze. Also, worüber musst du so dringend mit mir sprechen?«

»Mit Eis? Ich finde, die Kühlung macht ihn so ... gibt ihm so eine fantastische, mh ...«

»Temperatur? Ja, Eis ist ein essenzieller Bestandteil von Eistee, Clay. Daher der Name.«

Sarkasmus ist bei alten Leuten so hässlich, dachte Clay. Niemand mag sarkastische Rentner. Er sagte: »Du meinst Eistee?« *Oh, Mann, es wird sie umbringen, dachte er.*

»Falls es um ein neues Boot gehen sollte, Clay, nur nicht so schüchtern. Ich weiß, wie gern du dieses Boot hattest, und wir werden dir ein neues beschaffen. Ich weiß nur nicht, ob es wieder so ein schönes wird. Meine Geldanlagen sind in den letzten beiden Jahren nicht mehr so gut gelaufen.«

»Nein, nein, es geht nicht ums Boot. Das Boot war versichert. Es geht um Nate.«

»Wie geht es Nathan? Ich hoffe, er behandelt seine kleine Schwärmerei für eure neue Mitarbeiterin inzwischen mit etwas mehr Würde. An diesem Abend in der Schutzstation war es nicht zu übersehen. Man sollte meinen, dass ein Mann, der so klug wie Nathan ist, sich besser im Griff hat.«

»Nate hatte ein Auge auf Amy geworfen?« Clay wollte es ihr erzählen, wirklich. Er war auf dem besten Wege dazu.

»Du sagst ›hatte‹?«, fragte die Komische Alte. »Du sagst, Nate ›hatte‹ ein Auge auf Amy geworfen.«

»Elizabeth, es hat einen Unfall gegeben. Vor drei Tagen ist Nate getaucht, um sich einen Sänger genauer anzusehen, und ... na ja, wir konnten ihn nicht wiederfinden.« Clay stellte seinen Tee ab, damit er die alte Frau auffangen konnte, falls sie in Ohnmacht fallen sollte. »Es tut mir sehr Leid.«

»Ach, das. Ja, ich hab davon gehört. Nate geht es gut, Clay. Der Wal hat es mir erzählt.«

Und plötzlich fand sich Clay in einem anderen Dilemma wieder. Sollte er ihr den Glauben lassen, so verrückt dieser auch sein mochte, oder sollte er sie mit der Wahrheit unglücklich machen?

Während Nate Elizabeths Exzentrizität meist als ärgerlich empfunden hatte, gefiel Clay ihr Beharren darauf, dass die Wale mit ihr sprachen. Er wünschte, es wäre wahr. Er trat an ihren Stuhl und nahm ihre Hand.

»Elizabeth. Ich glaube, du verstehst nicht, was ich sage –«

»Er hat das Pastrami-Sandwich mit dunklem Brot doch mitgenommen, oder? Er hatte es versprochen.«

»Mmh, das ist nicht wirklich relevant. Seit drei Tagen ist er verschwunden, und sie waren kurz vor dem offenen Meer, drüben bei Molokai, als es passiert ist. Raue See. Wahrscheinlich ist er nicht mehr unter uns, Elizabeth.«

»Aber natürlich ist er nicht mehr unter uns, Clay. Ihr werdet einfach weitermachen müssen, bis er wiederkommt.« Dann tätschelte sie seine Hand. »Er hat das Sandwich doch mitgenommen, oder? Der Wal hat genau gesagt, was er wollte.«

»Elizabeth! Du hörst mir nicht zu. Hier geht es nicht um die Wale, die dir durch die Bäume was vorsingen. Nate ist nicht mehr da!«

»Schrei mich nicht an, Clay Demodocus. Ich versuche, dich zu trösten. Und es war nicht das Rauschen der Bäume. Was glaubst du denn? Dass ich eine komische Alte bin? Der Wal hat mich angerufen.«

»Oh, Jesus, Maria und Josef. Ich weiß nicht, wie ich das hier handhaben soll.«

»Noch etwas Tee?«, fragte die Komische Alte.

Als Clay sich auf dem Weg den Vulkan hinab zurück nach Papa Lani befand, versuchte er zu verhindern, dass er Hoffnung schöpfte. Die Komische Alte war überzeugt davon, dass es Nathan Quinn bestens ging, obwohl sie es nur damit begründen konnte, dass der Wal – nachdem er ein Pastrami-Sandwich mit dunklem Brot bestellt hatte – versicherte, alles würde gut werden.

»Und woher wusstest du, dass du den Wal am Telefon hastest?«, fragte Clay.

»Na, er hat mir gesagt, wer dran ist.«

»Und es war eine männliche Stimme?«

»Na, was denn sonst? Er ist doch ein Sänger, oder?«

So hatte sie immer weiter geredet, ihn getröstet, ihn ermutigt, wieder an die Arbeit zu gehen, hatte alles an Schuld oder Trauer abgeschmettert, so dass er fast schon draußen am Tor war, als es ihm wieder einfiel.

»Sie ist total meschugge!«, sagte er zu sich selbst, als müsste er die Worte gesprochen hören, um ihren Wahrheitsgehalt zu spüren. *Nichts ist in Ordnung. Nate ist tot.*

Clair wollte heute Nacht zu Hause schlafen, und obwohl es schon spät war, konnte er unmöglich ins Bett gehen. Stattdessen

marschierte er ins Büro, denn er wusste, dass nichts auf der Welt so viel Zeit kostete wie das Schneiden von Videos. Er verkabelte einen Camcorder mit seinem Computer und stellte den nagelneuen Riesenmonitor an. Tiefes Blau füllte den Bildschirm aus. Er spürte eine Abwärtsbewegung, hörte aber nur das leise Zischen seines Atems, nicht die übliche Salve von Luftblasen aus dem Lungenautomaten. Es war das Rebreather-Material von dem Tag, an dem er fast ertrunken wäre. Das hatte er völlig vergessen. Der Schwanz des Luftanhalters kam ins Bild.

Seine Ahnung hatte ihn nicht getrogen. Es waren großartige Aufnahmen – die besten, die er von einem Luftanhänger je gemacht hatte. Als er am Schwanz vorüberschwebte, kam der Genitalschlitz ins Bild, und er sah, dass sie es mit einem Bullen zu tun hatten. Er hatte eine schwarze Zeichnung an der Unterseite seiner Schwanzflosse, aber man sah noch immer nur die schmale Seite, und er konnte die Form der Zeichnung nicht erkennen. Ein leises Geräusch wie von einem Kazoo war zu hören, und er spulte das Band zurück, drehte die Lautstärke auf.

Diesmal klang sein Atmen wie von einem Stier beim Angriff, das Kazoo wie eine Stimme hinter Wachspapier. Noch einmal spulte er zurück, drehte die Lautstärke voll auf und nahm die hohen Frequenzen heraus, damit es nicht so zischte. Eindeutig Stimmen.

»Da ist jemand draußen, Käpt'n.«

»Hat er mein Sandwich dabei?«

»Er ist nah dran, Käpt'n, ganz nah. Zu nah.«

Dann kam der Schwanz auf ihn zu, und ein ohrenbetäubender Schlag war zu hören. Das Bild zuckte in ein halbes Dutzend Richtungen, dann beruhigte es sich, wobei winzige Bläschen vor blauem Hintergrund vorübertrieben. Das Objektiv fing Clays Schwimmflossen ein, während er sank, und dann war alles blau. Gelegentlich sah man ein Bild von der Kordel, mit der die Kamera an seinem Handgelenk befestigt war.

Clay spulte das Band noch mal zurück, um sich dieser Stimmen zu vergewissern, dann machte er sich bereit, alles auf seine Festplatte zu überspielen, damit er die Aufnahme am Bildschirm bearbeiten konnte, wie sie es mit den Gesängen machten. Obwohl er sicher war, was er da auf diesem Band gehört hatte, konnte er sich doch unmöglich erklären, wie es dorthin gekommen war. Er lächelte vor sich hin, denn es war der Augenblick, in dem er normalerweise zu Nate gegangen wäre, wie er es schon so oft getan hatte, damit der ihm half, genau herauszufinden, was sie da hörten oder sahen, aber Nate war nicht mehr da. Er sah auf seine Uhr, kam zu dem Schluss, dass es noch nicht übermäßig spät war, und machte sich auf den Weg, um Amy zu holen.

17

Jonathan Livingston Sensenmann

Amy trug ein übergroßes, zerrissenes Nachthemd mit der Aufschrift »I'M WITH STUPID« und Local-Motion-Flipflops. Ihr Haar war auf der einen Seite völlig platt und stand auf der anderen als stacheliges Sonnenrad vom Kopf ab, was aussah, als trotze sie einem kleinen Hurrikan. Allerdings legte sie das längste Gähnen an den Tag, das Clay jemals gesehen hatte.

»Maa ui, ee-o oeee«, sagte sie in Gähnsprache, dem Hawaiianischen nicht unähnlich, das für seinen Mangel an Konsonanten bekannt war. (*Mach ruhig, ist schon okay*, meinte sie damit.) Sie bedeutete Clay, fortzufahren.

Er ließ das Band laufen und fummelte am Ton herum. Auf dem Monitor fuhr ein Walschwanz vor blauem Hintergrund durchs Bild.

»*Da ist jemand draußen, Käpt'n.*«

»*Hat er mein Sandwich dabei?*«

Amy hörte auf zu gähnen und rückte abrupt auf ihrem Hocker vor. Als der Walschwanz abwärts schlug, hielt Clay das Band an und sah sich zu ihr um.

»Na?«

»Spiel es noch mal.«

Das tat er. »Können wir irgendwie ein Gefühl für die Richtung bekommen?«, fragte Amy. »Dieses Gerät hat Stereomikrofone, oder? Was wäre, wenn wir die Lautsprecher weit auseinander stellen – kriegen wir dann eine Ahnung davon, woher es kommt?«

Clay schüttelte den Kopf. »Die Mikros liegen direkt nebeneinander. Man müsste sie mindestens einen Meter weit voneinander

trennen, um einen räumlichen Eindruck zu erhalten. Ich kann dir nur sagen, dass es aus dem Wasser kommt und nicht besonders laut ist. Hätte ich keinen Rebreather verwendet, hätte ich es nie gehört. Du bist unsere Audio-Spezialistin. Was kannst du mir dazu sagen?«

Er spulte zurück und spielte es noch mal ab.

»Es ist eine menschliche Stimme.«

Clay sah sie an, als wollte er sagen: *Klar, ich hab dich aufgeweckt, damit du mir erzählst, was ich schon weiß.*

»Und es ist militärisch.«

»Wieso meinst du, es ist militärisch?«

Amy warf Clay den gleichen Blick zu, mit dem er sie bis eben angesehen hatte. »»Käpt'n?««

»Oh, richtig«, sagte Clay. »Lautsprecher im Wasser? Taucher mit Unterwasserfunk? Was meinst du?«

»Hört sich nicht so an. Hat es sich für dich danach angehört, als käme es aus kleinen Lautsprechern?«

»Nein.« Clay ließ es noch mal laufen. »Sandwich?«, sagte er.

»Sandwich?«

»Die Komische Alte hat gesagt, jemand hätte sie angerufen und behauptet, er sei ein Wal, und sie dann gebeten, Nate zu sagen, dass er ihm ein Sandwich mitbringen soll.«

Amy drückte Clays Schulter. »Er ist tot, Clay. Ich weiß, du glaubst mir nicht, was ich gesehen habe, aber es hatte ganz bestimmt nichts mit einer Sandwich-Verschwörung zu tun.«

»Das sage ich ja nicht, Amy. Ich sage nicht, dass es einen Zusammenhang mit Nates« – er wollte *Ertrinken* sagen, bremste sich aber, – »Unfall gibt. Aber vielleicht hat es damit zu tun, dass jemand unser Labor auf den Kopf gestellt hat, dass die Bänder gestohlen wurden und jemand versucht, die Komische Alte durcheinander zu bringen. Irgendjemand spielt mit uns,

Amy, und es könnte sehr wohl derjenige sein, der auf diesem Band zu hören ist.«

»Und es kann nicht sein, dass die Kamera ein Signal aus der Luft eingefangen hat, irgendwas auf derselben Frequenz oder so? Ein Handy oder irgendwas?«

»Durch ein festes Aluminiumgehäuse und dreißig Meter Wasser? Nein, das Signal ist durchs Mikro reingekommen. Da bin ich mir ganz sicher.«

Amy nickte und sah sich das Standbild auf dem Monitor an. »Also suchst du jemanden vom Militär und jemanden, der sich für Nates Arbeit interessiert.«

»Kein Mensch interessiert sich –« Clay stutzte, als ihm wieder einfiel, was er zu Nate gesagt hatte, als das Labor verwüstet worden war. Dass sich niemand für ihre Arbeit interessierte. Offenbar doch. »Tarwater?«

Amy zuckte mit den Schultern. »Vielleicht. Er ist vom Militär. Lass das Band draußen liegen. Ich mache morgen früh ein Spektrogramm der Tonaufnahme. Vielleicht kann ich dann sagen, ob es aus einem Verstärker oder so was kommt. Heute Nacht schaff ich das nicht mehr. Ich bin zu kaputt.«

»Danke«, sagte Clay. »Ruh dich aus, Kleine. Ich hau mich auch aufs Ohr. Morgen früh fahr ich gleich runter zum Hafen.«

»Okay.«

»Oh, und hey, das mit der ›Kleinen‹ ... ich wollte damit nicht sagen –«

Amy nahm ihn in die Arme und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. »Du großes Mondkalb. Keine Sorge, wir schaffen das schon.« Sie drehte sich um und machte sich auf den Weg zur Tür.

»Amy?«

Sie blieb in der Tür stehen. »Ja?«

»Darf ich dir eine, na ja ... persönliche Frage stellen?«

»Schieß los.«

»Dieses Hemd ... wer ist ›stupid‹?«

Sie sah ihr Hemd an, dann wieder ihn und grinste. »Scheint immer zu passen, Clay. Egal wo oder bei wem ich bin, irgendwann lichtet sich der Nebel, und das Hemd stimmt. Man muss die Wahrheit festhalten, wenn man sie findet.«

»Ich mag die Wahrheit«, sagte Clay.

»Nacht, Clay.«

»Nacht, Kleine.«

Am nächsten Tag schlug das Wetter um, mit Schaumkronen auf dem Kanal bis rüber nach Lanai, und die Kokospalmen bewegten sich wie epileptische Staubwedel. Clay fuhr in seinem Truck zum Hafen und bemerkte das Kajütboot, das Cliff Hylands Gruppe benutzt hatte, an seinem Liegeplatz. Als er schließlich am hundert Jahre alten Pioneer Inn vorbeifuhr, sah er im Augenwinkel Captain Tarwaters Marineweiß vor der grünen Wand. Er parkte seinen Wagen unter dem großen Feigenbaum neben der Tür und lief ins Restaurant.

Als er reinkam, führte die Kellnerin eben Cliff Hyland, Tarwater und eine Studentin, eine junge, blonde Frau mit Waschbären-Sonnenbrand und strohtrockenem Haar, an ihren Tisch.

»Hi, Cliff«, sagte Clay. »Hast du einen Moment Zeit?«

»Clay, wie geht's?« Hyland nahm seine Sonnenbrille ab und stand auf, um ihm die Hand zu reichen. »Komm, setz dich zu uns.«

Clay sah Tarwater an, und der Marineoffizier nickte. »Tut mir Leid, das mit Ihrem Partner«, sagte er. Dann wandte er sich wieder seiner Speisekarte zu. Die junge Frau, die bei ihnen saß, beobachtete die Dynamik zwischen den drei Männern, als sollte sie einen Aufsatz darüber schreiben.

»Nur einen Moment«, sagte Clay. »Wenn ich dich kurz draußen sprechen könnte.«

Tarwater blickte auf, sah Cliff an und schüttelte kaum merklich den Kopf.

»Sicher, Clay«, sagte Cliff. »Gehen wir ein Stück.« Er sah die junge Forscherin an. »Wenn sie kommt: Kaffee, portugiesische Wurst, Eier kurz gewendet, Vollkornbrot.«

Das Mädchen nickte. Hyland folgte Clay zum Vorderausgang des Hotels, von wo aus man den Tankanleger und die *Carthaginian*, den stählernen Nachbau eines Walfangschiffes, sehen konnte, in dem sich ein schwimmendes Museum befand. Sie standen nebeneinander und blickten auf den Hafen hinaus, beide mit einem Fuß auf der Kaimauer.

»Was ist los, Clay?«

»Woran arbeitet ihr gerade, Cliff?«

»Du weißt, dass ich darüber nicht sprechen darf. Ich habe so einen Verschwiegenheits-Wisch unterschrieben.«

»Habt ihr Taucher im Wasser? Leute mit Unterwasserfunk?«

»Sei nicht albern, Clay. Du hast meine Mannschaft doch gesehen. Bis auf Tarwater sind es nur Kids. Was soll das alles?«

»Irgendjemand will uns fertig machen, Cliff. Die haben mein Boot versenkt, das Büro verwüstet, Nates Unterlagen und Bänder mitgenommen. Die machen sich sogar an unsere Mäzenin ran. Ich bin nicht mal sicher, ob diese Leute nicht auch was mit Nates –«

»Und du glaubst, ich hätte was damit zu tun?« Hyland nahm seinen Fuß von der Mauer und drehte sich zu Clay um. »Ich war auch mit Nate befreundet. Ich kenne euch Jungs seit ... wie lange? Zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre? Du glaubst doch nicht, dass ich so was tun würde.«

»Ich meine nicht dich persönlich. Woran arbeitest du mit Tarwater, Cliff? Was könnte Nate wissen, was dem, woran ihr arbeitet, in die Quere kommen würde?«

Hyland starrte auf seine Füße. Kratzte sich am Bart. »Ich weiß nicht.«

»Du weißt es nicht? Du weißt doch, was du tust ... überleg mal. Hör zu, ich weiß, dass ihr eine große Sonaranlage hinter euch herschleppt, stimmt's? Was sieht sich Tarwater an? Eine neue Art von aktivem Sonar? Wenn nicht irgendwas Verdächtiges dran wäre, würde er nicht hier vor Ort sein. Seeminen vielleicht?«

»Verdammter Clay, ich darf es dir nicht sagen! Ich kann dir nur versichern, wenn ich annehmen müsste, dass es den Tieren schadet oder irgendwem, der auf dem Gebiet arbeitet, würde ich es nicht machen.«

»Erinnerst du dich noch an das Pacific-Biological-Ocean-Science-Programm? Hattest du damit zu tun?«

»Nein. Vögel, oder?«

»Ja, Seevögel. Die Navy kam mit einem Riesenbatzen Geld zu ein paar Forschern. Die Vögel sollten markiert werden, ihre Wanderwege verfolgt, Verhalten beobachtet, Infos über Population, Lebensraum, alles. Man dachte schon, der Himmel hätte sich aufgetan, und es würde Geld regnen. Man dachte, die Navy ließe eine Studie zum Schutz der Vögel anlegen. Weißt du, wozu die Studie tatsächlich gut sein sollte?«

»Nein, das war vor meiner Zeit, Clay.«

»Sie wollten die Vögel als Boten für biologische Waffen einsetzen. Sie wollten sicher vorhersagen können, ob die Tiere auch wirklich zum Feind fliegen. Etwa fünfzig Wissenschaftler haben zu dieser Studie beigetragen.«

»Aber es ist nichts passiert, oder, Clay? Ich meine, die Daten waren von wissenschaftlichem Wert, aber das Waffenprojekt hat nicht geklappt.«

»Soweit wir wissen. Das ist der Punkt. Wir wissen es erst, wenn uns eine Möwe mit Anthrax vollscheißt.«

Cliff Hyland war in den paar Minuten, die sie dort standen, um einiges gealtert. »Ich verspreche dir, Clay: Sollte es einen Hinweis darauf geben, dass Tarwater, die Navy oder irgendeine von den finsternen Gestalten, die hier hin und wieder auftauchen, versuchen, euch zu sabotieren, rufe ich dich auf der Stelle an. Das verspreche ich dir. Aber ich darf dir nicht sagen, woran wir arbeiten. Ich schwimme nicht gerade im Geld. Wenn ich diesen Kontakt verliere, erkläre ich Erstsemestern den Unterkiefer der Delfine. So weit bin ich noch nicht. Ich muss unter freiem Himmel arbeiten.«

Clay warf ihm einen Seitenblick zu und sah ehrliche Sorge, vielleicht sogar einen Funken Verzweiflung in Hylands Augen. »Weißt du, vielleicht würde dir die Finanzierung leichter fallen, wenn du deine Basis nicht in Iowa hättest.«

Hyland lächelte über den Seitenhieb. »Danke, dass du mich noch mal darauf hingewiesen hast.«

Clay hielt ihm die Hand hin. »Versprichst du, mir Bescheid zu sagen?«

»Absolut.«

Clay war fix und fertig, als er ging. Der gewaltige Druck, der sich in einer unruhigen Nacht angestaut hatte, war Erschöpfung und Verwirrung gewichen. Er stieg in seinen Truck und saß da, während ihm der Schweiß am Hals hinunterrann. Er beobachtete die Touristen in Aloha-Kleidung, die unter dem großen Feigenbaum herumwieselten wie Zombies in Geschenkpapier.

Cliff Hylands Eier dampften noch, als er an den Tisch zurückkehrte.

Tarwater blickte von seinem Frühstück auf und legte seine schneeweisse Mütze ein Stück von Hylands Teller weg, damit der zerzauste Wissenschaftler nicht – fahrig wie er war – Eigelb über die goldenen Anker kleckerte. »Alles in Ordnung?«

Die junge Frau wurde unruhig. Am liebsten wäre sie unsichtbar gewesen.

»Clay ist noch immer etwas durcheinander. Verständlicherweise. Er hat lange mit Nathan Quinn zusammengearbeitet.«

»Sie hatten Glück, dass sie so lange durchhalten konnten, ohne sich selbst zu vernichten«, sagte Tarwater. »So schludrig, wie sie ihr Unternehmen führen. Haben Sie diesen Bengel gesehen, der für sie arbeitet? Der ist nicht mal den Dreck unter seinen Fingernägeln wert.«

Cliff Hyland ließ seine Gabel auf den Teller fallen. »Nathan Quinn war einer der brillantesten Biologen auf unserem Gebiet. Und Clay Demodocus dürfte wohl der beste Unterwasser-Fotograf der Welt sein, wenn es um Wale geht. Sie haben kein Recht, so zu reden.«

»Die Welt dreht sich, Doc. Die Alphas von gestern sind die Betas von heute. Verlierer verlieren nun mal. Das lehrt ihr Biologen doch, oder etwa nicht?«

Cliff Hyland stand kurz davor, Tarwater seine Gabel in die sonnengebräunte Stirn zu rammen, doch stattdessen stand er langsam auf. »Ich muss mal kurz zur Toilette. Entschuldigt mich.«

Als er ging, hörte Hyland noch, wie Tarwater der jungen Forscherin einen Vortrag darüber hielt, dass nur die Starken überlebten. Cliff fischte sein Handy aus dem Safarihemd und ging sein Adressbuch durch.

Clay war kurz davor, auf dem Fahrersitz einzudösen, als sein Handy trillerte. Ohne einen Blick aufs Display zu werfen, nahm er an, dass Clair wohl nach ihm sehen wollte. »Hi, Baby.«

»Clay, hier ist Cliff Hyland.«

»Cliff? Was gibt's?«

»Unter dem Mantel der Verschwiegenheit, Clay. Es kostet mich den Arsch.«

»Hab ich begriffen. Was ist es, Cliff?«

»Es geht um Torpedos. Wir machen Lagestudien für ein Torpedo-Testgebiet.«

»Doch nicht in der Schutzone?«

»Mitten in der Schutzone.«

»Schockschwerenot, Cliff, das ist das Letzte. Ich weiß nicht, ob mein Mantel groß genug ist, das für mich zu behalten.«

»Du hast mir dein Wort gegeben, Clay. Wieso ›Schockschwerenot‹? Wer sagt denn heute noch ›Schockschwerenot‹?«

»Amy. Sie ist etwas exzentrisch. Erzähl mir mehr. Hat die Navy Taucher im Wasser?«

18

Ekelhaft abscheuliche Schweinerei

»Schockschwerenot«, sagte Amy. Sie saß an Quinns Computer. Girlanden aus Videobändern waren auf ihrem Schoß und über dem Schreibtisch drapiert.

»Oh, was für ein ekelhaft abscheulich Schweinerei«, sagte Kona. Er kauerte auf dem hohen Hocker hinter Amy und gab sich allem Anschein nach Mühe, etwas zu lernen, als Clay hereinkam.

»Die haben im Windschutz von Kahoolawe mit großen Unterwasser-Lautsprechern Detonationen simuliert und die unterschiedlichen Levels gemessen. Die Lautsprecher sind in dieser großen Kiste, die wir auf ihrem Boot gesehen haben.«

»Wir haben ein paar Explosionen auf den Bändern, aber die waren weit entfernt«, sagte Amy. »Nate meinte, es könnten Marineübungen draußen auf See gewesen sein.«

»Da wir gerade davon sprechen ...« Clay nahm eines der Bänder in die Hand. »Das sind doch nicht etwa meine Rebreather-Aufnahmen, oder?«

»Tut mir Leid, Clay. Das Video konnte ich nicht retten, aber die Tonaufnahme waren schon überspielt, bevor es passiert ist. Möchtest du das Spektrogramm sehen?«

Kona fragte: »Glaubst du, diese Stimmen im Wasser sind Marinetaucher?«

Clay sah Amy an, hob eine Augenbraue.

»Er wollte es unbedingt wissen.«

»Cliff sagt, sie hatten keine Taucher im Wasser. Seine ist die einzige militärische Operation hier im Schutzgebiet. Aber vielleicht weiß er nur nichts davon.«

Amy knüllte das Videoband zusammen und stopfte das ganze Vogelnest in den Papierkorb. »Wie können sie das tun, Clay? Wie können die ein Torpedo-Testgebiet mitten in der Buckelwal-Schutzzone einrichten? Es ist ja nun nicht so, als würde keiner was davon merken.«

»Ja, groß ist Mutter Meer. Wieso hier?«, fragte Kona.

»Keine Ahnung. Vielleicht wollen sie sichergehen, dass sie ihre Munition in eigenen Gewässern verballern. Wenn sie die Torpedos zwischen amerikanischen Inseln abschießen, kann es keine Missverständnisse geben.«

»Keine Schnallung«, sagte Kona. »Daten unverwertbar. Alarm. Alarm. Kontrollraum braucht Kräuter.« Der Rastafari hatte einen neuen Akzent angenommen, eine ausgezeichnete Entsprechung dessen, wie ein bekiffter Roboter klingen mochte.

»Unterwasser-Kriegsführung ist das reine Versteckspiel«, sagte Clay. »Unter Wasser sind die U-Boot-Mannschaften autonom. Sie entscheiden selbst, ob sie sich angegriffen fühlen und verteidigen wollen. Würde die Navy ihre Torpedos auf dem offenen Meer abschießen, könnte jemand diesen Vorgang als Angriff verstehen. Allerdings ist es kaum vorstellbar, dass ein russisches U-Boot zum Brunch nach Wailea kommt und sich irrtümlich angegriffen fühlt.«

»Das können sie nicht machen«, sagte Amy. »Die können doch nicht Sprengladungen in der Nähe von Kühen und Kälbern zünden! Das ist Wahnsinn.«

»Sie werden tief tauchen und sagen, dass es die Tiere nicht stört. Die Navy wird garantieren, dass sie nicht oberhalb von, sagen wir, hundertzwanzig Metern schießt. Die Wale tauchen in diesem Kanal nicht so tief.«

»Tun sie wohl«, sagte Amy.

»Nein, tun sie nicht«, sagte Clay.

»Tun sie wohl.«

»Darüber gibt es keine Daten, Amy. Genau danach hat mich Cliff Hyland gefragt. Er wollte wissen, ob wir Forschungen zur Tauchtiefe der Buckelwale anstellen. Er sagt, nur dafür würde sich die Navy interessieren.«

Abrupt stand Amy auf und stieß den Schreibtischstuhl zurück. Er prallte so heftig gegen Konas Schienbeine, dass er zusammenzuckte. »Locke bleiben, Schwester.«

»Amy, es war doch nicht meine Idee«, sagte Clay. »Ich erzähl dir nur, was ich von Hyland weiß.«

»Ganz toll«, sagte Amy. Sie schob sich an Clay vorbei und steuerte die Tür an.

»Wohin gehst du?«

»Woandershin.« Sie knallte das Fliegengitter hinter sich zu.

Clay wandte sich an Kona, der konzentriert die Zimmerdecke musterte. »Was?«

»Hast du dir diese U-Boot-Kriegsgeschichte ausgedacht?«

»Mehr oder weniger. Ich hab mal ein Buch von Tom Clancy gelesen. Hör zu, Kona, ich weiß überhaupt nichts. Nate wusste was. Ich knips hier nur die Fotos.«

»Du meinst, die Navy hat dein Boot versenkt? Vielleicht haben die auch was mit Nate gemacht!«

»Das mit dem Boot vielleicht. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass sie irgendwas mit Nate zu tun haben. Das war wohl ein Unglück.«

»Die kleine Sahneschnitte – ihr geht das alles unter die Haut.«

»Mir auch.«

»Ich geh und mach, dass sie wieder ruhig wird.«

»Danke«, sagte Clay. Er sank auf seinen Stuhl vor dem großen Monitor und rief sein Programm zur Videobearbeitung auf.

Eine halbe Stunde später hörte er eine leise Stimme durchs Fliegengitter. »Tut mir Leid«, sagte Amy.

»Schon okay.«

Sie trat ein und sah gar nicht so glasig aus, wie er erwartet hatte, nachdem Kona sie mit seinen Kräutern beruhigen wollte.

»Das mit deinem Video tut mir auch Leid. Die Kamera hat beim Abspielen irgendwie so geknirscht, und da hatte ich es wohl zu eilig, die Kassette rauszuholen.«

»Kein Problem. Es war dein großer Auftritt. Ich seh dabei sowieso nur wie ein Amateur aus. Ich glaub, das meiste hab ich auf der Festplatte.«

»Hast du?« Sie trat an den Monitor. »Das da?« Standbild, Walschwanz von der Seite, schwarze Zeichnung kaum zu erkennen.

»Ich seh es mir nur an, weil ich wissen will, ob das Mikro noch was anderes aufgenommen hat. Die Kamera lief die ganze Zeit, als du mir den Hals gerettet hast.«

»Wieso machst du nicht Feierabend und lässt dich von mir zum Mittagessen einladen?«

»Es ist halb elf.«

»Bist du plötzlich Mr. Stechuhr geworden, oder was? Geh mit mir essen. Ich fühl mich mies.«

»Fühl dich nicht mies, Amy. Es ist ein schrecklicher Verlust. Ich ... ich komm selbst nicht besonders gut damit klar. Weißt du, um diese Arbeit in Gang zu halten, werden wir etwas akademischen Input brauchen.«

Amy starnte das Standbild vom Walschwanz an. »Was? Ach, du wirst schon jemanden finden. Erzähl es einfach rum, und schon rennen dir qualifizierte Doktoren die Tür ein, um mit dir zu arbeiten.«

»Ich hatte eigentlich an dich gedacht.«

»An mich? Ich bin ein Nichts. An mir ist nicht mal die Haar-

farbe echt. Die Tinte auf meinem Magister ist noch gar nicht trocken. Du hast meinen Lebenslauf doch gelesen.«

»Ehrlich gesagt, nicht.«

»Nicht?«

»Du kamst mir intelligent vor. Du hast keine Bezahlung verlangt.«

»Aber Nate hat ihn doch gelesen, oder?«

»Ich habe ihm gesagt, dass du gut bist. Und falls es dir ein Trost sein sollte: Er hat große Stücke auf dich gehalten.«

»So stellt ihr eure Leute ein? Ich bin schlau und billig ... mehr nicht? Was für einen Standard habt ihr hier eigentlich?«

»Hast du Kona schon kennen gelernt?«

Sie sah auf den Monitor, dann wieder zu Clay. »Ich fühle mich so ausgenutzt. Geehrt, aber ausgenutzt. Hör zu, ich finde es toll, dass du mich behalten möchtest, aber ich bringe dir weder Geld noch Legitimation.«

»Lass das nur meine Sorge sein.«

»Mach dir deine Sorgen nach dem Mittagessen. Komm, ich geb einen aus.«

»Du hast doch gar kein Geld. Außerdem treffe ich mich um eins mit Clair zum Essen.«

»Okay. Kann ich Nates, äh ... den grünen Truck ausleihen?«

»Die Schlüssel liegen auf dem Tresen.« Clay winkte über seine Schulter hinweg in Richtung Küche.

Amy nahm die Schlüssel, dann ging sie zur Tür hinaus, stoppte, kam zurück und schlang die Arme um den Fotografen. »Ich weiß es wirklich zu schätzen, dass du mich bittest, bei euch zu bleiben.«

»Geh. Nimm Kona mit. Füttere ihn. Spritz ihn ab.«

»Nein, wenn du nicht mitkommst, geh ich allein. Grüß Clair von mir.«

»Geh.«

Er wandte sich dem Computer zu, sah aus dem Fenster in die strahlende Sonne Mauis, dann machte er den Computer aus und fühlte sich, als wäre es sowieso egal, was er tat – und so würde es wohl auch bleiben.

19

Scooter miept nicht

Der Wal bebte wie eine Achterbahn, die sich durch Tomaten-suppe quälte – gewaltige Wogen von Muskelarbeit, bei denen sich einem der Magen umdrehte. Quinn ließ sich auf Hände und Knie sinken und rülpste sein Frühstück als Spritzmuster über den grauen Gummiboden, dann erbrach er sich im Rhythmus der Schwimmbewegungen, bis er leer und erschöpft war.

»Kotzpatrouille!«, wurde eine Stimme aus dem Dunkel laut.

»Kurze Spülung, Jungs. Der Doc hat da hinten Ballast abgeworfen«, hörte man eine andere Stimme.

Quinn rollte sich auf seinen Hintern und rutschte rückwärts, fort von den Stimmen, bis er an ein Schott stieß, das warm und feucht war und bei Berührung nachgab. Er fühlte gewaltige Muskeln, die sich unter der Haut bewegten, und schreckte zurück. Er rutschte fort davon und saß schließlich in etwa dort, wo er sich übergeben hatte. Kaltes Meerwasser schwappte von vorn herein, umspülte seine Füße und nahm das kürzlich preisgegebene Frühstück mit. Es knackte in seinen Ohren, weil sich der Druck erhöhte, und einen Moment später war das Wasser schon wieder weg.

Das Innere des Wals sah aus wie der schlecht gemachte Van-Ausbau von einem Latex-Freak: feuchte, gummiartige Haut, beleuchtet von mattem Hellblau, das durch die Augen weiter vorn kam, der Rest trübe erhellt von grüner Biolumineszenz, die oben in Streifen am tränenförmigen Raum entlanglief. Vorn in diesem Raum, bei den Augen, saßen zwei Wesen, umschlungen von ihren Sitzen. Quinn wusste nicht, was sie waren, und sein Verstand fühlte sich an, als platze er förmlich bei dem Versuch, die Lage zu umreißen. Details wie nichtmenschliche Menschen

mit grauer Haut fanden gar nicht genügend Raum in seiner Wahrnehmung, als dass sie untersucht oder analysiert werden konnten. Vor allem aber konnte er seine Augen nur ein paar Sekunden offen halten, bis ihm wieder übel wurde.

In seinem Innern roch der Wal nach Fisch.

Hinter den sitzenden Wesen standen – oder besser: *ritten*, da alles im Wal in Bewegung war – zwei Männer, einer um die vierzig, der andere fünfundzwanzig, beide barfußig, aber in militärischem Khaki ohne Insignien oder Rangabzeichen. Der Ältere hatte offensichtlich das Kommando. Vier oder fünf Mal hatte Quinn versucht, ihnen die Fragen zu stellen, die ihm durch den Kopf gingen, aber jedes Mal, wenn er den Mund aufmachte, musste er sich beinahe übergeben. Bisher hatte er sich immer für einigermaßen seefest gehalten.

»Was ...?«, brachte er gerade noch hervor.

»Es hilft gegen die Fassungslosigkeit, wenn Sie akzeptieren, dass Sie tot sind«, sagte der ältere Mann.

»Ich bin tot?«

»Das habe ich nicht gesagt, aber wenn Sie akzeptieren, dass Sie es sind, überwinden Sie Ihre Angst.«

»Genau. Denn wenn Sie schon tot sind, was kann dann noch Schlimmes passieren?«, sagte der jüngere Mann.

»Dann *bin* ich also tot?«

»Nein. Atmen Sie, und geben Sie sich der Bewegung hin«, sagte der Ältere. »Sie wird nicht aufhören. Und wenn Sie dagegen ankämpfen, haben Sie schon verloren.«

»Zumindest Ihr Mittagessen«, fügte der junge Mann hinzu und kicherte über seinen eigenen Scherz.

»Vorn ist weniger Bewegung. Der Kopf bleibt beinahe ruhig. Aber das wissen Sie ja.«

Bisher hatte Quinn nichts von seinen analytischen Fähigkeiten auf diese Situation anwenden können, weil er schlicht nicht in

der Lage war, sie zu akzeptieren. Ja, in einer anderen Welt war ihm sehr wohl bewusst, dass sich der Kopf eines Wales weniger bewegte als der Schwanz, aber er hätte nie geglaubt, dass er eines Tages aus der Perspektive eines inneren Organs darüber nachdenken würde.

»Ich bin in einem Wal?«

»Ding, ding, ding, das war die Bonusfrage.« Der junge Mann lehnte sich mit dem Hintern gegen die Rückseite des Sitzes, auf dem eine der grauen Kreaturen saß, und ein stuhlähnlicher Auswuchs kam aus dem Boden, um ihn aufzufangen. »Sagen Sie ihm, was er gewonnen hat, Käpt'n.«

»Gastfreundschaft, Poe. Helfen Sie dem Doktor nach vorn, damit wir reden können, ohne dass sich ihm dauernd der Magen umdreht.«

Der Jüngere half Quinn auf die Beine und über den wogenden Boden zu dem stuhlartigen Ding hinüber, das hinter einem der grauen Wesen mit Blick auf das Heck des Schiffes emporgewachsen war. Bei diesen Wesen angekommen, konnte sich Quinn gar nicht von ihnen abwenden. Sie waren insofern humanoid, als sie zwei Arme hatten, zwei Beine, einen Torso und einen Kopf, aber ihre Köpfe sahen aus wie die von Grindwalen, vorn mit einer großen Melone ausgestattet – für Sendung und Empfang von Unterwassergeräuschen, wie Quinn vermutete –, und ihre Augen saßen sehr weit an der Seite, so dass sie vermutlich über binokulares Sehen verfügten. Ihre Hände steckten in Konsolen, die aus dem Boden wuchsen und keine Instrumente zu besitzen schienen, abgesehen von ein paar biolumineszierenden Hubbeln, die wie trübe Augäpfel aussahen und unterschiedliche Lichtfarben abgaben. Diese Wesen sahen aus, als seien sie Teil des Wales.

»Wir nennen sie unsere ›Walbengel‹«, sagte der ältere Mann.

»Sie steuern den Wal.«

»Der eine direkt hinter Ihnen ist Scooter, der andere heißt Skippy. Sagt ›Hallo‹, Jungs.«

Die beiden Kreaturen drehten sich um, soweit die Sitze es ihnen gestatteten, und gaben klickende und quiekende Geräusche von sich, dann schienen sie Quinn anzulächeln. Beim Lächeln zeigten sie scharfe, spitze Zähne. Mit diesen Zähnen inmitten dunkelgrauer Haut und der Melone darüber erinnerten die Walbengel Quinn an fröhlichere Versionen des Wesens aus den Alien-Filmen. Scooter salutierte vor Nate mit einer Hand, die aus vier sehr langen Fingern mit Schwimmhäuten und der Andeutung eines Daumens bestand.

»Sie sagen ›Hallo‹, erklärte Poe. »Ich bin Poe. Das ist Käpt'n Poynter.«

Poynter, der ältere Mann, tippte an seine Mütze und reichte Quinn die Hand. Der nahm sie und schüttelte sie kraftlos.

»Die Walbengel sprechen keine Sprache, wie wir sie kennen«, sagte Poe, »obwohl sie ein paar Quieker beherrschen, die wie Worte klingen. Sie haben direkten Zugang zum Nervensystem des Wals. Sie lenken ihn und steuern, wenn nötig, sämtliche Abläufe. Ohne die beiden können wir hier im Wal nicht viel ausrichten. Ganz sicher könnten wir ihn niemals fahren. Die Wale und die Walbengel sind füreinander geschaffen.«

Poe drückte gegen die Rückseite von Skippys Sitz, und ein weiterer Sitz wuchs aus dem Boden und hielt ihn fest, als er sich dagegen lehnte. »Ich liebe es«, sagte Poe.

Poynter lehnte sich rückwärts an ein Gummischott, und auch dort wuchs ein Sitz aus der Wand und fing ihn auf.

»Wenn sie ordentlich aufpassen, lassen sie einen nie fallen«, grinste Poe. »Natürlich ist fast alles hier weich – kindersicher sozusagen – bis auf das Rückgrat, das oben entlangläuft, so dass man sich im Grunde nicht verletzen kann, wenn man fällt. Trotzdem werden wir gesichert, sobald sie Manöver fahren. Falls Sie glauben sollten, dass Ihnen jetzt übel ist ... warten Sie,

bis wir einen Brecher landen. Flippen Sie bloß nicht aus..« Poe drehte sich zu den Walbengels um. »Sichert den Doc, Jungs.«

Die Sitzlehnen schlossen sich um Quinns Schoß. Sie schoben sich über seine Schultern und wuchsen vor der Brust zusammen, dann griffen sie um seine Hüften und hielten ihn fest. Quinn flippte aus.

»Nehmt das weg! Nehmt das weg! Ich krieg keine Luft!«

»Bereit für den Brecher«, sagte Poynter.

Scooter zwitscherte. Skippy grinste. Ähnliche Haltegurte wuchsen auch aus ihren Sitzen hervor und sicherten sie.

Die Lage des Wales veränderte sich, stieg auf einen Winkel von fast sechzig Grad an. Dann wurde der Winkel immer steiler, und Quinn blickte rückwärts zum Schwanzteil des tränenförmigen Raums. Das Schlingern der leuchtenden Streifen bereitete ihm Übelkeit. Er fühlte, wie sich seine inneren Organe bei der Beschleunigung verschoben, dann stand das Walschiff senkrecht und flog durch die Luft. Auf dem Höhepunkt des Fluges wollte Quinns Magen durch seinen Schließmuskel entkommen, dann verschob er sich, als sie seitwärts abstürzten. Es gab eine enorme Erschütterung, als das Schiff aufs Wasser schlug. Langsam schwamm der Wal eine Wende, und sie waren wieder waagrecht.

Die Walbengel zirpten und klickten vor Begeisterung, grinsten erst Quinn an, dann einander und nickten, als wollten sie sagen: *War das cool, oder was?* Ihre Hälse waren fast so breit wie ihre Schultern, und Quinn sah kräftige Muskeln, die sich unter der Haut bewegten.

»Sie lieben es«, sagte Poynter.

»Ich mag es auch irgendwie«, sagte Poe. »Außer wenn sie es übertreiben und zwanzig oder dreißig Brecher nacheinander bringen. Da wird sogar mir übel. Und der Lärm ... na ja, Sie haben es ja gehört.«

Quinn schüttelte den Kopf, schloss die Augen, dann schlug er sie wieder auf. Diesem Erlebnis war er nur gewachsen, wenn er es für bare Münze nahm: Er saß in einem Wal, der irgendwie von menschlichen und nichtmenschlichen intelligenten Lebewesen als U-Boot benutzt wurde. Nichts von allem, was er kannte, besaß noch Geltung, aber andererseits vielleicht ja doch. Die Erkenntnis, dass die Walbengel so dicke Hälse hatten, half ihm wieder auf die weniger durchgeknallte Seite seines Verstandes.

»Sie sind amphibisch, stimmt's?«, fragte Quinn Poynter. »Ihre Hälse sind dick, um der Belastung des Schwimmens bei hohen Geschwindigkeiten gewachsen zu sein.« Quinn setzte sich auf, soweit die Gurte es ihm gestatteten, und sah, dass Scooter tatsächlich ein Atemloch kurz hinter seiner Melone hatte. Er war entweder ein menschenartiger Wal oder ein Delfinmensch. Scooter konnte es nicht geben. Das alles war unmöglich. *Die Details, nicht das Gesamtbild*, rief Quinn sich in Erinnerung. *Im Gesamtbild liegt der Irrsinn.* »Sie sind wie eine Kreuzung aus Mensch und Wal, hab ich Recht?«

»Was auch der Grund sein könnte, wieso wir sie Walbengel nennen«, sagte Poynter.

»Moment mal: Soll das etwa ein Vorwurf sein?«, fragte Poe.

»Diese Jungs sind keine Kinder der Liebe zwischen uns und Walen. So was tun wir nicht.«

»Also, da war dieses eine Mal«, sagte Poynter.

»Okay, ja, nur das eine Mal«, sagte Poe.

Aber Quinn musterte Scooter, und Scooter erwiderte seinen Blick. »Auch wenn es scheint, als könnten sie die Köpfe drehen wie Belugas. Vermutlich sind ihre Halswirbel nicht starr wie bei den meisten Walen.« Der Wissenschaftler in ihm kam hoch, und Quinn fühlte sich nun sicherer und merkte, dass seine Furcht der Neugier wich. Er konzentrierte sich darauf, etwas herauszufinden, was für ihn vertrautes Terrain war, selbst in dieser gänzlich irrealen Situation. Solange er sich auf die Details konzentrierte,

konnte ihn das Gesamtbild nicht über die Klippe in den sabberrnden Irrsinn stoßen.

»Fragen wir sie«, sagte Poe. »Scooter, sind deine Wirbel fest verbunden, oder bist du nur ein großer, grauer, halsloser Klotz?«

Scooter drehte seinen Kopf zu Poe herum und gab einen lautes, abfälliges Schnauben von sich, spritzte Poes Hose vorn mit Walspucke voll, und der Gestank nach fauligem Fisch wuchs in der Kajüte um den Faktor zehn.

»Wir wissen nicht, was die beiden sind, Dr. Quinn«, sagte Käpt'n Poynter. »Sie waren schon hier, als wir kamen, und wir sind genauso hierher gekommen wie Sie. Wir sitzen hier alle im gleichen Boot.«

»Miep«, sagte Skippy.

»Das habe ich ihm beigebracht«, erklärte Poe.

»Das ist aus einem Warner-Brothers-Zeichentrickfilm«, sagte Quinn. »Road Runner.«

»Nein, das wären zwei Mieps. Skippy macht nur einen. Deshalb ist es ein Original. Hab ich Recht, Skippy?«

»Miep.«

Aus irgendeinem Grund war dieses Miep zu viel. Mancher Verstand, vor allem einer mit wissenschaftlicher Neigung, einem Hang zu Wahrheit und Gewissheit, hat seine Grenzen hinsichtlich der Absurdität, die er ertragen kann. Und Quinn stellte nun fest, dass er seine Grenzen weit überschritten hatte.

»Skippy und Scooter und Poynter und Poe ... das ist zu viel!«, schrie er.

Er fühlte sich, als wäre sein Verstand ein Gummiband, das bis zum Zerreißen gespannt war, und dieses Miep hatte daran gezogen. Er schrie, bis er spürte, wie die Adern an seiner Stirn pulsierten.

»Lassen Sie es raus«, sagte Käpt'n Poynter. »Wehren Sie sich nicht.« Dann, an Poe gewandt: »Wissen Sie, ich hätte nicht

geglaubt, dass die Alliteration es bringt. Haben Sie so was schon mal gehört?«

»Nein, ich hatte mal einen Onkel, dem bei den Artikelüberschriften im Reader's Digest übel wurde. Sie wissen schon: ›Widerliche Wahrheit über Warzenheiler‹. Aber ich dachte, es läge eher daran, dass er sie im Wartezimmer beim Arzt gelesen hat, nicht so sehr an der Alliteration. Sind Sie sicher, dass es nicht am Miep lag?«

»Das darf nicht wahr sein. Das darf nicht wahr sein«, sagte Quinn immer wieder. Er hyperventilierte und sah alles nur noch verschwommen. Sein Herz hämmerte, als hätte er einen Sprint auf elektrifiziertem Boden hinter sich.

»Angstattacke«, sagte Poynter. Er hielt eine Hand an Quinns Stirn und sagte sanft: »Okay, Doc. So viel in Kürze: Sie befinden sich in einem lebenden Schiff, das aussieht wie ein Wal, aber kein Wal ist. Es sind noch zwei andere Leute an Bord, die schon das Gleiche durchgemacht haben, also werden auch Sie es überleben. Hinzu kommt, dass es hier noch zwei gibt, bei denen es sich streng genommen nicht um Menschen handelt, aber die tun Ihnen nichts. Sie werden damit leben müssen. Es ist real. Sie sind nicht verrückt. Und jetzt kommen Sie endlich runter, Mann!«

Poynter trat einen Schritt zurück, und Poe schüttete Quinn einen Eimer kaltes Meerwasser ins Gesicht.

»Hey«, sagte Quinn. Er spuckte und zwinkerte das Salzwasser aus seinen Augen.

»Ich hab doch gesagt, Sie sollen sich lieber für tot halten, aber Sie wollten ja nicht hören«, sagte Poe.

Es hatte sich nichts verändert, aber die Lage und sein Puls beruhigten sich, und Quinn sah in die Runde. »Wo kam dieser Eimer her? Ich hab hier drinnen keinen Eimer gesehen. Hier waren nur wir. Und woher hatten Sie das Wasser?«

Poe hielt den Eimer bereit. »Sind Sie auch bestimmt okay? Ich möchte nicht, dass Sie noch mal ausflippen.«

»Ja, ich bin okay«, erwiderte Quinn. Und das war er auch. Er beschloss, sich darauf einzulassen, dass er tot war, und dadurch schien sich alles irgendwie zu ordnen. »Ich bin tot.«

»So ist es recht«, sagte Poe. Er hielt den Eimer gegen die Wand, eine kleine Öffnung entstand und nahm den Eimer auf. Quinn hätte schwören können, dass dort in der Wand keine Fugen gewesen waren, die auf eine solche Öffnung hingedeutet hätten.

»Hey«, sagte Poynter und klang gekränkt. »Da Sie nun tot sind, habe ich mit Ihnen noch ein Hühnchen zu rupfen. Sie haben mir kein Sandwich mitgebracht.«

Quinn betrachtete die scharfen Züge und die eng zusammenstehenden Augen des Käpt’ns, der ernstlich böse zu sein schien. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, der nichts mit dem kalten Meerwasser zu tun hatte, das ihm aus den Haaren rann. »Tut mir Leid«, sagte er und zuckte mit den Schultern, soweit ihm das mit den Haltegurten möglich war.

»Verdammmt, das kann doch nicht so schwer sein! Sie haben schließlich einen Doktortitel ... und können kein beschissenes Pastrami-Sandwich mit dunklem Brot besorgen? Am liebsten würde ich Sie durch den After rausdrücken.«

»Schschschscht, Käpt’n«, sagte Poe. »Es sollte doch eine Überraschung werden.«

»Miep«, sagte Skippy.

20

Schnittchen fehlt, Thunfisch zappelt

»Bwana Clay, hast du das Käsige Schnittchen gesehen?«

Clay und Clair saßen auf dem Lanai vor Clays Bungalow, tranken Mai Tais und beobachteten, wie Rauch aus dem Abzug eines Gartengrills aufstieg. Kona hatte sich sein Surfbrett unter den Arm geklemmt und war auf dem Weg zu seinem Maui Cruiser, einem hellgrünen, verrosteten 1975er BMW 2002 ohne Scheiben. Die Sitze waren mit verlotterten Decken bespannt.

Clay war zwei Mai Tais vom Absturz entfernt, aber noch konnte er sprechen. »Sie ist heute Morgen mit Nates Wagen in die Stadt gefahren. Hab sie seitdem nicht gesehen.«

»Die Schwester wollte, dass ich ihr das Surfen beibringe. An der Westseite kommen ein paar seichte Wellen rein. Die wären gut.«

»Sorry«, sagte Clay. »Wir räuchern hier ein fettes Stück Thunfisch. Vielleicht möchtest du dich zu uns gesellen.«

»Nein«, sagte Clair.

»Danke, aber ich fahr runter nach Lahaina und such das Sahneschnittchen. Gehen wir morgen wieder an die Arbeit?«

»Vielleicht«, erwiderte Clay und versuchte, in seiner Rumwolke einen klaren Gedanken zu fassen. Sie hatten die *Always Confused* vom Grund des Hafens gehoben, und die Werft sagte, es würde wohl etwa eine Woche dauern, bis sie wieder schwamm, und auch dann würde man sie erst mal gründlich reinigen müssen. Aber sie hatten noch Nates Boot. Er sah Clair an.

»Du wirst morgen nicht zu Hause sitzen und mir was von deinem Kater vorjammern«, sagte Clair. »Du fährst da raus aufs

Meer und übergibst dich wie ein echter Mann.« Sie hatte ihre Meinung geändert, was Clay und das Meer anging. Er war, wer er war.

»Ja, geh davon aus, dass wir rausfahren, wenn es nicht zu windig ist«, sagte Clay. »Hey, soll es Wind geben?« Clay fiel auf, dass er sich nicht mehr ums Wetter gekümmert hatte, seit Nate verschwunden war.

»Ruhig am Morgen, nachmittags Wind«, antwortete Kona.

»Wir können arbeiten.«

»Sag es Amy, wenn du sie siehst, okay? Nimm mein Handy mit. Ruf mich an, wenn du sie findest. Und du willst bestimmt nicht mit uns essen?«

»Nein«, sagte Clair.

»Nein«, sagte Kona und grinste Clair an. »Tantchen, ist dir peinlich, dass Kona dich nackt gesehen hat? Du siehst toll aus, echt.«

Clair stand auf. »Sag noch mal ›Tantchen‹ zu mir, und ich reiß dir deine letzten Dreads raus, um daraus Katzenspielzeug zu basteln.«

»Ruhig Blut, ich geh das Schnittchen suchen.« Und er lief zu seinem BMW, schob das Surfbrett durchs Heckfenster, hakte die Finne hinter dem Beifahrersitz fest, um es zu sichern, dann fuhr er nach Lahaina und machte sich auf die Suche nach Amy.

Es war zwei Uhr morgens, als das Telefon in Clays Bungalow klingelte. »Sag nicht, dass du schon wieder im Gefängnis sitzt«, blaffte Clay.

»Nein, nein, Bwana Clay, aber vielleicht solltest du dich lieber hinsetzen.«

»Ich lieg im Bett und schlafe, Kona. Was ist?«

»Der Truck, Bwana Nates Truck. Er steht hier beim Kajak-Verleih in Lahaina. Sie sagen, Amy hat heute Morgen ein Kajak gemietet, so gegen elf.«

»Die sind noch da?«

»Ich hab den Mann geweckt.«

»Die wissen nicht, wohin sie wollte? Sie haben sie allein fahren lassen? Keiner hat uns angerufen, als es dunkel wurde?«

»Sie hat gesagt, sie wollte das Kajak nur hinter dem Boot herziehen. Er weiß, dass sie nach Walen forscht, also hat er sich nichts dabei gedacht. Manche Leute mieten Kajaks für zwei, drei Tage.«

»Hast du nachgesehen? Sie ist nicht auf dem Boot?«

»Du meinst das, das nicht untergegangen ist?«

»Das andere kommt ja wohl kaum in Frage.«

»Ja, hab nachgesehen. Das Boot liegt am Platz. Ohne Kajak.«

»Bleib da. Ich bin in ein paar Minuten bei dir. Ich muss mir nur was anziehen und die Küstenwache rufen.«

»Der Kajak-Typ sagt, er kann nichts dafür – sie hat einen Verzicht unterschrieben. Ist das was Religiöses?«

»Kona, sie hat eine Verzichtserklärung unterschrieben. Bist du high?«

»Ja.«

»Natürlich. Entschuldige. Okay, ich bin gleich da.«

Nate war schon drei Tage in diesem Wal, als er fragte: »Sie heißen doch nicht wirklich Poynter und Poe, oder?«

»Verzeihung?«, sagte Poynter. »Sie werden von einem gewaltigen Walschiff gefressen und machen sich Sorgen darüber, dass wir möglicherweise unter falschem Namen reisen? Legen Sie los, Poe.«

»Einmal durchspülen, Jungs!«, sagte Poe.

Ein Schwall Wasser spülte von vorn über den Boden des Wals. Der hosenlose Fähnrich Poe nahm drei Schritte Anlauf und schlitterte dem Schwanzende entgegen, als rutschte er im Regen auf einer Plastikplane übers Gras. Als er ganz hinten angekommen war, breitete er die Arme aus. Man hörte ein schmatzendes Geräusch, und er versank bis zu den Achseln in einer Öffnung, die noch einen Augenblick zuvor nicht mehr als eine Mulde in der Haut gewesen war.

»Brrr, ist das kalt«, sagte Poe. »Wie tief sind wir?«

Scooter klickte und pfiff mehrmals.

»Dreißig Meter«, sagte Poynter. »Kann nicht so schlimm sein.«

»Fühlt sich kälter an. Ich glaub, mein Darm hat sich in den Magen zurückgezogen.«

Nate starrte mit offenem Mund die Arme und den Kopf des Fähnrichs dort am Boden an.

»Sehen Sie, Doc«, sagte Poynter, »meistens sprechen wir vom ›Spundloch‹ statt vom After, denn – na ja – wenn wir da rein und raus gehen, könnten die falschen Assoziationen wach werden. Der untere Teil seines Körpers befindet sich momentan im Wasser, bei drei Atmosphären Druck, aber das Spundloch umschließt ihn fest, ohne ihm die Brust zu zerquetschen. Es zerquetscht Ihre Brust doch nicht, oder, Poe?«

»Nein, Sir. Es ist ziemlich eng, aber ich kann atmen.«

»Wie ist das möglich?«, fragte Nate.

»Sie sind Taucher. Sie waren schon – wie tief? Vierzig, fünf- und vierzig Meter?«

»Fünfzig, aus Versehen, aber was hat das damit zu tun?«

»Ihr Schließmuskel hat bei der Tiefe nie versagt, oder? Sie wurden nicht wie ein Kugelfisch aufgebläht?«

»Nein.«

»Na, da haben Sie es doch, Nate. Das hier ist hoch entwickelte Furzkanal-Technologie. Wir verstehen es selbst nicht, aber es ist der Schlüssel zur Hygiene auf diesen kleinen Schiffen, und auf dem Weg kommen wir auch rein und raus. Normalerweise lässt sich der Mund bei solchen Buckelschiffen gar nicht öffnen, wodurch wir erheblich mehr Platz bekommen, aber dieses hier ist speziell dafür gebaut, ›Schmutzfinken‹ zu bergen. Damit seid *ihr* Leutchen gemeint.«

»Gebaut? Von wem?« Natürlich waren sie gebaut. Nichts Derartiges konnte sich entwickelt haben.

»Später«, sagte Poynter. »Poe, sind Sie fertig?«

»Aye, aye, Käpt'n.«

»Kommen Sie wieder rein.«

»Mächtig kalt hier draußen, das kann ich Ihnen sagen, Sir. Mein kleiner Freund dürfte aussehen, als wollte ich für ein Babyfoto posieren.«

»Dessen ist sich der Doktor zweifellos bewusst.«

Nate spürte eine leichte Druckveränderung in seinen Ohren, und Poe flutschte wieder in den Wal zurück. Die Öffnung schloss sich hinter ihm, wobei kaum Wasser am Boden blieb. Wie ein Krebs kroch der Fähnrich in den vorderen Teil des Schiffes und schützte seine Weichteile mit den Händen. Er holte seine Hose aus einem kleinen Stauraum hinter einem Hautlappen – der ganze Raum war übersät von Nischen, aber im trüben Licht der Biolumineszenz waren keine Fugen zu erkennen.

»Sie werden schon noch lernen, wie es geht, Nate, als zivilisierter Mensch. Bis wir Sie auf den Blauen transferieren. Sie können Ihr Geschäft unmöglich hier im Schiff erledigen.«

Wenn er bisher zur Toilette musste, hatten sie Nate ins Heck des Wales geschickt, wo er auf den Boden machte. Sekunden später hatten die Walbengel etwas Wasser durchs Maul herein-

gelassen, das dann über den Boden lief und alles sehr wirkungsvoll aus dem Spundloch spülte.

»Auf den Blauen?«, fragte Nate.

»Ja, mit diesem kleinen Ding können wir Sie nicht dahin bringen, wohin man Sie haben will. Sie steigen um auf einen Blauen, und dann schicken wir Sie weiter. Sie werden durch den Furzkanal aussteigen müssen.«

»Dann gibt es also auch ein Blauwalschiff?«

»*Schiffe*«, verbesserte Poynter. »Ja, und auch noch andere Spezies.«

»Glattwale sind mir die liebsten«, sagte Poe. »Mörderlangsam, aber irre breit. Reichlich Platz. Sie werden es sehen.«

»So genau können die Walbengel den Druck regulieren? Sie können Wasser reinlassen, es ausstoßen und verhindern, dass wir hier drinnen die Taucherkrankheit kriegen? Und so ermöglichen, dass wir von einem dieser Schiffe ins nächste umsteigen?«

»Jep. Sie sind direkt mit dem Wal verbunden. Ich denke, sie sind wie seine Großhirnrinde. Die Walschiffe haben ein Gehirn, aber das kümmert sich nur um autonome Funktionen. Es ermöglicht ihm, sich stundenlang wie ein Wal zu verhalten – Tauchen, Atmen, solche Sachen. Aber wenn nicht einer der Walbengel angeschlossen ist, sind sie nur dumme Maschinen mit begrenzter Funktion. Die Piloten kontrollieren die ausgefeilten Funktionen – Navigation und so was. In diesen Buckelwalen zeigen sie so richtig, was sie drauf haben – die Brecher, das Singen, Sie wissen, was ich meine.«

»Dieses Ding hier singt?« Nate konnte nicht anders. Er wollte einen Wal von innen singen hören.

»Aber selbstverständlich. Sie haben es schon gehört.«

Seit sich Nate an Bord des Walschiffes befand, hatte er nur das Schlagen der mächtigen Fluke gehört und alle zehn Minuten dieses explosive Ausatmen.

»Ich hasse es, wenn sie singen«, sagte Poe.

»Was ist der Sinn dieser Gesänge?«, fragte Nate. Es war ihm egal, wer diese Typen waren und was sie trieben. Jetzt hatte er Gelegenheit, die Antwort auf eine Frage zu bekommen, der er den größten Teil seines Erwachsenenlebens auf der Spur war.

»Warum singen sie?«

»Weil wir es ihnen sagen«, antwortete Poynter. »Was glauben Sie denn?«

»Das ist nicht fair!« Nate schlug die Hände vors Gesicht.
»Von Debilen entführt.«

Scooter zwitscherte aufgereggt. Der Walbengel starrte durch das Auge in den blauen Pazifik.

»Thunfische. Ein ganzer Schwarm«, sagte Poe.

»Mach schon, Scooter«, sagte Poynter. »Besorg uns welche.«

Die Haltegurte um Scooters Bauch zogen sich zurück, und das Wesen stand auf, zum ersten Mal seit Nate an Bord gekommen war. Es war größer als Nate, vielleicht einsfünfundneunzig, mit schlanken, grauen Beinen, die aussahen wie von einem riesenhaften Ochsenfrosch, gekreuzt mit einem Footballspieler. Sie endeten in langen Füßen mit Schwimmflossen, ähnlich den Hinterbeinen eines Walrosses. Scooter tat drei schnelle Schritte und warf sich auf den Boden im Heck des Wales. Ein Rauschen wallte auf, und er verschwand kopfüber durch das Spundloch, das sich mit einem geräuschvollen Plopp hinter ihm schloss.

Poe ging zu Scooters Sitz und warf einen Blick durchs Auge.

»Nate, sehen Sie sich das an. Wie diese Typen jagen.«

Nate beobachtete, wie Scooters geschmeidige Gestalt draußen vor dem Auge mit unfassbarer Geschwindigkeit schwamm, erstaunlich wendig hin und her schoss, auf der Jagd nach einem Zehn-Kilo-Thunfisch.

Im Wasser wölbten sich die Augen des Walbengels nicht mehr so sehr wie drinnen. Nate merkte, dass die Walbengel – wie

Wale und Delfine – Muskeln besaßen, mit denen sie die Form ihrer Augen ändern konnten, je nachdem, ob sie im Wasser oder an der Luft sehen wollten. Scooter schwamm eine abrupte Wende und schnappte den Thunfisch mit den Zähnen, kaum drei Meter von dem Walauge entfernt. Nate hörte das Knacken und sah Blut im Wasser um Scooters Mund.

»Yeah!«, rief Poe. »Heute Abend gibt's Sashimi.«

Nate hatte nichts als rohen Fisch gegessen, seit er an Bord des Walschiffes war, aber heute sah er zum ersten Mal, wie er gefangen wurde. Trotzdem konnte er Poes Begeisterung nicht teilen.

»Essen Sie denn nie was anderes? Nur rohen Fisch?«

»Besser als die Alternativen«, erwiderte Poe. »Der Wal hat eine Nährpaste vorrätig. So was wie Krill-Püree.«

»O mein Gott«, sagte Nate.

Poynter lehnte sich zu Nate vor, bis er nur noch wenige Zentimeter vom Ohr des Wissenschaftlers entfernt war. »Daher die in gewisser Weise beträchtliche Nachfrage nach kulinarischer Abwechslung wie etwa – ach, ich weiß nicht – ein Pastrami-Sandwich mit dunklem Brot!«

»Ich hab doch gesagt, es tut mir Leid«, murmelte Nate.

»Ich bin begeistert.«

»Setzen Sie mich irgendwo ab. Ich hol Ihnen eins.«

»Wir landen mit diesen Dingern nirgends an.«

»Nicht?«

»Nur wenn wir ›FLOSSEN WEG!‹ auf die Flukens schreiben«, sagte Poe.

»Ja, nur dafür«, stimmte Poynter zu.

Skippy miepte, als Scooter mit einem Thunfisch in der Hand durch den Furzkanal hereingeschossen kam. Als er den Piloten

erblickte, dachte Nate an Flucht, zum ersten Mal, seit er gefressen worden war.

Das ist doch bescheuert, dachte Amy. Seit vier Stunden paddelte sie wie eine Wahnsinnige und hatte noch immer kaum den halben Weg nach Molokai geschafft. Seit zwei dieser vier Stunden war sie auf dem offenen Meer und kämpfte gegen meterhohe Wellen und einen Seitenwind an, der sie aufs Meer hinauszutreiben drohte.

»Wer gibt GPS-Koordinaten für ein Treffen an? Wer macht denn so was?« Seit einer Stunde schrie sie immer wieder in den Wind, dann checkte sie die kleine Flüssigkristall-Karte auf dem Display des GPS-Geräts. Der »Sie sind hier«-Punkt schien sich überhaupt nicht zu bewegen. Nun, das stimmte nicht. Wenn sie beim Paddeln eine Pause einlegte, um einen Schluck Wasser zu trinken oder etwas Sonnencreme aufzutragen, schien der Punkt jedes Mal eine Meile vom Kurs abzukommen.

»Seid ihr Typen auf Droege?«, schrie sie gegen den Wind.

Ihre Schultern taten weh, und sie hatte fast ihre ganze Zwei-Liter-Flasche Wasser leer getrunken. Langsam bereute sie, dass sie nichts zu essen mitgenommen hatte. »Leicht zu schaffen. ›Miete dir ein Kajak. Brauchst kein Motorboot.‹ Ich treib hier in einer Tupperware-Kiste auf dem Meer rum, ihr Dumpfbacken!«

Sie lehnte sich im Kajak zurück, um Luft zu holen, und betrachtete die Anzeigen für Richtung und Geschwindigkeit auf dem GPS. Vielleicht konnte sie sich fünf Minuten ausruhen, ohne zu weit abzutreiben. Sie schloss die Augen und ließ sich von den Wogen in einen leichten Dämmerschlaf wiegen. Es war still, nur das Rauschen von Wind und Wasser war zu hören, und nicht mal Wellen klatschten ans Kajak. Es war so leicht, dass es lautlos über die Wellenkämme trieb. Sie dachte an Nate und daran, wie groß seine Angst in den letzten Augenblicken gewesen sein musste, und dass sie die Arbeit mit ihm gerade zu ge-

nießen begonnen hatte. *Action-Freak*. Sie lächelte vor sich hin, ein melancholisches Lächeln, während sie eindöste, doch dann schreckte sie plötzlich von einer Salve aus Luftblasen neben dem Kajak auf. Es war ein gewaltiger Ausbruch von Luft, als hätte jemand weit unter der Wasseroberfläche eine Explosion ausgelöst. Sie wollte paddeln, fort von den Blaseneruptionen, doch plötzlich verdunkelte sich das Meer um sie herum, das Kristallblau verwandelte sich in einen gigantischen Schatten unter dem Kajak. Dann rammte irgendetwas das kleine Boot, so dass Amy meterhoch in die Luft flog, bevor sie ins Wasser fiel und von Dunkelheit umfangen war.

21

Leck mich am Strom

Der Sonnenuntergang auf Maui hatte den Himmel in Brand gesteckt, und alles im Bungalow leuchtete rosarot wie im Paradies – oder in der Hölle, je nachdem, wie man es sehen wollte. Clay zerlegte den Vogel und gab die Einzelteile auf einen Teller, um sie zum Grill zu transportieren.

»Du wirst etwas brauchen, mit dem du das Zeug reinbringen kannst«, sagte Clair. Ihr Kleid war mit roten Hibiskusblüten bedruckt, und die Orchidee, die sie im Haar trug, sah aus wie vögelnde Libellen. Sie schnippelte Mixed Pickles in den Makkaroni-Salat.

»Wieso nicht den hier?« Clay hielt den Teller mit dem rohen Hühnchen hoch.

»Man darf nicht denselben Teller benutzen. Sonst kriegt man Salmonellen.«

»Na toll. Scheiß drauf«, sagte Clay und warf den Teller auf den Hof. Die Hühnchenteile hüpfen davon und panierten sich selbst mit einer dünnen Schicht aus Sand, Ameisen und trockenem Gras. »Wann hat sich das harmlose Hühnchen eigentlich in so was wie Plutonium verwandelt? Man darf es ja nicht mal mehr anfassen, ohne daran zu sterben. Und Eier und Hamburger bringen einen auch um, wenn man sie nicht kocht, bis sie steinhart sind! Und wenn man sein beschissenes Handy anmacht, stürzt das Flugzeug gleich als Feuerball vom Himmel? Und ohne Helm und Kniestützer dürfen Kinder nicht mal mehr auf den Topf, so dass sie immer wie der Road Warrior aussehen. Oder? Oder was? Verdammt, was ist bloß mit dieser Welt passiert? Seit wann ist alles so verflucht tödlich? Hm? Seit dreißig Jahren bin ich auf dem Meer unterwegs, und bis jetzt hat

mich noch nichts umgebracht. Ich bin mit allem geschwommen, was beißen, stechen oder einen fressen könnte, und ich habe jede Dummheit begangen, die ein Mensch in der Tiefe nur begehen kann – aber ich lebe noch! Scheiße, Clair, vor kaum einer Woche war ich eine Stunde lang bewusstlos unter Wasser, und es hat mich nicht umgebracht. Und jetzt willst du mir erzählen, dass mich eine beschissene Hühnchenkeule das Leben kostet? Na, dann vergiss es doch einfach!«

Er wusste nicht, wohin er sollte, also ging er wieder rein und knallte die Fliegengittertür hinter sich zu, dann machte er sie wieder auf und knallte sie ein zweites Mal zu. »Verdammt!« Schwer atmend stand er da und starrte vor sich hin.

Clair legte Messer und Mixed Pickles beiseite und wischte sich die Hände ab. Während sie zu Clay hinüberging, löste sie die große Spange in ihrem Haar, und lange, dicke Locken wallten über ihre Schultern. Sie nahm Clays rechte Hand und küsste jede einzelne seiner Fingerspitzen, leckte seinen Daumen, dann nahm sie den Zeigefinger in den Mund und zog ihn betont langsam und mit maximaler Feuchtigkeit wieder heraus. Clay blickte zu Boden. Er zitterte.

»Baby«, sagte sie, als sie die Haarspange zwischen Clays feuchten Daumen und den Zeigefinger schob. »Ich möchte, dass du rüber an die Wand gehst und diese Spange so fest wie möglich in die Steckdose rammst.«

Endlich sah Clay sie an.

»Denn«, fuhr sie fort, »ich weiß, dass du nicht auf mich böse bist und nur um deine Freunde trauerst, aber ich denke, man sollte dich daran erinnern, dass du nicht unverwundbar bist und noch erheblich schlimmere Schmerzen erleiden könntest. Und ich glaube, es wäre besser, wenn du es selbst in die Hand nimmst, denn ansonsten müsstest ich dir deine eigene Eisenpfanne über den Schädel ziehen.«

»Das wäre nicht richtig«, sagte Clay.

»Die Welt ist grausam, Baby.«

Clay nahm sie in die Arme und vergrub sein Gesicht in ihrem Haar.

Seit zweiunddreißig Stunden war Amy verschwunden. Am Morgen hatte ein Fischer ihr Kajak gefunden, das auf Molokai gegen ein paar Felsen trieb, und die Vermietung auf Maui angerufen. Vorn im Boot sei eine Schwimmweste befestigt, sagte er. Die Küstenwache hatte ihre Suche bereits aufgegeben.

»Jetzt lass mich los«, sagte Clair. »Ich muss dieses Hühnchen aufsammeln und abspülen.«

»Ich glaube nicht, dass wir es essen sollten.«

»Keine Sorge. Ich bereite es für Kona zu. Du wirst mich ausführen.«

»Werde ich das?«

»Allerdings.«

»Sobald ich das hier in die Dose gesteckt habe, richtig?«

»Du darfst trauern, Clay, das ist genau, wie es sein sollte ... aber du darfst dich nicht schuldig fühlen, weil du noch am Leben bist.«

»Ich muss dieses Ding also nicht in die Dose stecken?«

»Du hast in meiner Gegenwart Schimpfworte benutzt, Baby. Ich sehe keine andere Möglichkeit.«

»Ja, das ist wahr. Geh du Konas Hühnchen einsammeln. Ich erledige das hier.«

Am zweiten Morgen, nachdem Amy auf See verschollen war, spazierte Clay ans Meer, an einen felsigen Strand zwischen Apartmenthäusern nördlich von Lahaina – zu kurz für morgendliche Jogger, zu seicht für die Badegäste. Er stand auf einem Felsvorsprung, ließ sich von Wellen umtossen und versuchte, den reinen Hass aus seinem Herzen fließen zu lassen. Clay Demodocus mochte alles Mögliche, aber mit am liebsten mochte er die See, doch heute Morgen empfand er nur Verachtung für seine

alte Freundin. Ihr Saphirblau war mittelmäßig, die Wellen waren arrogant. Sie konnte einen töten, ohne je deinen Namen zu erfahren. »Du Biest«, sagte Clay so laut, dass die See ihn hören konnte. Er spuckte ihr ins Gesicht und ging nach Hause.

Der alte Schwindler Maui hatte in der Nähe auf einem Felsen gehockt und zugesehen. Er lachte über Clays Anmaßung. Maui bewunderte Menschen mit mehr Mumm als Hirn, selbst wenn sie Bleichgesichter waren. Er sprach einen leisen Segen für den Fotografen – nur eine kleine Prise, so zum Spaß, eine magische Mango –, und dann machte er sich auf den Weg zum großen Feigenbaum, um die Filme japanischer Touristen zu vernebeln.

Als er wieder im Büro war, das er nun ganz für sich allein hatte, suchte Clay Amys Lebenslauf heraus. Dann starrte er das Telefon an und überlegte, wie er diesen Fremden beibringen sollte, dass ihre Tochter vermisst wurde und man davon ausging, dass sie ertrunken war. Er fühlte sich traurig und allein, und sein Ellbogen tat ihm weh von dem elektrischen Schlag, den er am Abend vorher bekommen hatte. Er wollte es nicht tun. Er griff nach dem Telefon, dann hielt er inne und schloss die Augen, als könnte er das alles ungeschehen machen, doch auf der Rückseite seiner Augenlider sah er das Gesicht seiner Mutter, wie sie aus dem Olivenfass zu ihm aufblickte: »Ruf an, Weichei. Wenn irgendjemand weiß, wie man schlechte Nachrichten nicht bekommen sollte, dann du. Zur Loyalität gehört auch, auf Worte Taten folgen zu lassen, du elender Feigling. Sei nicht wie deine Brüder.«

Ach, liebe Mama, dachte Clay. Er wählte eine Nummer mit der Vorwahl 716 für Tonawanda, New York. Es läutete dreimal, dann kam eine Ansage, die erklärte, diese Nummer sei vorübergehend nicht erreichbar. Er prüfte sie nach, dann wählte er die nächste Nummer, bekam aber auch hier keinen Anschluss. Er rief die Auskunft von Tonawanda an, um sich nach Amys Eltern zu erkundigen, und man teilte ihm mit, es gäbe keinen Eintrag

auf diesen Namen. Ratlos riet er das Meereskundliche Zentrum in Woods Hole an, wo Amy ihren Abschluß gemacht hatte. Clay kannte Marcus Loughten, einen ihrer Ausbilder, ein aufbrausender Brite, der seit zwanzig Jahren in Woods Hole lehrte und mit seinen Arbeiten zur Unterwasser-Akustik Berühmtheit erlangt hatte. Loughten antwortete beim dritten Klingeln.

»Loughten«, sagte Loughten.

»Marcus, hier ist Clay Demodocus. Wir haben zusammen in—«

»Ja, Clay, ich bin doch nicht blöd. Ich weiß, wer Sie sind. Sie rufen von Hawaii aus an, was?«

»Na, ja, ich —«

»Vermutlich sechsundzwanzig Grad Celsius bei milder Brise? Wir haben hier minus zwanzig. Mitten im ewigen Blizzard installiere ich Heulbojen, damit die Supertanker nicht unsere Glattwale überrollen.«

»Ach ja, die Heulbojen. Wie machen die sich?«

»Gar nicht.«

»Nicht? Wieso?«

»Na, die Glattwale sind blöd, oder? Ist ja nicht so, als wären Supertanker leise. Wenn sie sich von Geräuschen vertreiben ließen, müsste der Maschinenlärm ja wohl genügen. Die sehen den Zusammenhang einfach nicht. Blindfische.«

»Oh, tut mir Leid, das zu hören. Mmh, wieso machen Sie dann weiter?«

»Es wird finanziert.«

»Ach ja. Hören Sie, Marcus, ich bräuchte ein paar Informationen über eine Ihrer Studentinnen, die hier für uns arbeitet. Amy Earhart? Müsste etwa bis zum Herbst letzten Jahres bei Ihnen gewesen sein.«

»Nein, den Namen kenn ich nicht.«

»Natürlich kennen Sie das Mädchen. Einsdreiundsechzig, dünn, blass, dunkles Haar mit irgendwie unnatürlich blauen Strähnen, schlau wie ein Fuchs.«

»Tut mir Leid, Clay. Das passt auf keine meiner Studentinnen.«

Clay holte tief Luft und redete einfach weiter. Biologen waren berüchtigt dafür, dass sie ihre Studenten wie Untermenschen behandelten, aber es überraschte Clay, dass sich der Mann nicht an Amy erinnerte. Sie war süß, und der Brite war ein ziemlicher Aufreißer, wie Clay nach einer durchzechten Nacht mit Loughton während einer Meeressäuger-Konferenz in Frankreich zu wissen glaubte.

»Toller Arsch, Marcus. Sie würden sich erinnern.«

»Würde ich bestimmt. Tu ich aber nicht.«

Clay warf einen Blick auf den Lebenslauf. »Was ist mit Peter? Würde er ...?«

»Nein, Clay. Ich kenne Peters Studenten gut. Haben Sie ihre Empfehlungen gecheckt, bevor das Mädchen eingestellt wurde?«

»Tja. Nein.«

»Gute Arbeit. Mit ihren Nikons durchgebrannt?«

»Nein, sie wird vermisst. Ich versuche, Kontakt zu ihrer Familie aufzunehmen.«

»Das tut mir Leid. Ich wünschte, ich könnte helfen. Ich seh mal in den Akten nach, zur Sicherheit – für den Fall, dass ich vielleicht einen leichten Schlaganfall hatte und der Teil in meinem Gehirn kaputt ist, der sich an hübsche Hintern erinnert.«

»Danke.«

»Viel Glück, Clay. Grüße an Quinn.«

Clay verkrampte sich. Es stellte sich heraus, dass er tatsächlich nicht gut darin war, schlechte Nachrichten zu überbringen.

»Mach ich, Marcus. Wiederhören.« Clay legte auf und starre sein Telefon an. *Tja, dachte er, nichts von allem, was ich über diese Frau zu wissen glaubte, stimmt.* Libby Quinn hatte bereits angerufen (schluchzend), um ihm zu sagen, dass sie eine Art gemeinschaftliche Zeremonie für Nate und Amy organisieren wollten und Clay dort eine kleine Ansprache halten sollte. Was konnte er über Amy sagen? *Meine Lieben, ich glaube, wir alle kannten Amy als Wissenschaftlerin, als Kollegin, als Freundin, eine Frau, die aus dem Nichts auftauchte, mit einer komplett erlogenem Vergangenheit, aber ich denke, da sie mir das Leben gerettet hat, habe ich sie wohl besser kennen gelernt als jeder andere, und ich kann Ihnen allen glaubhaft versichern, dass sie ein Besserwisser mit einem hübschen Hintern war.*

Ja, daran würde er noch arbeiten müssen. Verdammtd, sie fehlten ihm beide.

Clay beschloss, den Tag mit dem Schneiden von Videos totzuschlagen: die reine Beschäftigungstherapie, eine Flucht vor der Realität. Am Nachmittag ging er das Rebreather-Material von dem Tag durch, als ihm der Wal eins übergezogen hatte, ging zum ersten Mal über die Stelle hinaus, an der er ohnmächtig geworden war, nur um zu sehen, ob die Kamera etwas Brauchbares aufgenommen hatte. Clay ließ das Video laufen: zehn Minuten nur blaues Wasser, die Kamera ruckt am Ende der Leine an seinem Handgelenk, dann Amys Bein, als sie verhindern will, dass er weiter sinkt. Er drehte die Lautstärke auf. Ein Zischen von Hintergrundgeräuschen, dann die Blasen aus Amys Lungenautomat, das langsame Rauschen seines Atems durch den Rebreather. Als Amy zur Oberfläche schwimmt, fängt die Kamera seine Flossen ein, die vor blauem Hintergrund schlaff herunterhängen. Immer wieder kommen Amys Flossen ins Bild.

Clay warf einen Blick auf die Zeitangabe des Videos. Fünfzehn Minuten. Amy macht ihren ersten Dekompressionsstopp.

Aus den Boxen hörte er den Chor ferner Buckelwale, einen Bootsmotor, nicht weit entfernt, und Amys stete Luftblasen. Dann keine Blasen mehr.

Die Kamera ist auf seinen Oberschenkel gerichtet und treibt ab, das Objektiv ist aufwärts gerichtet, fängt Licht von der Wasseroberfläche ein, dann hält Amys Hand seine Auftriebsweste fest und liest die Daten von seinem Tauchcomputer. Ihr Atemregler steckt nicht in ihrem Mund. Auf der Tonspur ist nur sein Atmen zu hören. Die Kamera schwenkt zur Seite.

Zehn weitere Minuten vergingen. Clay lauschte darauf, wann Amy wieder atmen würde. Als sie sich an die Notreserve des Rebreathers anschließt, müsste die Kamera eigentlich wackeln, aber es bleibt beim immer gleichen, sanften Treiben. Sie bewegen sich aufwärts. Etwa fünfundzwanzig Meter. Amy legt den nächsten Dekompressionsstopp ein, ganz vorschriftsmäßig, trotz des Notfalls. Seltsam, dass er noch immer nur einen von ihnen atmen hörte.

Sie zieht ihn ins Oberflächenwasser. Das Bild hellt auf, und die Kamera schwenkt herum, wobei der Weitwinkel den bewusstlosen Clay und die strampelnde Amy zeigt, deren Atemregler aus dem Mund hängt, während sie nach oben blickt. Sie benutzt den Nottank an Clays Rebreather nicht und hat, soweit Clay es beurteilen konnte, seit vierzig Minuten keine Luft geholt. Da stimmte was nicht.

Er lauschte, sah es sich an, bis die Zeitangabe 60:00 zeigte und das Band endete. Das Ganze war auf Harddisk überspielt. Er spulte am Bildschirm zurück, ließ es langsamer laufen, sobald nicht nur Blau zu sehen war, und lauschte erneut.

»Das gibt's doch nicht.«

Clay wich vom Monitor zurück, sah, wie das Video anhielt und das Standbild Amy zeigte, die ihn unter Wasser gepackt hielt, ohne Atemregler im Mund.

Er rannte zur Tür. »Kona! Kona!«

Der Surfer kam in einer Qualmwolke aus seinem Bungalow geschlurft. »Ich räucher gerade Navy-Spione aus, Boss.«

»Wo habt ihr den Rebreather gelassen? An dem Tag, als ihr mich ins Krankenhaus gebracht habt?«

»Ist im Lagerschuppen.«

Clay lief schnurstracks zu dem Bungalow, in dem sie Tauch- und Bootsausrüstung aufbewahrten. Er winkte Kona, ihm zu folgen. »Komm.«

»Was?«

»Habt ihr Jungs Sauerstoff und Nottanks nachgefüllt?«

»Wir haben nur alles abgespült und in den Kasten gelegt.«

Clay zog den großen, wasserdichten Kasten von einem Stapel Sauerstofftanks, und öffnete die Verschlüsse. Der Rebreather lag warm und trocken in seiner Schaumstoffpolsterung. Clay riss ihn heraus, legte ihn auf den Boden, und stellte den integrierten Computer an. Er drückte auf mehrere Knöpfe und sah, wie das graue LCD-Display die Ziffern durchging. Der letzte Tauchgang: Die Tauchzeit hatte fünfsundsiebzig Minuten und dreiundvierzig Sekunden betragen. Der Sauerstofftank war fast voll. Die Notreserve auch. Randvoll. Sie war nicht mal angerührt worden. Irgendwie war Amy ohne Sauerstoffversorgung eine Stunde unter Wasser geblieben.

Clay wandte sich dem Surfer zu. »Kannst du dich erinnern? Hat Nate dir irgendwas gezeigt, woran er gearbeitet hat? Ich brauche Einzelheiten – so ungefähr weiß ich selbst Bescheid.«

Clay war nicht sicher, wonach er suchte, aber das Ganze musste etwas zu bedeuten haben, und er konnte nur auf das zurückgreifen, woran Nate gerade geforscht hatte.

Der Surfer kratzte die dreadlose Seite an seinem Kopf. »Irgendwas davon, dass die Wale binär singen.«

»Komm, zeig es mir.« Clay stürmte zur Tür hinaus, zurück in sein Büro.

»Was suchst du?«

»Ich weiß es nicht. Hinweise. Geheimnisse. Sinn.«

»Du bist doch lolo, oder?«

22

Bernard röhrt den Kaffee um

Etwa zu dem Zeitpunkt, als es Nathan Quinn gelang, seiner Übelkeit wegen der unaufhörlichen Bewegung des Walschiffes Herr zu werden, ergriff eine andere Macht von ihm Besitz. Er spürte eine Beklommenheit, die in Wogen über ihn kam, und etwa zwanzig Sekunden lang fühlte er sich dann, als müsste er aus der Haut fahren. Dann ging es vorbei, und ein paar Sekunden lang fühlte er sich wie taub, bis es wieder von vorn anfing.

Poynter und Poe rannten in der kleinen Kajüte herum und sahen sich biolumineszierende Hubbel und Knubbel an, als hätten sie was zu bedeuten, aber so sehr er sich auch bemühte, Nate konnte nicht erkennen, was sie überwachten. Es hätte geholfen, wenn er hätte aufstehen können, um es sich genauer anzusehen, aber Poynter hatte die Anweisung gegeben, ihn zu sichern, nachdem er sich das erste Mal auf das Spundloch gestürzt hatte. Fast hätte er es sogar geschafft. Er hatte sich darauf gestürzt, wie es die Walbengel machten, aber leider hatte nur ein Arm hindurchgepasst, und am Ende steckte er in der Walrosette, mit dem Gesicht am Gummiboden und einer Hand draußen im kalten Ozean.

»Nun, das war phänomenal dumm«, tadelte Poynter.

»Ich glaub, ich hab mir die Schulter ausgerenkt«, sagte Nate.

»Ich sollte Sie da liegen lassen. Vielleicht saugt sich ein Remora an Ihrer Hand fest und erteilt Ihnen eine Lektion.«

»Oder ein Plätzchenstecherhai«, sagte Poe. »Üble Biester.«

Die Walbengel drehten sich auf ihren Sitzen um und kicherten, nickten mit den Köpfen und schnaubten abfällig, was einiges an Feuchtigkeit von ihrer zehn Zentimeter breiten Zunge mit sich

brachte. Offenbar war Quinn für die Zetazeen der Brüller. Das hatte er schon immer befürchtet.

Poynter ging auf alle viere und sah Nate ins Gesicht. »Solange Sie da unten sind, möchte ich gern, dass Sie darüber nachdenken, was geschehen wäre, wenn Sie sich erfolgreich durch diese Öffnung gezwängt hätten. Erstens befinden wir uns in einer Tiefe von – Skippy, wie tief?«

Skippy zwitscherte und klickte ein paar Mal.

»Fünfzig Metern. Abgesehen von der Tatsache, dass Ihnen wahrscheinlich auf der Stelle die Trommelfelle platzen würden, sollten Sie darüber nachdenken, wie Sie ohne einmal Luft zu holen an die Wasseroberfläche gelangen wollen. Und wenn Sie es bis nach oben geschafft hätten, was wollten Sie dann tun? Wir sind fünfhundert Seemeilen vom nächsten Ufer entfernt.«

»Ich hatte den Plan nicht zu Ende gedacht.«

»Also könnte ich es im Grunde als Erfolg verbuchen? Sie wollten nur die Wassertemperatur prüfen?«

»Genau«, sagte Nate, weil er es für das Klügste hielt, ihm Recht zu geben.

»Spüren Sie Ihre Hand?«

»Es ist etwas kühl, aber: ja.«

»Oh, gut.«

Und dann ließ man ihn ein paar Stunden dort am Boden liegen, mit etwa fünfzehn Zentimetern seines Armes draußen im Meer, während der Wal vor sich hin schwamm, und als sie ihn schließlich herauszogen, fixierten sie ihn auf seinem Sitz und ließen ihn nur zum Essen frei, und wenn er zur Toilette musste. Er hatte versucht, sich zu entspannen und zu beobachten – so viel wie möglich in Erfahrung zu bringen –, doch nun spülten seit ein paar Minuten diese Wogen der Beklommenheit über ihn hinweg.

»Er hat Sonarsausen«, sagte Poe.

Poynter wandte sich von Skippys Pult ab. »Es liegt an den Infraschallwellen, Doc. Sie spüren sie, ohne sie hören zu können. Wir kommunizieren schon seit etwa zehn Minuten mit dem Blauen.«

»Sie hätten ruhig was sagen können.«

»Hab ich doch gerade.«

»In zwei Stunden sitzen Sie im Blauen, Doc. Da können Sie auch wieder aufstehen und rumlaufen. Und etwas für sich sein.«

»Sie kommunizieren mit ihm also im Infraschallbereich?«

»Jep. Genau wie Sie es sich gedacht haben, Doc. Der Ruf hatte etwas zu bedeuten.«

»Ja, aber ich hatte mir nicht vorgestellt, dass da Menschen und menschenähnliche Wesen in den Walen sitzen. Wie zum Teufel kann das sein? Wieso wusste ich nichts davon?«

»Dann geben Sie Ihre ›Ich bin tot‹-Strategie also auf?«, fragte Poe.

»Worum geht's? Außerirdische?«

Poynter knöpfte sein Hemd auf und zeigte seine Brustbehaarung. »Seh ich aus wie ein Alien?«

»Na ja, nein, aber die da.« Nate nickte zu den Walbengels hinüber. Sie sahen einander an und kicherten, wobei eine Art keuchendes Prusten aus ihren Blaslöchern drang; dann waren sie kurz still, sahen sich noch einmal zu Nate um und kicherten erneut.

»Vielleicht hat sich intelligentes Leben auf ihrem Planeten eher von Walen als von den Affen aus entwickelt«, fuhr Quinn fort. »Ich kann mir gut vorstellen, wie sie hier gelandet sind. Sie haben diese Walschiffe losgeschickt und sind vom Radar der Menschen unentdeckt geblieben. So konnten sie sich unbehelligt umsehen. Ich meine, der Mensch ist ja offensichtlich nicht das friedlichste aller Lebewesen.«

»Das glauben Sie, Doc?«

»Auf ihrem Planeten haben sie eine Technologie entwickelt, deren Basis organisch ist und nicht wie unsere auf Verbrennung und Verarbeitung von Bodenschätzen beruht.«

»Oh, *das* ist wirklich gut«, erklärte Poe.

»Er hat eine Glückssträhne«, sagte Poynter. »Auf dem besten Weg, das Geheimnis zu lüften.«

Skippy und Scooter nickten einander zu und grinsten.

»Das ist es also? Dieses Schiff ist außerirdisch?« Quinn spürte den kleinen Siegesrausch, den man erlebt, wenn man seine Hypothese bestätigt findet – selbst wenn sie so abwegig ist, dass darin Aliens in Walschiffen herumfuhrten.

»Natürlich«, sagte Poe, »das könnte ich glauben. Und Sie, Käpt'n?«

»Ja, Marsmännchen, das seid ihr!«, sagte Poynter zu den Walbengels.

»Miep«, sagte Scooter.

Und mit hoher, quäkender Kleinmädchenstimme krächzte Skippy: »Nach Hause telefonieren.«

Die Walbengel klatschten die Hände gegeneinander und brachen vor hysterischem Quielen fast zusammen.

»Was hat er gesagt?« Nate verdrehte schmerhaft seinen Hals, als er sich trotz der Haltegurte umzudrehen versuchte. »Die können sprechen?«

»Na, ja, ich denke schon, wenn man es denn Sprechen nennen will«, erwiderte Poe. Die Walbengel unterbrachen ihren Lachanfall und fuhren mit dem Walschiff drei Rollen seitwärts, was die ungesicherten Poe und Poynter wie zwei Lumpenpuppen durch die weiche Kajüte warf.

Poynter stand mit blutender Lippe auf, die er sich mit dem eigenen Knie zugefügt hatte. Poe hatte sich beim Herumfliegen das Schienbein am Kopf eines der beiden Walbengel angeschlagen. Angeschnallt, wie er war, konzentrierte sich Nate darauf,

keine Wiederaufführung seines Mittagessens aus rohem Thunfisch zu erleben.

»Fischköpfe!«, sagte Poe.

»Hätten Sie das von Ihrer Rasse superintelligenter, weltraumreisender Außerirdischer gedacht, Nate?« Poynter wischte Blut von seiner Unterlippe und schnippte es in Scooters Richtung.

Dem schwedischen Arzt Carl von Linné, der sich im 18. Jahrhundert auf die Behandlung der Syphilis spezialisierte, wird die Erfindung jenes Systems zugeschrieben, welches noch heute zur Klassifizierung von Pflanzen und Tieren Anwendung findet. Linné ist dafür verantwortlich, dass der Buckelwal auf den Namen *Megaptera novaeanglia* oder »Großer Flügel von Neuengland« getauft wurde. Später dann taufte er den Blauwal auf den Namen *Balaenoptera musculus* oder »Kleine Maus«, und das bei fast vierzig Metern Länge und über hundert Tonnen Gewicht, ein Tier, dessen Zunge allein größer ist als ein ausgewachsener afrikanischer Elefant. »Kleine Maus«? Mancher hat spekuliert, diese unglaublich unzutreffende Bezeichnung sei allein dazu eingeführt worden, um Linnés Assistenten zu verwirren, etwa: Geh *und fang mir draußen eine »kleine Maus«, Sven*. Andere meinen, die Syphilis sei ihm zu Kopf gestiegen.

Quinn kauerte über dem Spundloch, Skippy und Scooter hielten ihn bei den Armen, Poynter und Poe hockten salutierend vor ihm. Er fühlte die Struktur der Öffnung unter seinen nackten Füßen wie ein nasses Reifenprofil.

»War mir ein Vergnügen, Doc«, sagte Poynter. »Gute Reise.«

»Wir sehen uns in der Basis«, sagte Poe. »Und jetzt entspannen Sie sich. Sie werden kaum mit dem Wasser in Berührung kommen. Halten Sie sich die Nase zu, und blasen Sie.«

Das tat Quinn.

Poynter zählte: »Eins, zwei ...«

»Miep.«

Nate wurde durch die Öffnung gesogen, spürte kurz Kälte und einen leichten Druck auf den Ohren, dann fand er sich in einem Raum wieder, der nur wenig höher war als der in dem Buckelwal, in Gesellschaft einer ziemlich amüsierten Frau.

»Sie können jetzt aufhören mit dem Blasen«, sagte sie.

»Und wieder ein Satz, von dem ich nicht geglaubt hätte, dass ich ihn jemals hören würde«, sagte Nate. Er ließ seine Nasenflügel los und atmete tief ein. Die Luft schien frischer zu sein als im Buckelwal.

»Willkommen in meinem Blauen, Dr. Quinn. Ich bin Cielle Nuñez. Wie fühlen Sie sich?«

»Wie ausgeschissen.« Quinn grinste. Sie war etwa in seinem Alter. Eine Latina mit kurzem, dunklem, grau meliertem Haar und großen, braunen Augen, in denen sich die Biolumineszenz von den Wänden widerspiegelte, was aussah, als lachte sie. Sie war barfüßig und trug Khakis wie Poynter und Poe. Er reichte ihr die Hand.

»Putzig«, sagte sie. »Kommen Sie, Doktor. Es ist bestimmt schon eine Weile her, dass Sie aufrecht stehen konnten.« Sie führte ihn einen Korridor entlang, der Nate daran erinnerte, wie er mit seinen Kumpels, als sie noch Kinder waren, die Kanalisation von Vancouver erkundet hatte. Die Decke war hoch genug, dass man einigermaßen aufrecht gehen, aber nicht so hoch, dass man bequem stehen konnte.

»Im Grunde bin ich kein richtiger Doktor, Cielle. Ich habe zwar einen Titel, aber das mit dem ›Kommen Sie, Doktor‹ –«

»Ich verstehe. Ich bin der Kapitän auf diesem Boot, aber wenn Sie mich ›Käpt'n‹ nennen, werde ich Sie ignorieren.«

»Ich wollte doch den Buckelwal singen hören, bevor ich los muss. Sie wissen schon, von innen.«

»Das werden Sie. Sie haben Zeit genug.«

Der Korridor wurde immer breiter, je weiter sie kamen, und Nate konnte tatsächlich normal gehen, zumindest so normal, wie man barfüßig auf Walhaut gehen kann. Die Haut sah gesprenkelt aus, während sie im Buckelwal fast durchgehend grau gewesen war. Ihm fiel auf, dass auf diesem Schiff breite, biolumineszierende Adern am Boden verliefen und gelbliches Licht abgaben, so dass alles gespenstisch grün erglühte. Nuñez blieb vor etwas stehen, bei dem es sich um Durchgänge auf beiden Seiten zu handeln schien.

»Diese Stelle ist so gut wie jede andere«, sagte sie. »Jetzt drehen Sie sich seitwärts, und nehmen Sie meine Hand.«

Quinn tat, was man von ihm verlangte. Ihre Hand fühlte sich warm an, aber trocken. Sie war klein, aber kräftig, und er spürte die Stärke in ihrem Griff. »Wir gehen einfach los, wenn sich das Schiff dreht. Bleiben Sie erst stehen, wenn ich es sage, sonst sitzen Sie gleich auf Ihrem Allerwertesten.«

»Was?«

»Okay, Scooter, Rolle seitwärts.«

»Scooter?«

»Alle Piloten heißen Scooter oder Skippy. Das haben die Ihnen nicht erzählt?«

»Man war nicht gerade freigiebig mit Informationen.«

»Buckelwal-Mannschaften sind üble Schlitzohren.« Nuñez lächelte. »Sie kennen die Sorte, wie Navy-Kampfpiloten an Deck? Nur Ego und Testosteron.«

»Wohl eher Halunken als Schlitzohren«, entgegnete Nate.

»Bei dem speziellen Haufen, ja.«

Der ganze Korridor begann sich zu bewegen.

»Los geht's: Schritt, Schritt, Schritt, so ist es gut.« Sie liefen an der Wand entlang, während das Schiff seitwärts rollte. Als sie an der Decke standen, hörte die Bewegung auf. »Schön, Scooter«, sagte Nuñez, die offenbar über eine unsichtbare Sprechanlage mit ihm kommunizierte. Dann zu Nate: »Er ist so gut.«

»Wir lagen beim Transfer auf dem Rücken?«

»Exakt. Sie sind ein helles Köpfchen. Sehen Sie hier, das sind Kabinen.« Sie berührte einen leuchtenden Knoten an der Wand, und ein Vorhang aus Haut faltete sich zurück. Nate dachte unwillkürlich an das Blasloch eines Zahnwals, aber es war so groß, mehr als einen Meter zwanzig breit, es war einfach ... unnatürlich. Pulsierend flammten Lichtstreifen jenseits der Tür auf und boten einen Blick in die kleine Kabine, ein Bett – offenbar aus derselben Haut gearbeitet wie alles im Raum –, aber auch ein Tisch und ein Stuhl. Nate konnte nicht erkennen, aus welchem Material sie wohl gemacht sein mochten, aber es sah aus wie Plastik.

»Knochen«, sagte Nuñez, als sie sah, was er sah. »Sie sind ebenso Teil des Schiffes wie die Wände. Alles lebendes Gewebe. Hinter den Schotten, die jetzt geschlossen sind, gibt es Regale und Fächer für Ihre Sachen. Selbstverständlich muss alles verstaut sein für kleine Manöver wie gerade eben. Die Schwimmbewegung ist nicht so schlimm wie bei den Buckelwalen. Sie werden feststellen, dass man sich daran gewöhnt, und dann läuft man wie an Land.«

»Sie haben Recht. Ich hab gar nicht gemerkt, dass wir unterwegs sind.«

»Das dürfte daran liegen, dass wir es auch nicht sind«, sagte Nuñez.

Das Kichern eines Walbengels hallte ihnen durch den Korridor entgegen.

»Ihr Lümmel sollt arbeiten«, rief Nuñez. »Macht euch bereit.« Sie drehte sich zu Quinn um. »Kann ich Ihnen was Warmes spendieren? Und vielleicht ein paar Fragen beantworten?«

»Sie bieten mir was an?« Quinns Herz hüpfte vor Freude. Informationen ohne Poynters und Poes entnervendes Katz-und-Maus-Spiel? Er war begeistert. »Das wäre phantastisch.«

»Machen Sie sich nicht gleich in die Hose, Quinn. Es geht nur um Kaffee.«

Der Korridor führte auf eine große Brücke. Der Kopf des Blauen war riesig, verglichen mit dem Buckelwal. Auf beiden Seiten des Eingangs stand ein Walbengel und grinste sie an, als sie vorbeikamen. Beide waren größer als Quinn, und im Gegensatz zu Scooter und Skippy vom Buckelwal war ihre Haut gesprenkelt und von hellerer Farbe.

Nate blieb stehen und grinste zurück. »Lasst mich raten – Skippy und Scooter?«

»Eigentlich Bernard und Emily 7«, sagte Nuñez.

»Sie haben doch gesagt, alle wären –«

»Ich habe gesagt, alle Piloten heißen Skippy und Scooter.«

Sie deutete auf den vorderen Teil der Brücke, wo sich zwei Walbengel, die dort an den Kontrollpulten saßen, grinsend auf ihren Sitzen umdrehten. Vielleicht, dachte Nate, schien es nur so, als grinsten sie andauernd – wie Delfine. Er hatte einen echten Amateurfehler begangen und angenommen, dass ihr Gesichtsausdruck der menschlichen Mimik entsprach. Das machten die Menschen oft so bei Delfinen, obwohl die Tiere keinerlei Gesichtsmuskulatur besaßen, mit der sich Mimik herstellen ließe. Selbst traurige Delfine schienen zu lächeln.

»Was grinst ihr zwei?«, fragte Nuñez. »Machen wir uns auf den Weg.«

Die Piloten runzelten die Stirn und wandten sich wieder ihren Pulten zu.

»Tja, Scheiße«, sagte Nate.

»Was?«

»Nichts, nur mal wieder eine Theorie im Arsch.«

»Ja, diese Operation hat's in sich, oder?«

Nate spürte etwas an seiner hinteren Hosentasche, fuhr herum und sah einen dünnen, dreißig Zentimeter langen, rosafarbenen Penis, der aus Bernards Genitalschlitz ragte. Das Ding winkte ihm zu.

»Heilige Scheiße!«

»Bernard!«, fuhr Nuñez ihn an. »Steck ihn weg. Das tut man nicht.«

Bernards Gerät ließ merklich den Kopf hängen, als er getadelt wurde. Er sah es an und zirpte zerknirscht.

»Aus!«, bellte Nuñez.

Bernards Bester zuckte in seinen Genitalschlitz zurück. »Tut mir Leid«, sagte Nuñez zu Nate. »Daran werde ich mich nie gewöhnen. Es ist wirklich beunruhigend, wenn man mit einem von ihnen arbeitet und ihn bittet, mal eben den Schraubenzieher rüberzureichen, und er hat schon alle Hände voll zu tun. Kaffee?«

Sie führte ihn an einen kleinen, weißen Tisch, um den herum vier Knochenstühle aus dem Boden ragten – ohne Rückenlehnen, aber mit organischen Rundungen und dem feuchten Glanz lebender Knochen – eher Antonio Gaudí als Fred Feuerstein. Quinn setzte sich, während Nuñez einen Knoten an der Wand berührte, der sich zu einer meterbreiten Nische öffnete, mit einer Spüle, mehreren Kanistern und etwas, das wie eine Kaffeemaschine aussah. Nate wunderte sich, woher wohl der elektrische Strom kommen mochte, zwang sich aber zu warten, bevor er fragte.

Während Nuñez den Kaffee zubereitete, sah sich Quinn um. Die Brücke war ohne weiteres viermal so groß wie der gesamte Innenraum des Buckelwals. Statt im Minivan zu reisen, war es, als säße man in einem geräumigen Wohnmobil – ein eher rundliches, schlecht beleuchtetes Wohnmobil, aber ungefähr dieselbe Größe. Blaues Licht drang durch die Augen herein, schien in die Gesichter der Piloten, die schimmerten wie Lackleder. Langsam wurde Nate bewusst, dass zwar alles organisch – lebendig – sein mochte, auf dem Walschiff aber die gleiche Effizienz herrschte wie auf allen Schiffen: Jeder Raum wurde genutzt, alles war gut verstaut, alles funktional.

»Wenn Sie zum Abtritt müssen, gehen Sie den Korridor wieder zurück, vierte Luke auf der rechten Seite.«

Emily 7 klickte und quiekte, und Nuñez lachte. Sie hatte ein warmes, ungezwungenes Lachen. Es kam einfach aus ihr heraus, sanft und leicht. »Emily sagt, eigentlich wäre es logischer, wenn der Abtritt hinten beim Austritt wäre, aber ... na, ja, so viel zur Logik.«

»Das mit der Logik habe ich schon vor ein paar Tagen aufgegeben.«

»Sie müssen nichts aufgeben, nur neu anpassen. Der Abtritt ist wie alles andere auf dem Schiff lebendig, aber ich denke, Sie werden schnell merken, wie es geht. Es ist erheblich unkomplizierter als eine Flugzeugtoilette.«

Scooter zwitscherte, und das große Schiff setzte sich in Bewegung, mit einem heftigen Wogen, das bald zu einem sanften Rollen wurde. Es war wie auf einem großen Segelschiff bei mittelschwerer See.

»Hey, wenn du vielleicht kurz vorher was sagen könntest, Scooter, hm?«, tadelte Nuñez. »Fast hätte ich Nathans Kaffee verschüttet. Ist es okay, wenn ich Sie Nathan nenne?«

»Lieber Nate.«

Nuñez passte sich dem Rollen des Schiffes an, bahnte sich einen Weg zum Tisch und stellte zwei dampfende Kaffeebecher ab. Dann ging sie Zuckerschale, Löffel und eine Dose Kondensmilch holen. Nate nahm die Dose und betrachtete sie.

»Das ist hier drinnen das Erste, was ich auch von draußen kenne.«

»Tja, ein Sonderwunsch. Walmilch will man nicht im Kaffee haben. Ist wie Sprühkäse mit Krillgeschmack.«

»Urks.«

»Meine Rede.«

»Cielle, ich hoffe, es macht Ihnen nichts, wenn ich sage, dass Sie mir nicht sehr militärisch vorkommen.«

»Ich? Nein, war ich auch nie. Mein Mann und ich hatten ein großes, schönes Segelboot. Wir sind vor Costa Rica in einen Hurrikan geraten und gesunken. Da haben sie mich geholt. Mein Mann hat nicht überlebt.«

»Das tut mir Leid.«

»Ist okay. Es liegt schon lange zurück. Aber, nein, ich war nie beim Militär.«

»Aber so, wie Sie hier Kommandos geben –«

»Zuallererst müssen wir ein Missverständnis aufklären, dem Sie offensichtlich unterliegen, Nate. Ich ... wir, die Menschen auf diesen Schiffen, haben keineswegs das Kommando. Wir sind nur ... ich weiß nicht, wie Botschafter oder so was. Wir klingen wie Befehlshaber, weil diese Typen den ganzen Tag nur rumhängen würden, aber wir besitzen keine echte Autorität. Der Colonel gibt die Befehle, und die Walbengel schmeißen den Laden.«

Scooter und Skippy kicherten wie ihre Pendants im Buckelwal, und Bernard und Emily 7 stimmten mit ein, wobei Bernard seinen Greifpimmel ausführte wie eine Papiertröte auf dem Kindergeburtstag.

»Und die Walmädchen?« Nate nickte zu Emily 7 hinüber, die grinste – es war ein sehr breites, äußerst zahnreiches Lächeln, ein wenig kokett, wie man es – sagen wir – von einem naiven Püppchen erwarten würde, dessen Biss einem aber den Arm abtrennen konnte.

»Einfach nur Walbengel. Es ist wie mit dem Begriff ›Mannschaft‹. Der weibliche Teil wird fallen gelassen. Hier ist es genau das Gleiche. Alte Männer haben ihnen diesen Namen gegeben.«

»Wer ist der Colonel?«

»Er hat das Sagen. Wir kriegen ihn nie zu sehen.«

»Aber menschlich?«

»Soweit ich weiß.«

»Sie sagen, Sie sind schon lange hier. Wie lange?«

»Lassen Sie mich Ihnen noch einen Kaffee holen, und dann erzähle ich Ihnen, was ich weiß.« Sie drehte sich um. »Bernard, würdest du dieses Ding bitte aus der Kaffeekanne nehmen?«

23

Clair röhrt einen Neuronensturm

Bei aller Bewunderung für die Biologen, mit denen er über die Jahre zusammengearbeitet hatte, bewahrte sich Clay doch ein leises Gefühl der Überlegenheit: Wenn alles getan war, hatten sie nur die Oberfläche dessen, was sie erreichen wollten, angekratzt, aber wenn Clay seine Bilder im Kasten hatte, ging er damit zufrieden nach Hause. Selbst Nathan Quinn gegenüber hatte er sich eine gewisse, schändliche Selbstherrlichkeit zugelegt und den Freund mit dessen anhaltender Frustration aufgezogen. Für Clay hieß es: Besorg die Bilder und dann: Was gibt's zum Abendessen? Bis jetzt. Nun musste er sich einigen Mysterien stellen, und unwillkürlich dachte er, dass die Macht der Ironie ihre Muskeln spielen ließ, um ihm heimzuzahlen, dass er so lange sorglos gelebt hatte.

Kona dagegen zollte seiner Furcht vor der Ironie des Schicksals schon lange Tribut, indem er – wie viele Surfer – kein Hafleisch aß. »Ich esse sie nicht, sie fressen mich nicht. So läuft das.« Doch nun spürte auch er den scharfen Sägezahn im Biss der Ironie. Nachdem er seit dem dreizehnten Lebensjahr seiner geistigen Klarheit durch den Gebrauch der monumentalsten Rauchwaren, die Jah ihm bieten konnte (Dank sei IHM), die Schärfe genommen hatte, blieb ihm nun nichts anderes übrig, als mit schmerzhafter Unerbittlichkeit nachzudenken.

»Denk nach!«, sagte Clair und klopfte dem Surfer mit einem Löffel an die Stirn, mit dem sie Sekunden zuvor Honig in einen Becher Kräutertee gerührt hatte.

»Autsch«, sagte Kona.

»Hey, das ist nicht nett«, sagte Clay und kam Kona zu Hilfe. Loyalität bedeutete ihm was.

»Halt den Mund. Gleich kommst du dran.«

»Okay.«

Sie hatten sich um Clays großen Monitor versammelt. Das Spektrogramm eines Walgesangs von Quinns Computer breitete sich auf dem Bildschirm aus, und nach den Informationen, die sie ihm entnahmen, hätte es sich auch um die Auswirkungen eines Gotcha-Krieges handeln können, denn danach sah es aus.

»Was haben die beiden gemacht, Kona?«, fragte Clair und hielt dabei den Löffel schlagbereit – dampfend vor kräuternder Gelassenheit. Als Lehrerin von Viertklässlern einer öffentlichen Grundschule, in der körperliche Züchtigung verboten war, hatte sie ihre Wut jahrelang aufgestaut und genoss es in gewisser Weise, diese nun an Kona auszulassen, in dem sie ein Paradebeispiel für das Versagen der Öffentlichen Erziehung sah. »Nate und Amy sind das alles hier mit dir durchgegangen. Jetzt erinner dich daran, was sie gesagt haben!«

»Es sind nicht diese Dinger, es ist das Oszilloskop«, sagte Kona. »Nate hat nur dieses Unterwasser-Zeug genommen und eine Skala angelegt.«

»Es ist alles Unterwasser«, sagte Clay. »Du meinst Unter-
schall.«

»Ja, genau. Er hat gesagt, da ist was. Ich hab gesagt, so was wie Computersprache. Einsen und Nullen.«

»Das hilft uns nicht weiter.«

»Er hat sie per Hand markiert«, erklärte Kona. »Indem er die grüne Linie eingefroren und dann die Ausschläge gemessen hat.

Er hat gesagt, so könnte das Signal erheblich mehr Informationen transportieren, aber die Wale bräuchten dafür Oszilloskope und Computer.«

Staunend sahen Clay und Clair den Surfer an.

»Aber die haben sie nicht«, sagte Kona. »Tja.«

Es war, als sei eine Woge der Erkenntnis über ihn gekommen. Sie starrten ihn nur an.

Kona zuckte mit den Schultern. »Hauptsache, du schlägst mich nicht wieder mit dem Löffel.«

Clay schob seinen Stuhl zurück, um den Surfer an die Tastatur zu lassen. »Zeig es mir.«

Bis spät in die Nacht arbeiteten alle drei, markierten die Ausdrucke und notierten Einsen und Nullen auf ihren gelben Notizblöcken. Clair ging um zwei Uhr früh ins Bett. Um drei hatten sie fünfzig Seiten voll mit Einsen und Nullen. In einer anderen Situation wäre es Clay vielleicht so vorgekommen, als hätten sie gute Arbeit geleistet. Schon früher hatte er an Bord bei der Datenauswertung geholfen. Man schlug Zeit tot und schmeichelte sich bei dem jeweiligen Projektleiter ein, für den man fotografierte, aber er hatte die Arbeit immer an jemanden weiterreichen können, der sie dann für ihn beenden musste. Langsam dämmerte es ihm: Wissenschaftliche Arbeit konnte ätzend sein.

»Das ist ätzend«, sagte Kona.

»Nein, ist es nicht. Sieh dir an, was wir hier haben«, sagte Clay und deutete auf das, was sie hatten.

»Was ist es denn?«

»Eine ganze Menge, das ist es. Sieh's dir an.«

»Was bedeutet es?«

»Keine Ahnung.«

»Was hat das mit Nate und dem Sahneschnittchen zu tun?«

»Sieh dir das alles doch mal an«, sagte Clay und sah sich das alles an.

Kona stand von seinem Stuhl auf und rollte mit den Schultern. »Mann, Bwana Clay, Jah hat dir ein großes Herz gegeben. Ich geh ins Bett.«

»Was willst du mir damit sagen?«, fragte Clay.

»Herz haben wir genug, Bruder. Jetzt brauchen wir Hirn.«

»Bitte?«

Und so hatte Clay am Morgen zwar ein kolossales Stück Information zum Tausch anzubieten (das Torpedo-Testgebiet), aber keinen echten Hinweis darauf, was er eigentlich wissen musste (alles andere), als er Libby Quinn dazu überredete, nach Papa Lani zu kommen.

»Also, damit ich dich auch richtig versteh...«, sagte Libby Quinn, während sie von Clays Computer in die Küche und zurück lief. Kona und Clay standen etwas abseits, folgten ihrem Hin und Her wie Hunde einem Frikadellen-Tennis. »Ihr habt eine alte Frau, die behauptet, ein Wal habe sie angerufen und gesagt, Nate solle ein Pastrami-Sandwich mitbringen?«

»Mit dunklem Brot, Schweizer Käse und scharfem Senf«, ergänzte Kona, um zu verhindern, dass ihr relevante, wissenschaftliche Details entgingen.

»Und ihr habt eine Tonaufnahme von Stimmen, unter Wasser, vermutlich militärisch, die fragen, ob jemand ein Sandwich dabei hat.«

»Korrekt«, sagte Kona. »Ohne nähere Angaben zu Brot, Fleisch oder Käse.«

Libby warf ihm einen bösen Blick zu. »Und ihr sagt, die Navy simuliert Detonationen, weil sie ein Torpedo-Testgebiet mitten in der Buckelwal-Schutzzzone einrichten will.« Sie legte eine bedeutungsvolle Pause ein und drehte sich nachdenklich um – wie Hercule Poirot in Badelatschen. »Ihr habt ein Video von Amy, auf dem es scheint, als würde sie eine Stunde lang die Luft anhalten, ohne Nebenwirkungen.«

»Barbusig«, fügte Kona hinzu. Wissenschaft.

»Ihr sagt, Amy hätte behauptet, Nate sei von einem Wal verschlungen worden, was – wie wir alle wissen – unmöglich ist, wenn man den Durchmesser der Kehle eines Buckelwals

bedenkt – falls ihn überhaupt einer fressen wollte, was kaum der Fall sein dürfte.« (Was das anging, war sie nur ein Fährtenleser, ein denkender Kürbis, ein Sherlock Holmes ohne Koks in den Taschen.) »Dann fährt Amy ohne ersichtlichen Grund mit einem Kajak raus und verschwindet, ertrinkt vermutlich. Und ihr sagt, Nate hätte daran gearbeitet, ein Binärsystem in den tiefen Frequenzen des Walgesangs zu finden. Und ihr glaubt, das hätte irgendwie was zu bedeuten? Hab ich euch da richtig verstanden?«

»Ja«, sagte Clay. »Aber da ist auch noch der Einbruch in unser Büro, bei dem die Tonaufnahmen verschwunden sind, und außerdem die Sache mit meinem Boot, das jemand versenkt hat. Okay, ich gebe zu, als wir gestern Nacht darüber gesprochen haben, klang der Zusammenhang nahe liegender.«

Libby Quinn blieb stehen, drehte sich um und musterte die beiden. Sie trug Cargo-Shorts, Hightech-Sandalen und einen Jogging-BH, und es schien, als sei sie bereit, jeden Augenblick loszurennen, um draußen etwas Anstrengendes zu tun. Sie blickten beide zu Boden, überwältigt, als wären sie nach wie vor der Bedrohung von Clairs tödlichem Löffel ausgesetzt. Insgesamt hatte Clay schon immer ein Auge auf Libby geworfen, sogar schon, als sie noch mit Quinn verheiratet gewesen war, und erst im Lauf des letzten Jahres hatte er überhaupt Blickkontakt mit ihr aufnehmen können. Kona dagegen hatte sich Dutzende Videos über lesbisches Leben angesehen, besonders solche, bei denen mitten in einem intimen Augenblick ein Dritter auftauchte (gewöhnlich mit einer Pizza), so dass er Libby schon lange scharf fand, trotz des Umstands, dass sie doppelt so alt war wie er.

»Hilf uns«, sagte Kona, versuchte, Mitleid erregend zu klingen, und starrte zu Boden.

»Das ist alles, was ihr habt, und ihr glaubt, weil ich ein bisschen was von Biologie verstehе, könnte ich mir einen Reim darauf machen?«

»Und auf das hier«, sagte Clay und deutete auf die mittlerweile geordneten Seiten voller Einsen und Nullen auf seinem Schreibtisch.

Libby ging hinüber und blätterte darin herum. »Clay, das ist nichts. Damit kann ich nichts anfangen. Selbst wenn Nate wirklich was gefunden haben sollte, was glaubt ihr denn? Dass es für uns irgendeinen Sinn ergeben könnte, wenn wir darin ein Muster erkennen? Hör mal, Clay, ich habe Nate auch geliebt, das weißt du, aber –«

»Sag uns nur, wo wir anfangen sollen«, unterbrach Kona sie.

»Und sag mir, ob du hier irgendwas erkennst.« Clay ging zum Computer und drückte eine Taste. Ein Standbild von der schmalen Seite des Walschwanzes, das er bei seinem Rebreather-Tauchgang aufgenommen hatte, war auf dem Bildschirm zu sehen. »Nate sagte, er hätte eine Zeichnung an einem Walschwanz gesehen, Libby. Schriftzeichen. Nun, ich dachte, an diesem Wal wäre auch so was, bevor er mich k.o. geschlagen hat. Aber das hier ist die beste Aufnahme von dem Schwanz, die wir haben. Es könnte was bedeuten.«

»Was zum Beispiel?« Ihre Stimme klang liebenswürdig.

»Ich weiß nicht was, Libby. Wenn ich es wüsste, hätte ich dich nicht angerufen. Aber es passieren so viele merkwürdige Dinge, die beinahe zusammenpassen, und wir wissen nicht mehr, was wir tun sollen.«

Libby betrachtete das Standbild. »Da ist irgendwas. Ein besseres Bild hast du nicht?«

»Nein, *das* weiß ich genau. Ein besseres hab ich nicht.«

»Weißt du, Margaret und ich haben mal in Texas einem Typen geholfen, der dabei war, ein Software-Programm zu entwickeln, mit dem sich die Perspektive von Walaufnahmen verschieben ließ, damit sich Bilder aus ungünstigen Blickwinkeln bearbeiten und zu brauchbaren Erkennungsfotos extrapolieren ließen. Du

weißt, wie viele wegen der falschen Perspektive weggeworfen werden.«

»Hast du dieses Programm?«

»Ja, es steckt noch im zweiten Testdurchlauf, aber es funktioniert. Ich glaube, wir können diese Aufnahme drehen, und falls es etwas zu sehen gibt, werden wir es sehen.«

»Cooles Ding«, sagte Kona.

»Was diese Sache mit dem Binärkode betrifft, ist das wohl eher ein Schuss ins Blaue, aber falls es etwas zu bedeuten haben sollte, werden wir den Computer mit euren Einsen und Nullen füttern müssen. Kona, kannst du tippen?«

»Einsen und Nullen? Ist meine Spezialität, Mann.«

»Okay. Ich richte dir eine einfache Textdatei ein – nur Einsen und Nullen –, und danach überlegen wir, ob wir was damit anfangen können. Keine Fehler, ja?«

Kona nickte.

Schließlich sah Clay auf und lächelte. »Danke, Libby.«

»Ich sage nicht, dass was dran ist, Clay, aber ich war nicht gerade fair Nate gegenüber, als er noch da war. Vielleicht bin ich ihm was schuldig, jetzt, wo er nicht mehr unter uns ist. Außerdem ist es windig. Draußen zu arbeiten, wäre heute nichts. Ich werde Margaret anrufen und sie bitten, uns das Programm zu bringen. Ich helfe dir, wenn du versprichst, dass du deinen ganzen Einfluss geltend machst, dieses Torpedo-Testgebiet zu verhindern, und Maui Whale mit unter die Petition gegen das Aktive Niederfrequenz-Sonar setzt. Habt ihr damit ein Problem?«

Sie sah Clay und Kona mit ihrem »Todeslöffel«-Blick an, so dass es den beiden schien, als sei es etwas, das allen Frauen angeboren war, nicht nur Clair, und dass sie davor große, große Angst haben sollten.

»Nie im Leben«, sagte Kona.

»Klingt gut. Ich setz Kaffee auf«, sagte Clay.

»Margaret wird ausrasten, wenn sie das von den Torpedos hört«, sagte Libby Quinn, während sie nach Clays Telefon griff.

24

Blau ist die Hoffnung

Über seinem Kopf ereignete sich eine kleine Explosion, und Nate tauchte unter den Tisch. Als er aufblickte, beugte sich Emily 7 über ihn und starrte ihn mit ihren wässrigen Waläugen und einem milden Ausdruck der Sorge an. Nuñez hockte lächelnd am anderen Ende des Tisches.

»Das war das Ausblasen, Nate«, erklärte Nuñez. »Etwas heftiger als beim Buckel, was? Vergessen Sie nicht: Diese Schiffe verhalten sich wie echte Wale. Das Blasloch befindet sich direkt über unseren Köpfen. Wissen Sie, etwa alle zwanzig Minuten geht es los. Sie werden sich daran gewöhnen.«

»Klar wusste ich das«, sagte Nate und kroch unter dem Tisch hervor. Er war schon vor Santa Cruz draußen gewesen, auf der Suche nach den Blauen. Normalerweise fand man sie durch ihr Prusten beim Ausblasen, das man bis auf zweieinhalb Kilometer Entfernung hören konnte. Er blickte auf, erwartete, durchs Blasloch den Himmel zu sehen, sah jedoch stattdessen nur noch mehr glatte Walhaut.

»Sie verhalten sich wie Wale, aber die Physiologie ist wegen der Unterkünfte eine völlig andere. Ich verstehe es nicht wirklich, aber das Blasloch beispielsweise ist mit ein paar Hilfslungen verbunden, die den Sauerstoffaustausch mit dem Blut regeln. Ich habe überhaupt keine Ahnung, wie sie uns Elektrizität beschaffen. Ich meine, ich habe gesagt, ich wollte eine Kaffeemaschine, und sie haben eine Steckdose eingebaut. Überall auf der Brücke gibt es Stromkreise für unsere Geräte. Die anderen Körperfunktionen scheinen von kleineren Versionen der Leber, Nieren und so weiter an der Außenseite der Kabinen gesteuert zu werden. Die Hauptwirbelsäule läuft oben am Schiff entlang. Es gibt keinen Verdauungstrakt. Das Verdauungssystem dieses

Schiffes befindet sich in der Basis. Es wird angeschlossen und pumpt nährstoffreiches Blut ins Schiff, das genügend Energie im Blubber speichert, um sechs Monate über die Meere fahren zu können ... oder mindestens einmal um die Erde. Wir können zwanzig Knoten machen, solange keiner zusieht.«

»Was meinen Sie damit: >solange keiner zusieht<?«

»Ich meine Leute wie Sie: Biologen. Wenn einer von Ihnen uns beobachtet, müssen wir nach ein paar Stunden langsamer machen. Besonders wenn wir markiert sind.«

»Dieses Schiff hat einen Satellitensender bekommen? Was machen Sie damit?«

»Wir halten uns eine Weile bedeckt. Dann tauchen wir ab, und einer von den Walbengeln geht raus und entfernt den Sender. Zweimal sind wir schon von diesem Bruce Mate von der Oregon State-Uni markiert worden. Der Typ ist eine Nervensäge. Wahrscheinlich hat er sogar seiner Frau einen Sender angehängt, damit er weiß, wann sie auf den Topf geht. Wenn man mich gefragt hätte, würde *der* jetzt mit uns fahren.«

»Sie wissen, wer er ist?« Nate war sprachlos. Als Wissenschaftler kämpfte man immer damit, sich nicht von seiner Unwissenheit überwältigen zu lassen, aber das schiere Ausmaß dieser Operation – es war einfach zu viel.

»Selbstverständlich. Seit der kommerzielle Walfang zurückgegangen ist, haben wir unseren Nachrichtendienst auf die Cetologen konzentriert. Was glauben Sie, weshalb Sie hier sind?«

»Okay, weshalb bin ich hier?«

»Ich kenne nicht die ganze Geschichte, aber es hat irgendwas mit dem Gesang zu tun. Offenbar waren Sie etwas zu nah daran, unser Signal im Gesang zu entdecken, also hat man Sie sich gegriffen.«

»Die Außerirdischen haben sich dafür interessiert, was ich tue?«

»Welche Außerirdischen?«

»Diese Außerirdischen«, sagte Nate und nickte zu den Piloten und Bernard und Emily 7 hinüber, die zu einem Tisch auf der anderen Seite des Korridors gegangen waren.

»Die Walbengel sind keine Außerirdischen. Wer hat Ihnen das denn erzählt?«

»Nun ja, Poynter und Poe haben es angedeutet.«

»Diese Penner. Nein, es sind keine Außerirdischen. Sie sind etwas seltsam, aber nicht so seltsam, dass sie von einem anderen Planeten kommen könnten.«

Bernard blickte von etwas auf, das eine Art Seekarte zu sein schien, und gab sein typisches, beiläufiges Schnauben von sich.

»Das machen sie ziemlich oft«, sagte Nate.

»Wenn Sie eine zehn Zentimeter breite Zunge hätten, würden Sie es auch oft machen. Es ist eine Art Imponiergehabe, wie Bernards Penisschwenken.«

»Wie männliche Killerwale.«

»Bingo. Sehen Sie, für jemanden mit Ihrem Hintergrund ist es einfach zu erklären. Ich habe anfangs kein Wort verstanden.«

»Es tut mir Leid, aber ich kann nicht glauben, dass dieses Schiff hier, die Walbengel, die ganze Perfektion in dem, wie sie arbeiten, ein Werk der natürlichen Auslese sein soll. Da muss doch ein Plan dahinter stecken. Irgendwer hat das alles erschaffen.«

Cielle nickte lächelnd. »Ich bin in meinem Leben vielen Wissenschaftlern begegnet, Nate, aber Sie sind sicher der erste, der für einen großen Schöpfer votiert. Wie nennt man es, das ›Uhrmacher-Argument‹?«

Da hatte sie natürlich Recht. Es galt als akzeptierte Prämisse, dass ein intelligentes Konstrukt nicht notwendigerweise das Ergebnis von Intelligenz sein musste, sondern nur der Mechanismus einer natürlichen Auslese von Überlebenseigen-

schaften und wirklich langen, langen Zeiträumen, in denen sich die Auslese abspielen konnte. Nates Lebenswerk fußte auf dieser Annahme, aber jetzt stieß er Darwin über Bord, weil sein – Nates – Verstand zu klein war, die Vorstellung dieses Schiffes zu umreißen. Ja, verdammt! Scheiß auf Darwin! Das Ganze war einfach zu abgefahren.

»Tut mir Leid. Ich hab nur Probleme, das alles in meinen Schädel zu kriegen. Ich weiß nicht, wie Sie damit fertig werden, hier gefangen zu sein, aber es ist mir auch egal. Außerdem konnte ich im Buckelwal kaum schlafen, weil er alle paar Minuten ausgeblasen hat, und seit gut fünf Tagen habe ich nichts als rohen Fisch und Wasser zu mir genommen. Ich müsste ja einen Sprung in der Schüssel haben, wenn es mir nicht unwirklich vorkäme.«

Bernard gab einen wimmernden Laut von sich, und Skippy und Scooter schlossen sich ihm einen Moment später an, bis sie wie ein Korb voll hungriger Welpen klangen, und dann brachen sie allesamt in pfeifendes Kichern aus. Emily 7 sah stirnrunzelnd herüber.

»Natürlich, ich verstehé, Nate«, sagte Nuñez. »Vielleicht sollten Sie Ihren Kaffee austrinken und sich in Ihre Unterkunft zurückziehen. Ich habe etliche Energiedrinks in meiner Kajüte, die Ihr Gehirn mit ein paar Kohlehydraten versorgen, und ich kann Ihnen was bringen, das beim Einschlafen hilft – unsere Schiffsärztin ist voll ausgerüstet, was Medikamente angeht.«

Mütterlich tätschelte sie seine Hand. Nate schämte sich ein wenig dafür, dass er gejammert hatte.

»Dann sind Sie nicht der einzige Mensch auf diesem Schiff?«

»Nein, wir haben vier Menschen und sechs Walbengel an Bord. Die anderen sind in ihren Quartieren. Aber alle sind sehr gespannt darauf, Sie kennen zu lernen. Seit Wochen wird davon gesprochen.«

»Sie wussten schon seit Wochen, dass Sie mich holen würden?«

»Mehr oder weniger. Wir standen Gewehr bei Fuß. Der Auftrag kam erst einen Tag, bevor wir Sie eingesammelt haben.«

»Und Sie und der Rest der Mannschaft, Sie sind auch Gefangene?«

»Nate, alle Leute auf diesem Schiff – auf allen Walschiffen – wurden aus sinkenden oder gesunkenen Schiffen, über dem Meer abgestürzten Flugzeugen oder sonst welchen Katastrophen gerettet, bei denen sie andernfalls umgekommen wären. Es ist geschenkte Zeit, und – offen gesagt – wenn Sie erst akzeptiert haben, wo Sie sind und was Sie tun, werde ich Sie fragen, wo Sie lieber wären. Okay?«

Nate suchte in ihrem Gesicht nach Spuren von Sarkasmus oder Bosheit. Aber er fand nur ein sanftes Lächeln.

»Gehen Sie in Ihre Unterkunft. Ich schicke Ihnen die Medikamente gleich rüber. Bernard, würdest du Dr. Quinn sein Quartier zeigen?«

»Ich bin eigentlich gar kein richtiger Doktor«, flüsterte Nate.

»Verschaffen Sie sich bei denen jeden Respekt, den Sie bekommen können, Nate.«

Bernard wartete am Eingang zum Korridor, rieb sich den glatten, schimmernden Bauch und grinste. Ein weißer Kaffeebecher ragte vor Bernards Unterleib auf, im festen Griff seines Geschlechts.

»Das wollte ich schon immer mal versuchen«, sagte Nate. Er war entschlossen, dem Walbengel nicht die Genugtuung zu lassen, dass er sich einschüchtern ließ. »Wäre echt praktisch beim Autofahren.« Nate verbeugte sich in Richtung Korridor. »Nach Ihnen, Bernard.«

Bernard schmollte den Flur entlang, mit einer Pose, die als Voll-Schnute durchgegangen wäre, wenn er denn Lippen gehabt

hätte, mit denen er die Schnute hätte ziehen können. Auf dem Weg ließ er eine Kaffeespur hinter sich zurück.

25

Intime Bekenntnisse zetazeeischer Schlampen

Nate machte sich gerade mit der Vorstellung einer organischen Koje vertraut, in der er schlafen würde, bevor er sich tatsächlich auf dem Bett niederließ. Er war kein Gottesmensch, aber er stellte fest, dass er dennoch jemandem für das frische Bettzeug und das Federkissen dankte. Ganz bestimmt wollte er nicht mit dem Gesicht auf Walhaut schlafen. Draußen vor dem Schott war ein leiser Pfiff zu hören, und der große Hautlappen zog sich zurück, um den Weg zum Korridor frei zu machen. Emily 7 stand dort mit einem Tablett, auf dem sich zwei Dosen Protein Shake, ein Glas Wasser und eine einzelne, kleine Pille befanden. Sie grinste, versuchte aber nicht, einzutreten. Nate hatte sich ziemlich bücken müssen, als er durch das kleine Schott herein geklettert war, und daher vermutete er, dass sie das Tablett bei dem Versuch wohl fallen lassen würde. Andererseits wollte sie vielleicht nur höflich sein. Sie wartete, während Nate die Sachen vom Tablett auf den flachen Tisch stellte.

Emily 7 pfiff und warf ihm einen Seitenblick zu, wobei sich ihr rechtes Auge hervorwölbte, wie er es bei Buckelwalen gesehen hatte, wenn sie ein Boot auf dem Wasser betrachteten. Sie bedeutete ihm, dass er die Pille nehmen sollte.

»Du gehst erst, wenn du siehst, dass ich meine Medizin einnehme?«

Emily 7 nickte.

»Na, wenn ihr mich loswerden wolltet, wäre es erheblich einfacher gewesen, mich umzubringen, ohne mich extra hierher zu schaffen, um mich zu vergiften.« Nate nahm die Pille, spülte

sie mit dem Wasser hinunter und machte den Mund auf, um zu zeigen, dass die Pille weg war. »Okay, Schwester?«

Emily pfiff und nickte, dann nahm sie Nate das leere Glas aus der Hand. Sie streckte sich und drückte auf den Knoten, und das Schott schloss sich zwischen ihnen. Nate hörte, wie sie die ersten Takte eines Wiegenliedes flötete. *Die ist niedlich*, dachte er, ein bisschen wie eine große, bösartige Gummipuppe.

Fast eine Woche lang hatte Nate nur dann Schlaf gefunden, wenn er auf dem Sitz im Buckelwal festgeschnallt war, und selbst dann schlief er unruhig, da das Schiff alle paar Minuten ausblies und die Walbengel pfeifend kommunizierten. Nun sank er trotz des laut blasenden Blauwalschiffes in tiefen Schlaf. Er träumte von sich und Amy, ihre nackten Leiber eng verschlungen, feucht vor Schweiß im sanften Kerzenschein. Seltsamerweise kam ihm noch im Traum der halbwegs klare Gedanke, dass er sich erinnerte, früher – wenn er Schlaftabletten genommen hatte – nie Träume gehabt zu haben. Doch dieser Gedanke wich dem Gefühl von Amys weicher Haut, als seine Finger sanft über ihre muskulösen Beine strichen, ihre vier langen Finger mit den Schwimmhäuten schlossen sich liebevoll um seinen – »Hey!« Nate schlug die Augen auf. Ein weich beleuchteter Zaun aus spitzen Zähnen lächelte über ihm, und dampfender Fischatem wehte ihm entgegen.

»Oh-oh«, sagte Emily 7 mit hoher, krächzender Stimme, fast wie eine Ente.

Nate sprang aus dem Bett und prallte gegen die Wand auf der anderen Seite der Kajüte.

Emily 7 zog die Decke über ihren Kopf und drückte sich an die Wand, vergrub ihre Melone unter dem Kissen. Dann lag sie still.

Nate stand da und schnappte nach Luft. Sobald er den Boden berührt hatte, war die Biobeleuchtung heller geworden. Er stieß sich von der weichen Wand ab, dann wurde er plötzlich verlegen

und nahm sein T-Shirt von der Stuhllehne, um seine Erektion zu verbergen, auch wenn diese rapide ihren Lebensmut verlor.

Emily 7 lag nur da.

»Hallo? Ich kann dich sehen.«

Eingerollt. Rührte sich nicht. Da unter der Decke. Alles walig.

»Damit kannst du keinem was vormachen. Du bist größer als ich. Man kann dich sehen.«

Nur das leise Geräusch ihres Blaslochs, das sich öffnete und schloss.

»Komm schon, wir gehören unterschiedlichen Spezies an. Das ist echt gruselig.«

Dann ein kleines Quieken, eher wie ein Wimmern, gefolgt von einem winzigen »Oh-oh«, wie eine kleine Elfe, die von einem schweren Buch unter der Decke zermalmt worden war und mit »Oh-oh« ihren letzten, kläglichen Seufzer von sich gegeben hatte.

»Also, hier kannst du nicht bleiben.«

Er erinnerte sich daran, wie ihm zumute gewesen war, als Libby ihn verlassen und zur näheren Erklärung gesagt hatte:

»Nate, ich weiß nicht, ich habe nicht mal mehr das Gefühl, als würden wir derselben Spezies angehören.« Damals hatte er sich gefühlt, als würde ihm der Magen umgekrepelt. Über ein Jahr lang hatte es ihn zwischenmenschlich zum Krüppel gemacht. Länger noch, wenn er das Fiasko seiner Faszination für Amy mitrechnete.

Er trat an die Koje. Emily 7 drückte sich in die Ecke zwischen Wand und Bett. Nate zupfte am Rand der Decke und schob vorsichtig ein Bein darunter. Der Klumpen, der Emily 7s Kopf war, bewegte sich, als würde sie lauschen.

»Aber du bleibst auf deiner Seite, okay?«

»Okay«, quiekte Emily 7 mit dieser Stimme einer zermalmtten Elfe.

Nate wachte zum Frohlocken von Killerwalen auf – hohen Jagdlauten. Die Herde schien fröhlich eine Jagd zu feiern oder zumindest eine andere Herde zu rufen, die kommen und helfen sollte. Es kam ihm in den Sinn, dass er sich auf einem Schiff befand, das als Futter für die Orcas dienen konnte und Gefahr lief, angegriffen zu werden. Er würde Nuñez danach fragen müssen. Er schwang seine Beine aus der Koje, und das Licht ging an. Er merkte, dass er allein war, und seufzte erleichtert.

Frische Khakis hingen über dem Stuhl, und auf dem Tisch stand eine Flasche Wasser. Es gab ein kleines Waschbecken an der Wand gegenüber der Koje, kaum größer als eine Müslischale und aus derselben Haut wie das gesamte Schiff. Es war ihm vorher gar nicht aufgefallen. Über dem Becken befanden sich drei dieser beleuchteten Knötchen, mit denen man auch die Türen aktivierte, aber Nate sah nicht, wo das Wasser herauskommen sollte. Er drückte auf einen der Knoten, und das Becken füllte sich aus einem Schließmuskel am Boden. Er drückte einen anderen, und das Wasser wurde durch dieselbe Öffnung herausgesogen. Er gab sich Mühe, eine gewisse wissenschaftliche Distanz an den Tag zu legen, scheiterte jedoch kläglich: Es lief ihm eiskalt über den Rücken. Nate musste dringend duschen und sich rasieren, aber er wollte gar nicht erst versuchen, seine Einsfünfundachtzig in einem Zwanzig-Zentimeter-Becken zu waschen, das ein ... na ja, ein Arschloch am Boden hatte. Er hatte mehr als genug von fortgeschritten Furzkanal-Technologie, danke der Nachfrage. Er spritzte sich etwas Wasser ins Gesicht und zog die Khakis an, wobei er überlegte, ob sich das Walschiff wohl auch einen Spiegel wachsen lassen würde, damit er sich rasieren konnte.

Die gesamte Mannschaft schien wach zu sein und sich auf der Brücke herumzutreiben, als Nate eintrat. Vier Walbengel saßen

am Tisch mit den Karten rechts der Luke, die beiden Piloten an ihren Pulten. Nuñez stand am Tisch links der Luke, an dem eine blonde Frau von Mitte dreißig und zwei Männer saßen, einer dunkel, vielleicht Anfang zwanzig, und einer kahl und graubärtig, um die fünfzig. Kein sonderlich militärisch wirkender Haufen. Alle drehten sich um, als Nate eintrat. Sämtliche Gespräche – Worte und Pfiffe – erstarben abrupt. Das Echo der Killerwale hallte in der Brücke nach. Emily 7 wandte sich von Nates Blick ab. Nuñez lehnte an der Wand neben der Nische, in der die Kaffeemaschine untergebracht war, und gab sich alle Mühe, ihn nicht anzusehen.

»Hi«, sagte Nate, als er den Blick des Kahlköpfigen auffing, der ihn anlächelte.

»Nehmen Sie Platz«, sagte der Kahle und deutete auf den leeren Stuhl am Tisch. »Wir besorgen Ihnen was zu essen. Ich bin Cal Burdick.« Er schüttelte Nate die Hand. »Das sind Jane Palovsky und Tim Milam.«

»Jane, Tim«, sagte Nate und gab beiden die Hand. Nuñez lächelte ihn an, dann wandte sie sich eilig ab, als müsste sie sich dringend um die Kaffeemaschine kümmern oder laut loslachen – oder beides.

Alle am Tisch nickten, starrten vor sich hin, als wollten sie sagen: *Da sitzen wir nun also in einem riesigen Blauwalschiff, tief unten im Meer, von Killerwalen umzingelt, und Nate hat ein Alien gefickt, also ...*

»Ist nichts passiert«, verkündete Nate allen auf der Brücke.

»Was?«, sagte Jane.

»Das Quartier ist also zu Ihrer Zufriedenheit?«, fragte Tim mit hoch gezogenen Augenbrauen.

»Ist nichts passiert«, wiederholte Nate, und obwohl nichts passiert war, hätte er es sich dem Klang seiner Stimme nach zu urteilen selbst nicht geglaubt. »Ehrlich.«

»Natürlich«, sagte Tim.

Alle Walbengel kicherten, nur Emily 7 nicht. Als er sich umsah, schwenkten alle Männchen ihre Pimmel rhythmisch hin und her, als wiegten sie sich zu einem pornografischen Weihnachtslied. Emily 7 legte ihren großen Walkopf auf den Tisch und versteckte sich unter ihren Armen.

»Es ist nichts passiert!«, schrie Nate. Es wurde still auf der Brücke, bis auf das Echo der Killerwale. »Sind wir in Gefahr?«, fragte Nate Nuñez in dem verzweifelten Versuch, das Thema zu wechseln. »Greifen die Tiere das Schiff an? Es sind doch Futterrufe, oder?« Wenn Orcas einen Wal fanden, der zu groß war, als dass er von einer einzelnen Herde überwältigt werden konnte, oder sie auf einen besonders großen Fischschwarm stießen, riefen sie andere Schulen zu Hilfe. Nate kannte die Rufe von Forschungen, die er gemeinsam mit einem befreundeten Biologen in Vancouver angestellt hatte.

»Nein, die sind hier aus der Gegend«, sagte Nuñez. »Sie freuen sich nur über den Schwarm, den sie gefunden haben. Wahrscheinlich Sardinen.« *Sesshafte* Killerwale fraßen nur Fisch, *wandernde* fraßen Säugetiere wie Wale und Seehunde. In den letzten Jahren neigten Wissenschaftler dazu, sie als völlig unterschiedliche Spezies zu betrachten, obwohl sie für den Laien absolut gleich aussahen.

»Sie erkennen sie an ihrem Ruf?«

»Mehr noch«, sagte Cal. »Wir verstehen, was sie sagen. Die Walbengel können übersetzen.«

»Alle Killerwale heißen Kevin. Das wussten Sie, oder?«, sagte Jane. Sie hatte einen leicht osteuropäischen Akzent, russisch vielleicht. Sie wirkte amüsiert, die Hauen Augen dunkel im gelben Licht der Biolumineszenz, aber sie schien nicht zu scherzen. Sie kloppte auf den Platz neben sich, bedeutete Nate, dass er sich setzen sollte.

»So wie alle Piloten Scooter und Skippy heißen?«, sagte Nate.

»Eigentlich haben sie Zahlen wie Emily, die sie sich im Übrigen selbst aussuchen, aber da sich nie mehr als ein Paar davon auf einem Schiff befindet, sparen wir uns diese Zahlen.«

Plötzlich fiel Nate auf, dass die Piloten während seiner ganzen Zeit auf beiden Schiffen – abgesehen von den paar Malen, wenn einer von ihnen ausgestiegen war, um Fisch zu fangen – durchgehend an den Kontrollpulten gesessen hatten. »Schlafen sie denn nie?«

»Doch«, sagte Jane. »Wir sind ziemlich sicher, dass eine Hirnhälfte zur Zeit schläft, wie bei den Walen, so dass man bei zwei an Bord immer einen ganzen Piloten hat. Wenn nicht wenigstens einer am Pult sitzt, ist das Ganze hier im Grunde nur ein großer Klumpen Fleisch.«

»Sie sagen, Sie sind ziemlich sicher. Sie wissen es nicht?«

»Na ja, *die* wissen es nicht so genau«, erwiderte Jane. »Und sie sind auch nicht gerade begeistert, wenn wir Experimente mit ihnen anstellen. Nachdem Sie nun allerdings zu uns gestoßen sind, können Sie vielleicht herausfinden, was mit ihnen los ist. Wir stellen eigentlich nur Vermutungen an. Die Walbengel und der Colonel schmeißen den Laden. Cielle, haben Sie ihm denn nicht alles erzählt?«

»Er war ziemlich fertig«, sagte Nuñez. »Ich wollte vor allem, dass er sich hier möglichst schnell einrichtet.«

Am liebsten hätte Nate gegen diese Bemerkung protestiert. Schließlich war er ihr Gefangener, auch wenn sich diese Leute nicht wie Entführer benahmen. Ihn beeindruckte, dass hier die gleiche Dynamik herrschte, die er von Forschungsteams kannte, so eine »Wir sitzen alle im selben Boot, lasst uns das Beste daraus machen«-Haltung. Er wollte diese Leute nicht anschreien. Dennoch beunruhigte es ihn ein wenig, dass sie so freigiebig mit Informationen waren. Wenn dir deine Entführer ihre Gesichter zeigen, teilen sie dir mit, dass du nicht wieder nach Hause kommst.

Nuñez stellte einen Teller vor ihm ab. Darauf waren ein gemischter Salat aus Seetang, Karotten und Pilzen, ein Stück gekochter Fisch, der nach Heilbutt aussah, und etwas, bei dem es sich um Reis zu handeln schien.

»Essen Sie«, sagte sie. »So ein paar Nährstoffdrinks bringen Sie nicht wieder voll in Gang. Wir essen viel rohen Fisch, auch hier auf dem Blauen, aber Sie brauchen ein paar Kohlehydrate, um sich an diese Ernährung zu gewöhnen. Da ist noch reichlich Reis, wenn Sie mehr wollen.«

»Danke.« Nate ließ es sich schmecken, während alle anderen – bis auf Cal – sich entschuldigten, um in anderen Teilen des Schiffes ihrer Arbeit nachzugehen. Der ältere Mann hatte offenbar den Auftrag, Nates zweite Orientierungseinheit zu übernehmen.

Cal kratzte sich am Bart, sah sich nach den Piloten um, dann beugte er sich zu Nate vor und sprach mit leiser Stimme. »Die Bengel sind ausgesprochen promisk. Sie wissen doch, dass sich Delfinweibchen mit allen Bullen der Herde paaren, damit keiner sicher sein kann, wer der Vater ihres Kalbes ist? Die Kühe glauben, es hält die Bullen davon ab, ihr Kalb zu töten, wenn es auf die Welt kommt.«

»Das ist die Theorie«, sagte Nate.

»So sind sie, und drüben in der Basis kriegt man es mit einer riesigen Schule zu tun. Lässt man sich erst darauf ein ... na ja, da hat man eine ganze Menge Walbengel zu beglücken.«

»Ich hab sie nicht beglückt«, zischte Nate und spuckte Reis über den Tisch. »Ich beglücke überhaupt keine Walbengel ... äh – mädchen –«

»Wie dem auch sei. Sehen Sie ... sie stehen sich sehr nah. Hier auf dem Schiff haben sie keine getrennten Unterkünfte – sie teilen sich eine große Kabine. Sex ist für sie eine eher beiläufige Angelegenheit, aber sie begreifen, dass es uns etwas mehr bedeutet. Manche von ihnen scheinen auf die menschliche Scheu

anzusprechen. Wir lassen uns normalerweise sexuell nicht auf sie ein. Es ist nicht verboten, aber es ist ... na ja, verpönt. Aber es ist wohl nur natürlich, wenn ein Mann neugierig –«

Nate legte seine Gabel weg. »Cal, ich hatte keinen Sex, mit niemandem ... ich meine, auch nicht mit *irgendetwas*.«

»Genau. Und passen Sie auf, wenn Sie Männchen um sich haben. Besonders wenn Sie mit denen im Wasser sind. Die rammeln Sie, nur um zu sehen, wie Sie zucken.«

»Du meine Güte.«

»Ich meine es nur gut mit Ihnen.«

»Danke, aber ich werde nicht so lange hier sein, dass ich mir darum Sorgen machen müsste.«

Der ältere Mann lachte, schnaubte beinahe den Kaffee durch seine Nase aus. Als er sich wieder gefangen hatte, sagte er: »Nun, ich hoffe, Sie meinen damit, dass Sie bald sterben wollen, denn hier kommt keiner weg.«

Nate beugte sich nah an Cals Gesicht. »Macht es Ihnen nichts aus, gefangen zu sein?«

»Keiner von uns wäre noch am Leben, wenn die Walbengel ihn nicht aufgegriffen hätten.«

»Ich wohl.«

»Besonders Sie nicht. Sie waren immer zwölf Stunden vom Tod entfernt, seit wir Sie im Auge haben. Sicher ist Ihnen schon mal in den Sinn gekommen, wie viel leichter es gewesen wäre, Sie einfach umzubringen.«

Nate starrte einen Moment nur vor sich hin. Es war ihm tatsächlich schon in den Sinn gekommen, und er begriff nicht, wieso man ihn am Leben hielt, wenn man doch nur seine Forschungen verhindern wollte. Er wagte nicht, dieses Argument in Worte fassen, aber dennoch ...

»Denken Sie nicht zu viel darüber nach, Nate. Sollten Sie je daran gezweifelt haben, dass das Leben ein Abenteuer ist ... jetzt ist es ganz bestimmt eins.«

»Stimmt«, sagte Nate. »Aber bevor Sie mich fragen, wo ich lieber wäre, möchte ich Sie daran erinnern, dass sich am Boden meines Waschbeckens ein Schließmuskel befindet.«

»Dann haben Sie die Dusche noch nicht gesehen? Warten Sie es ab.«

Nachdem er gegessen hatte, lieh Cal ihm zum Lesen eine Ausgabe der *Schatzinsel*, aber als Nate wieder in seine Kabine kam, konnte er sich kaum auf das Buch konzentrieren. Bemerkenswert, was man in einem kurzen Gespräch alles über sich erfahren kann. Erstens, dass er sich lieber vorwerfen ließ, Sex mit einer anderen Spezies als mit einem anderen Mann (selbst von einer anderen Spezies) gehabt zu haben. Interessantes Vorurteil. Zweitens, dass er im Grunde dankbar war – nicht nur dafür, am Leben zu sein, sondern dafür, jeden Augenblick völlig neue Erfahrungen zu machen, sogar in Gefangenschaft. Drittens, dass Lernen nach wie vor das Größte war, aber er brannte darauf, es mit jemandem zu teilen. Und schließlich, dass er etwas eifersüchtig war, sich ein wenig unbedeutend fühlte, nachdem er nun wusste, dass Emily 7 mit sämtlichen Walbengeln an Bord Sex hatte. Die kleine Schlampe.

Er döste ein, mit Robert Louis Stevenson auf seiner Brust und den Rufen der Killerwale in der Ferne.

Draußen stießen die zwanzig Orcas der Schule – meist Söhne oder Töchter der Matriarchin – laute Rufe aus, während sie sich an dem riesigen Heringsschwarm zu schaffen machten. Seit langem schon stellten Biologen Spekulationen zum unfassbar komplexen Vokabular des Killerwals an, wobei spezifische linguistische Gruppen identifiziert worden waren, die sogar denselben »Dialekt« sprachen, aber sie hatten den Rufen noch nie eine Bedeutung zuordnen können, die etwas anderes aus-

drückte als »Fressen«, »Gefahr« oder »Zusammengehörigkeit«. Wäre ihnen jedoch die Gunst einer Übersetzung zuteil geworden, hätten sie Folgendes gehört:

»Hey, Kevin, Fische!«

»Fische! Ich liebe Fische!«

»Guck mal, Fische!«

»Mmmh, Fische.«

»Du, Kevin, schwimm mal durch die Lücke da, täusch links an, bieg rechts ab, rein in den Schwarm, alles voller Fische!«

»Hat da jemand ›Fische‹ gesagt?«

»Yeah, Fische. Hier drüben, Kevin.«

»Mmmmmh, Fische.«

Und immer so weiter. In Wahrheit sind Orcas nicht so komplex, wie Wissenschaftler es gern hätten. Die meisten Killerwale sind nur tonnenschwere Trantüten, als Streifenwagen verkleidet.

26

Finger weg von fremden Spinden

»Flossen weg!?!«, sagte Libby Quinn, als sie gelesen hatte, was auf dem Schwanz stand.

Langsam drehte sich der Walschwanz im digitalen Raum, Pixel für Pixel, während der Computer den neuen Blickwinkel errechnete. Margaret Painborne saß vor dem Monitor, Clay und Libby standen hinter ihr. Kona arbeitete auf der anderen Seite an Quinns zusammengeschraubtem Rechner.

»»Flossen weg!?!«, wiederholte Clay. »Das kann nicht stimmen.« Nate hatte ihm erzählt, er hätte genau so einen Schwanz gesehen. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken.

Margaret tippte auf die Tastatur ein, dann drehte sie sich auf Clays Stuhl um. »Soll das irgendwie ein Witz sein, Clay?«

»Nicht von mir, Margaret. Das war unbearbeitetes Material.«

So sehr sich Clay zu Libby hingezogen fühlte, so unheimlich war ihm Margaret. Vielleicht Letzteres wegen Ersterem. Es war komplex. »Die Aufnahme der Schwanzflosse – bevor du sie bearbeitet hast – zeigt genau das, was ich gesehen habe, als ich da unten war.«

»Ihr habt doch immer gesagt, dass ihre Kommunikationsfähigkeit hoch entwickelt ist«, sagte Kona in dem Versuch, wissenschaftlich zu klingen, brachte aber im Grunde nur alle gegen sich auf.

»Die Frage ist: Wie?!,«, sagte Libby. »Selbst wenn man es wollte – wie könnte man eine Walfluke anmalen?«

Margaret und Clay schüttelten nur die Köpfe.

»Rostschutzfarbe«, schlug Kona vor, und alle drehten sich um und sahen ihn böse an. »Guckt mich nicht so an. Es muss doch wasserfest sein, oder nicht?«

»Bist du fertig damit, diese Seiten einzugeben?«, sagte Clay.

»Ja, Mann.«

»Na, dann Speicher sie ab, und geh irgendwo was harken oder mähen oder irgendwas.«

»Speicher es als Binärdatei«, fügte Margaret eilig hinzu, aber Kona hatte die Datei bereits gespeichert, und der Bildschirm war leer.

Margaret rollte auf ihrem Stuhl durch das Büro, so dass sie mit ihrem flatternden grauen Haar aussah wie die Böse Hexe von den Büroinseln. Sie stieß Kona zur Seite. »Scheiße«, sagte sie.

»Was?«, fragte Clay.

»Was?«, fragte Libby.

»Du hast gesagt, ich soll es speichern«, sagte Kona.

»Du hast es als ASCII-Datei, als Textdatei, gespeichert, nicht als Binärdatei. Scheiße! Ich will sehen, ob es okay ist.« Sie öffnete die Datei, und auf dem Bildschirm erschien Text. Ihre Hand fuhr zum Mund, und sie lehnte sich langsam auf Clays Stuhl zurück. »O mein Gott.«

»Was?«, riefen alle im Chor.

»Bist du sicher, dass du alles fehlerfrei eingegeben hast?«, fragte sie Kona, ohne ihn anzusehen.

»So wahr mir Jah helfe«, erwiderte Kona.

»Wieso?«, sagten Libby und Clay.

»Es muss irgendwie ein Scherz sein«, murmelte Margaret.

Clay und Libby eilten herbei, um sich den Bildschirm anzusehen. »Was denn?«

»Es ist Englisch«, erklärte Margaret. »Wie ist das möglich?«

»Das ist nicht möglich«, sagte Libby. »Kona, was hast du gemacht?«

»Was? Ich hab nur Einsen und Nullen getippt!«

Margaret schnappte sich eines der Notizblätter mit den Einsen und Nullen und begann, die Ziffern in eine neue Datei einzugeben. Als sie drei Zeilen hatte, speicherte sie diese, dann öffnete sie die Datei als Text. Dort stand: WERDE DAS ZWEITE BOOT VERSENKEN, UM ...

»Das kann nicht sein.«

»Scheinbar doch.« Clay sprang auf Margarets Schoß und begann, den Text von Konas Abschrift durchzusehen. »Seht euch das an: Es geht eine ganze Weile so weiter, dann ist es nur noch Kauderwelsch, dann geht es wieder los.«

Margaret sah sich nach Libby um, mit *Rette mich* in ihrem Blick. »Unmöglich kann der Gesang eine Nachricht in englischer Sprache übertragen. Die Binärdatei war ein Versuch, aber ich weigere mich zu glauben, dass Buckelwale für ihre Kommunikation den ASCII-Code und Englisch verwenden.«

Libby sah zu Kona hinüber. »Du hast das hier von Nates Bändern übernommen, genau so, wie du es mir gezeigt hast?«

Kona nickte.

»Kinder, seht euch das an«, sagte Clay. »Das hier sind Arbeitsprotokolle. Längen- und Breitengrade, Uhrzeiten, Daten. Da steht die Anweisung, mein Boot zu versenken. Die Schweine haben mein Boot versenkt.«

»Welche Schweine?«, sagte Margaret. »Ein Buckelwal, auf dessen Fluke ›Flossen weg!‹ steht?« Sie versuchte, um Clays breiten Rücken herumzuspähen. »Wenn das möglich wäre, würde die Navy es schon lange einsetzen.«

Clay sprang auf und sah Kona an. »Von welchem Band stammt dieser letzte Teil?«

»Vom letzten, das Nate und Amy gemacht haben, an dem Tag, als Nate ertrunken ist. Wieso?«

Clay setzte sich wieder auf Margarets Schoß und deutete auf eine Textzeile am Bildschirm. Alle beugten sich vor und lasen: QUINN AN BORD – RENDEZVOUS MIT BLAU-6 – VEREINBARTE KOORDINATEN – 1600 DIENSTAG – KEIN PASTRAMI »Das Sandwich«, sagte Clay unheilschwanger.

In dem Moment betrat Clair, die gerade aus der Schule kam, das Büro und sah ein Knäuel aus Action-Freaks vor Quinns Computer sitzen. »Ihr Penner träumt immer nur von einem flotten Dreier mit zwei Frauen, und dabei ist eine allein schon zu viel für euch.«

»Nicht der Löffel!«, jaulte Kona, und seine Hand zuckte zu der dicken Beule an seiner Stirn.

Nathan wachte auf und fühlte sich, als müsste er sich häuten. Hätte er das Gefühl nicht schon mal gehabt, hätte er wohl vermutet, dass er von hochgradigem Muffensausen befallen war (wissenschaftlich formuliert), aber er kannte es inzwischen und wusste, dass es von heftigen Infraschallwellen ausgelöst wurde. Das Blauwalschiff stieß einen Ruf aus. Nur weil dieser frequenzmäßig unterhalb seines Hörvermögens lag, bedeutete das nicht, dass der Ruf nicht laut war. Blauwalrufe konnten sich über Zehntausende von Kilometern weit ausbreiten, und er vermutete, dass auch das Schiff ähnliche Laute von sich gab.

Nate stieg aus seiner Koje und fiel beinahe hin, als er nach seinem Hemd griff. Noch etwas, das er nicht gleich gemerkt hatte – das Schiff stand, aber er schwankte noch immer wie ein Seemann.

Eilig zog er sich an und lief den Korridor zur Brücke hinunter. Zwischen den beiden Walbengeln stand eine große Konsole, die dort vorher nicht gewesen war. Im Gegensatz zum Rest des

Schiffes schien sie von Menschenhand gebaut, aus Plastik und Metall. Sonargeräte, Computer, Apparate, die Quinn noch nie gesehen hatte. Nuñez und die blonde Frau – Jane – standen an den Sonarbildschirmen und trugen Kopfhörer. Tim saß neben einem der Walbengel direkt vor der Konsole und zwei Monitoren. Er trug Kopfhörer und tippte etwas ein. Der Walbengel schien ihn dabei zu beobachten.

Nuñez sah Nate hereinkommen, lächelte und bedeutete ihm, dass er näher kommen sollte. Diese Leute waren als Entführer völlig unfähig. Sie verbreiteten weder Angst noch Schrecken, zumindest die Menschen nicht. Wäre da nicht dieses Sonarsauzen gewesen, hätte er sich wie zu Hause gefühlt.

»Wo kommt das denn her?«

Neben dem eleganten, organischen Design des Walschiffes und den Walbengeln – aber auch neben der menschlichen Mannschaft – sah das elektronische Gerät eher grobschlächtig aus. Von Menschenhand gebaute Geräte mit biologischen Systemen zu vergleichen, war Nate früher nie ernstlich in den Sinn gekommen, weil er darauf konditioniert war, Tiere nicht als Konstrukt zu betrachten. Das Walschiff hatte seiner darwinistischen Vorstellung eine ordentliche Delle verpasst.

»Das ist unser Spielzeug«, erklärte Nuñez. »Die Konsole bleibt unter dem Boden, solange wir sie nicht brauchen. Für die Walbengel ist sie völlig nutzlos, weil sie direkt mit der Schnittstelle des Schiffes verbunden sind, aber uns vermittelt sie das Gefühl, als wüssten wir, was vor sich geht.«

»Außerdem tippen sie echt scheiße«, sagte Tim, knickte seine Daumen um und machte eine Geste, als hämmere er auf die Tasten ein. »Winzige Däumchen.«

Der Walbengel neben ihm trumpetete ein feuchtes Schnauben über Tims Monitor, dann zirpte er zweimal, und Tim nickte und tippte etwas ein.

»Können sie denn lesen?«, fragte Nate.

»Lesen, ein bisschen schreiben, und die meisten verstehen mindestens zwei menschliche Sprachen, obwohl sie, wie Ihnen sicher aufgefallen sein dürfte, nicht sonderlich viel sprechen.«

»Keine Stimmbänder«, sagte Nuñez. »Sie haben Luftkammern im Kopf, mit denen sie ihre Laute produzieren, aber es fällt ihnen schwer, Worte zu bilden.«

»Aber sie *können* sprechen. Ich hab gehört, wie Em – ich meine ... ähm.«

»Am besten lernen Sie einfach Wal-Slang. Im Grunde sprechen sie genau so, wie sie untereinander kommunizieren, nur dass sie ihre Laute in den Frequenzbereich verlegen, den unser Gehör wahrnehmen kann. Es ist leicht zu lernen, wenn man bereits andere klangintensive Sprachen wie Navaho oder Chinesisch beherrscht.«

»Leider nicht«, sagte Nate. »Das Schiff sendet also einen Ruf aus?«

Tim setzte seinen Kopfhörer ab und reichte ihn an Nate weiter. »Die Tonhöhe ist auf unsere Frequenz angehoben. Deshalb kann man es hören.«

Nate hielt eine Seite des Kopfhörers an sein Ohr. Da er das Signal nun hören konnte, spürte er auch genauer in seiner Brust, wie es begann und endete. Es linderte das Unbehagen, weil er es kommen hörte. »Ist das eine Nachricht?«

»Jep«, sagte Jane und nahm eine Seite ihres Kopfhörer vom Ohr. »Genau wie Sie vermutet hatten. Wir geben es ein, der Computer teilt die Nachricht in Spitzen und Täler der Wellenform ein, wir spielen den Walbengeln die Frequenzen vor, und sie lassen den Wal entsprechend singen. Das haben wir im Lauf der Jahre so eingerichtet.«

Nate fiel auf, dass der Walbengel an der Metallkonsole seine Hand in einer organischen Steckdose hatte, wie ein Kabel aus Fleisch und Blut, das durch den Sockel des Geräts mit dem Wal-

schiff verbunden war, wie bei den organischen Pulten, vor denen die Piloten saßen.

»Wozu die Computer und das ganze Zeug, wenn die Walbengel das alles ... ja, wie machen sie es? Instinkt?«

Der Walbengel an der Konsole grinste Nate an, quiekte, dann machte er das internationale Zeichen für Wichsen.

»Nur so bleiben wir auf dem Laufenden«, sagte Jane. »Glauben Sie mir, für lange Zeit waren wir hier nur Passagiere. Die Walbengel besitzen den gleichen navigatorischen Sinn wie die Wale. Wir begreifen nichts davon. Es handelt sich um eine Art magnetisches Vokabular. Erst seit die Schmutzfinken – das sind Sie – Computer entwickelt haben und wir ein paar Leute bekamen, die sie auch bedienen konnten, nehmen wir an dem teil, was hier vor sich geht. Inzwischen können wir GPS-Koordinaten feststellen, sie übermitteln und mit den anderen Mannschaften kommunizieren. Wir haben eine gewisse Ahnung davon, was wir tun.«

»Sie sagen ›für lange Zeit‹. Wie lange?«

Unruhig sah Jane Nuñez an, die ihren Blick nervös erwiderte. Einen Moment dachte Nate, sie wollten eilig zusammen auf der Toilette verschwinden, was seiner Erfahrung nach das war, was Frauen machten, bevor sie größere Entscheidungen trafen – etwa welche Schuhe sie kaufen sollten oder ob sie jemals wieder mit ihm schlafen würden oder nicht.

»Für lange Zeit, Nate. Wir wissen nicht genau, wie lange. Noch vor den Computern, okay?«

Womit sie meinte, dass sie es ihm nicht sagen wollte und sie ihn, wenn er drängte, belügen würde. Plötzlich fühlte sich Nate eher wie ein Gefangener, und als Gefangener war ihm, als sei es seine Pflicht und Schuldigkeit, zu fliehen. Er war sicher, dass genau das die Pflicht und Schuldigkeit eines Gefangenen war. Er hatte es in einem Film gesehen. Auch wenn sein früherer

Plan, aus dem Spundloch ins Meer zu springen, ihm im Rückblick nun etwas übereilt schien.

Er fragte: »Wie tief sind wir?«

»Normalerweise senden wir bei etwa siebenhundert Metern. Das bringt uns ziemlich genau in den SOFAR-Kanal, egal wo wir uns geografisch befinden.«

Der SOFAR-Kanal war eine natürliche Kombination aus Druck und Temperatur in bestimmter Tiefe, die einen Korridor aus verringertem Widerstand entstehen ließ, in dem sich der Schall über viele tausend Kilometer ausbreiten konnte. Der Theorie nach verwendeten ihn Blau- und Buckelwale, um miteinander über große Entfernungen hinweg navigatorische Details zu kommunizieren. Offensichtlich machten es die Walbengel und die Leute, die auf ihren Schiffen arbeiteten, genauso.

»Entspricht dieses Signal dem natürlichen Ruf eines Blauwals?«

»Ja«, sagte Tim. »Das ist einer der Vorteile, wenn man innerhalb der Wellenform auf Englisch kommuniziert. Als die Walbengel noch für die direkte Kommunikation gesorgt haben, war der Ruf erheblich variantenreicher, aber unser Signal ist gut versteckt, mehr oder weniger. Nur nicht vor ein paar Übereifriegen, die zufällig darüber stolpern.«

»Wie ich?«

»Ja, wie Sie. Wir sind in großer Sorge wegen der Akustik-Leute in Woods Hole und beim Hatfield Marine Center in Oregon. Die verbringen viel zu viel Zeit mit ihren Spektrogrammen von Unterwassergeräuschen.«

»Sie sind sich darüber im Klaren«, sagte Nate, »dass ich diese Sache mit Ihren Schiffen vielleicht nie rausgefunden hätte. Ich habe keineswegs eine Eingebung gehabt, was die binären Signale angeht. Ein bekiffter Surfer hat mich darauf gebracht.«

»Ja«, sagte Jane. »Wenn es Ihnen damit besser geht, können Sie ihm die Schuld dafür geben, dass Sie jetzt hier sind. Wir haben gewartet, bis Sie anfingen, im Signal nach dem Binärcode zu suchen. Da haben wir Sie abberufen, sozusagen.«

Nate wünschte wirklich, er könnte Kona die Schuld zuschieben, aber da es so schien, als sollte er nie wieder in die Zivilisation zurückkehren, war es nicht mehr wichtig, einen Sündenbock zu finden. »Woher wussten Sie es? Ich habe ja nicht gerade eine Pressemitteilung rausgegeben.«

»Wir haben unsere Möglichkeiten«, erwiderte Nuñez, wobei sie sich Mühe gab, nicht allzu geheimnisvoll zu klingen, was ihr jedoch misslang. Das wiederum amüsierte den Walbengel an der Konsole und die beiden Piloten maßlos.

»Ihr könnt mich mal«, sagte Nuñez. »Es ist ja nun nicht gerade so, als wärt ihr Jungs Raketentechniker, oder?«

»Und ihr Jungs wart die Nightwalker, von denen Tako Man gesprochen hat«, sagte Nate zu den Piloten. »Ihr habt Clays Boot versenkt.«

Die Piloten hoben die Arme in Gruselmonster-Pose über ihre Köpfe, fletschten die Zähne und gaben ein gespieltes Knurren von sich, dann stießen sie wieder diese Laute aus, die Nate inzwischen für Walgekicher hielt. Auch der Walbengel an der Konsole klatschte in die Hände und lachte laut.

»Franklin! Wir sind hier noch nicht fertig. Könnten wir die Schnittstelle zurückbekommen?«

Franklin – offenbar der Walbengel, der die Konsole bedient hatte – sank in sich zusammen und schob seine Hand wieder in die Steckdose. »Tschuldigung«, hörte man eine leise Stimme aus seinem Blasloch.

»Blöde Kuh«, kam es leise von einem der Piloten.

»Schicken wir es noch mal ab. Die Basis soll wissen, dass wir morgen früh da sind«, sagte Nuñez.

»Dann ist Disziplin also kein Problem?«, fragte Nate und grinste, weil Nuñez die Geduld verloren hatte.

»Ach, sie sind wie kleine Kinder«, sagte Nuñez. »Wie Delfine: Setzt man sie mitten im Meer mit einem roten Ball aus, spielen sie den lieben, langen Tag und machen nur Pause, um zu essen und zu rammeln. Ich sage Ihnen: Es ist, als müsste man einen Haufen notgeiler Kleinkinder hüten.«

Franklin quiekte und klickte eine Antwort, und diesmal stimmten Tim und Jane ins Gelächter der Walbengel mit ein.

»Was? Was?«, fragte Nate.

»Ich muss *nicht* einfach nur mal rangenommen werden!«, rief Nuñez. »Jane, haben Sie das mitgekriegt?«

»Klar«, sagte die Blonde.

»Mir reicht's. Ich ziehe mich zurück.« Unter dem Kichern der Walbengel verließ sie die Brücke.

Tim sah sich nach Nate um und nickte zu dem Kopfhörer, die Nuñez liegen gelassen hatte. »Wollen Sie einspringen?«

»Ich bin hier Gefangener«, sagte Nate.

»Ja, aber auf die nette Tour«, sagte Jane.

Es stimmte. Alle waren ihm gegenüber freundlich gewesen, seit er an Bord gekommen war und hatten sich um ihn gekümmert. Er fühlte sich nicht wie ein Gefangener. Nate war nicht sicher, ob er nicht das Helsinki-Syndrom durchlebte, bei dem man mit seinen Entführern sympathisierte – oder war es das Stockholm-Syndrom? Ja, das Helsinki-Syndrom hatte etwas mit Haarausfall zu tun. Es war definitiv das Stockholm-Syndrom.

Er trat an den Sonarbildschirm und setzte den Kopfhörer auf. Augenblicklich hörte er den fernen Gesang eines Buckelwals. Er schaute Tim an, der eine Augenbraue in die Höhe schob, als wollte er sagen: *Sehen Sie?*

»Also, erzählen Sie schon«, sagte Nate. »Was hat es mit dem Gesang auf sich?« Es war einen Versuch wert.

»Das wollten wir Sie gerade fragen«, sagte Jane.

»Na toll«, erwiderte Nate. Plötzlich fühlte er sich gar nicht mehr so gut. Nach allem, was passiert war, wussten nicht mal die Leute, die mit den Walen reisten, was der Gesang bedeutete?

»Geht es Ihnen gut, Nate?«, fragte Jane. »Sie sehen etwas angeschlagen aus.«

»Ich glaube, ich leide unter dem Stockholm-Syndrom.«

»Seien Sie nicht albern«, sagte Tim. »Sie haben noch reichlich Haare.«

»Möchten Sie was gegen Magenbeschwerden?«, fragte Jane.

Ja, dachte er, die Flucht scheint mir Priorität zu haben. Er war ziemlich sicher, wenn er nicht entkommen konnte, würde er ausrasten und jemanden umbringen oder zumindest übertrieben streng mit diesen Leuten sein.

Komisch, dachte er, wie sich doch die Prioritäten mit den Umständen ändern. Den größten Teil seines Lebens denkt man, dass man etwas will ... den Gesang der Buckelwale verstehen, beispielsweise. Also verfolgt man dieses Ziel mit zäher Unbeirrbarkeit, lässt alles andere im Leben schleifen, nur um sich dann davon ablenken zu lassen und plötzlich noch etwas anderes zu wollen – Amy beispielsweise. Und dann kommt irgendwann der Augenblick, an dem einem die Umstände verdeutlichen, was man eigentlich *wirklich* will, und das ist – seltsam genug – endlich aus diesem Wal rauszukommen. Komisch, dachte Nate.

»Entspann dich, Kona«, sagte Clair, und ließ ihre Tasche an der Tür fallen. »Ich hab keinen Löffel dabei.«

Clay sprang von Margarets Schoß auf. Kona und er beobachteten, wie Clair den Raum durchquerte und Margaret und Libby in die Arme schloss, kurz innehielt, als sie Libby an sich drückte, und Clay über die Schulter hinweg zuzwinkerte.

»Wie schön, euch alle zu sehen«, sagte Clair.

»Ich geh nicht wieder los, um Pizza holen, Mann. Vergiss es«, sagte Kona, der immer noch erschrocken aussah.

»Was macht ihr gerade?«, fragte Clair.

Und so nahm es Margaret auf sich, zu erklären, was sie in den letzten Stunden herausgefunden hatten, wobei Kona die relevanten und persönlichen Details hinzufügte. Währenddessen saß Clay auf dem Boden in der Küche und sann über die Fakten nach. Nachsinnen, meinte er, sei angesagt.

Nachsinnen ist so ähnlich wie überlegen und ein bisschen wie denken, nur lockerer. Zum Nachsinnen muss man die Fakten am Rande des Rouletterades herumrollen lassen, damit sie sich dort niederlassen, wo sie es für richtig halten. Margaret und Libby waren Wissenschaftlerinnen, daran gewöhnt, ihre Fakten so schnell wie möglich in die entsprechenden Lücken zu zwängen, und Kona ... nun, ein Gedanke, der in seinem Kopf herumrollte, war eher wie ein Tennisball in einer Kaffeekanne – einfach zu eierig, als dass er sich in irgendeiner Form auswirken konnte –, und Clair versuchte nur, alles mitzubekommen. Nein, das Nachsinnen blieb an Clay hängen, und er trank dunkles Bier aus einer schwitzenden Flasche und wartete darauf, dass die Roulettekugel liegen blieb. Was sie auch tat, so etwa im selben Moment, in dem Margaret Painborne mit ihrer Geschichte zum Ende kam.

»Das Ganze hat offensichtlich mit militärischer Verteidigung zu tun«, sagte Margaret. »Niemand sonst hätte einen Grund – hey, selbst *die* dürften eigentlich keinen *guten* Grund haben. Aber ich sage, wir schreiben heute Abend unseren Senatoren, und morgen früh konfrontieren wir Captain Tarwater damit. Er weiß ganz bestimmt was darüber.«

»Und das ist der Punkt, an dem du völlig falsch liegst«, sagte Clay. Und alle drehten sich um. »Ich habe darüber nachgesonnen« – hier legte er eine Pause ein, um der Wirkung willen – »und mir scheint, dass zwei unserer Freunde in etwa zu dem Zeitpunkt verschwunden sind, als sie etwas darüber herausge-

funden haben. Und das alles, vom Einbruch bis zum Versenken meines Bootes« – auch hier legte er eine Pause – »hat damit zu tun, dass jemand nicht will, dass wir es wissen. Also denke ich, es wäre leichtsinnig von uns, wenn wir allen erzählen, was wir wissen, bevor wir wissen, was wir wissen, was es ist.«

»Das kann nicht stimmen«, sagte Libby.

»»Bevor wir wissen, was wir wissen, was es ist?«, zitierte Margaret. »Nein, das stimmt nicht.«

»Macht für mich total Sinn«, erklärte Kona.

»Nein, Clay«, sagte Clair. »Ich kann damit leben, dass du auf flotte Dreier stehst, und ich hab auch kein Problem mit einem bleichgesichtigen Rastabengel, der uns Unabhängigkeit predigt, aber ich sage dir: Deinen grammatischen Raubbau kann ich nicht gutheißen. Schließlich bin ich Lehrerin!«

»Wir dürfen es niemandem sagen!«, schrie Clay.

»Schon besser«, sagte Clair.

»Kein Grund zu schreien«, sagte Libby. »Margaret hat nur die radikal-reaktionäre, feministische, lesbische, kommunistische Hippie-Biologin raushängen lassen, stimmt's nicht, Liebes?«

Libby Quinn grinste ihre Partnerin an.

»Ich sag euch gleich das Akronym dafür«, murmelte Clair und zählte die Worte an ihren Fingern ab. »Himmel, deine Visitenkarte muss so groß wie ein Bettvorleger sein.«

Margaret sah Libby böse an, dann wandte sie sich Clay zu. »Glaubst du wirklich, wir könnten in Gefahr sein?«

»Scheint mir so. Hör zu, ich weiß, dass wir das alles ohne deine Hilfe nicht wüssten, aber ich will einfach nicht, dass jemand zu Schaden kommt.«

»Wir können schweigen, wenn du es für das Richtige hältst«, sagte Libby und traf für ihre Freundin die Entscheidung, »aber ich glaube, dass wir uns noch viel mehr Audiobänder anhören müssen – um zu sehen, seit wann das so geht. Um rauszufinden,

wieso es manchmal nur ein Geräusch und dann wieder eine Nachricht ist.«

Margaret war wütend damit beschäftigt, ihr Haar zu flechten und zu entflechten, und starre leeren Blickes vor sich hin, während sie überlegte. »Sie nutzen den Walgesang als Tarnung, damit die feindlichen U-Boote die Nachrichten nicht bemerken. Wir brauchen mehr Daten. Aufnahmen von anderen Buckelwalen außerhalb amerikanischer Gewässer. Um zu sehen, wie weit sie damit gegangen sind.«

»Und wir müssen uns Blau-, Finn- und Seiwalrufe anhören«, sagte Libby. »Wenn sie Infraschall verwenden, macht es nur Sinn, die großen Wale zu imitieren. Ich rufe Chris Wolf von der Uni in Oregon an. Er untersucht die alte Sonar-Matrix der Navy, mit der sie früher russische Unterseeboote aufspüren wollten. Er müsste Aufnahmen von allem haben, was wir brauchen.«

»Nein«, sagte Clay. »Niemand außerhalb dieses Raumes.«

»Komm schon, Clay. Du wirst paranoid.«

»Sag das noch mal, Libby. Er untersucht *wessen* alte Sonar-Matrix? Das Militär steckt doch immer noch hinter diesem Sosus, mit dem sie die Tiefsee abhören.«

»Also glaubst du, es ist das Militär?«

Clay schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich fress einen Besen, wenn mir ein Grund einfällt, wieso die Navy einem Wal ›Flossen weg‹ auf den Schwanz schreiben sollte. Ich weiß nur, dass Leute verschwinden, die irgendwas darüber rausfinden, und jemand eine Nachricht geschickt hat, dass Nate in Sicherheit ist, nachdem wir alle dachten, er sei tot.«

»Und was willst du jetzt also machen?«

»Ihn suchen«, erwiederte Clay.

»Na, das dürfte vermutlich allen das Begräbnis versauen«, sagte Clair.

DRITTER TEIL DER QUELL

*Wir wurden als Gen-Maschinen gebaut
und zu Mem-Maschinen erzogen,
aber wir besitzen die Macht,
uns gegen unsere Schöpfer zu wenden.
Wir allein auf der Welt können gegen die Tyrannei
selbstsüchtiger Replikatoren rebellieren.*

Richard Dawkins

*Fünfundneunzig Prozent aller Spezies,
die je existiert haben, sind mittlerweile ausgestorben,
also guck bloß nicht so selbstgefällig.*

Gerard Ryder

27

Die Neue Welt

Das Walschiff klappte sein Maul auf, und Nate und die Mannschaft wurden wie denkender Sabber ans Ufer gespien. Mehrere Walbengel nahmen sie in Empfang, von denen einer Nate ein Paar Nikes überreichte, um dann die heimkehrende Mannschaft mit einem Klicken, Quielen und freundschaftlichem Rubbeln zu begrüßen. Nach fast zehn Tagen im Walschiff war alles so grell, dass Nate gar nicht sagen konnte, was da vor sich ging. Die anderen Menschen trugen Sonnenbrillen und hockten am Boden, um ihre Schuhe anzuziehen, nur wenige Schritte vom Maul des Schiffes entfernt. Nach dem steinernen Gefühl unter seinen Füßen zu urteilen, vermutete Nate, dass sie sich wohl auf einer Art Pier befanden. Cal Burdick nahm seine Sonnenbrille ab und bot sie ihm an.

»Nehmen Sie nur. Ich kenne das alles schon seit vielen Jahren, aber für Sie dürfte es sicher von einigem Interesse sein.«

Mit der dunklen Brille konnte Nate tatsächlich besser sehen. Seine Augen waren in Ordnung, aber sein Verstand hatte Probleme, das zu verarbeiten, was sie ihm übermittelten. Es war hell wie der lichte Tag (wenn auch ein bedeckter Tag), aber sie standen nicht unter freiem Himmel. Sie befanden sich im Innern einer Grotte, die so gewaltig war, dass Nate nicht mal die Enden ausmachen konnte. Ein Dutzend Fußballstadien hätten hineingepasst, und es wäre immer noch Platz für einen Vergnügungspark, ein Casino und den Vatikan gewesen, wenn man die eine oder andere Basilika gekappt hätte. Die gesamte Decke war eine Lichtquelle, kaltes Licht, so schien es – einige Regionen gelb, andere blau –, große, leuchtende Flecken von unregelmäßiger Form, als hätte Jackson Pollock einen Sonnensturm an die Decke gemalt. Die Hälfte der Grotte stand unter Wasser, glatt

und reflektierend wie ein Spiegel, unterbrochen nur von kleinen Walbengeln, die sich hier und da in Grüppchen zu fünft oder sechst tummelten und mit ihren Blaslöchern alle paar Meter synchron Luft ausstießen. Walbengelkinder, dachte er. Am Ufer lagen etwa fünfzig Walschiffe unterschiedlicher Spezies, deren Mannschaften kamen und gingen. Riesige Schläuche, die wie gigantische Erdwürmer aussahen, führten zu den Schiffen – je einer auf jeder Seite der Köpfe – und stellten Verbindungen zum Ufer her. Der Boden ... der Boden war rot und hart wie Linoleum, poliert, wenn auch nicht glänzend. Er war Hunderte von Metern lang, wohl fast zwei Kilometer, und schien halb an den Wänden der immensen Grotte hinaufzureichen. Nate sah Öffnungen in den Wänden, ovale Gänge oder Türen oder Tunnel oder irgendwas. Nach der Größe der Leute und der Walbengel zu urteilen, die dort ein und aus gingen, schätzte er, dass der Durchmesser mancher Öffnung gut und gern zehn Meter betrug, während andere so groß wie ganz normale Türen waren. Neben einigen der kleineren Eingänge gab es Fenster – oder etwas, das er für Fenster hielt –, alle eher rundlich. In der gesamten Grotte gab es keinen rechten Winkel. Hunderte Menschen liefen zwischen ebenso vielen Walbengeln herum und transportierten Proviант und Ausrüstung mit Dingern, die wie ganz normale Karren und Handwagen aussahen.

»Wo zum Teufel sind wir?«, fragte Nate, der fast seinen Kopf verdrehte, um alles gleichzeitig zu betrachten. »Ich meine: Was zum Teufel ist das?«

»Wirklich erstaunlich«, sagte Cal. »Ich beobachte es gern, wenn Leute Gooville zum ersten Mal sehen.«

Nate strich mit der Hand über die Erde oder den Boden oder was auch immer diese Oberfläche sein mochte, auf der sie saßen.

»Was ist das für Zeug?« Es schien glatt zu sein, besaß aber Struktur, Poren, ein wenig rau, wie Steingut oder ...

»Es ist ein lebender Panzer, wie von einem Hummer. Der ganze Bau hier lebt, Nate. Alles – die Decke, der Boden, die Wände, die Einfahrt vom Meer her, unsere Unterkünfte – das alles ist ein einziger, gewaltiger Organismus. Wir nennen es das *Goo*.«

»Das Goo. Dann ist das hier Gooville?«

»Ja«, sagte Cal mit einem breiten Lächeln, das makellose Zähne bloßlegte.

»Und dann sind Sie ...?«

»Genau. Die Goos. Darin steckt eine wunderbare Logik, denken Sie nicht?«

»Ich *kann* nicht denken, Cal. Wissen Sie, sein ganzes Leben lang hört man Leute von Dingen reden, die unfassbar sind, aber das ist nur ein hohles Klischee – eine Hyperbel –, als würde man sagen, einem würde das Blut in den Adern gefrieren.«

»Jep.«

»Also, ich bin völlig aus der Fassung. Total fassungslos.«

»Und Sie dachten, die Schiffe wären eindrucksvoll, hm?«

»Ja, aber das hier? Ein lebender Organismus, der sich selbst geformt hat, und zwar zu einem komplexen ... ja, was? System? Ich fass es nicht.«

»Stellen Sie sich vor, wie die Bakterien, die in Ihrem Verdauungstrakt leben, über Sie denken.«

»Also, im Moment glaube ich, sind sie von mir genervt.«

Mehrere Walbengel versammelten sich etwa zehn Meter vor ihnen, deuteten auf Nate und kicherten.

»Die kommen nur, um sich die Neuen anzusehen. Wundern Sie sich nicht, wenn sie sich auf der Straße an ihnen reiben. Man will Ihnen nur ›Hallo‹ sagen.«

»Straßen?«

»Wir nennen sie Straßen. In gewisser Weise sind es auch welche.«

Nachdem sie nun nicht mehr im mattgelben Licht der Walsschiffe standen, fiel Nate auf, wie groß die farbliche Bandbreite der Walbengel war. Manche waren tatsächlich blau gesprenkelt wie Blauwale, andere dagegen schwarz wie ein Grindwal oder hellgrau wie Zergwale. Manche besaßen sogar die schwarz-weiße Färbung von Orcas oder Weißseitendelfinen, andere wieder waren weiß wie Belugas. Die Körperformen waren allesamt sehr ähnlich, unterschieden sich nur in der Größe, wobei die Killerwalbengel gut dreißig Zentimeter größer und fünfzig Kilo schwerer waren und etwa doppelt so breite Kiefer wie alle anderen hatten. Außerdem fiel im Licht auf, dass er der einzige Mensch mit sonnengebräunter Haut war. Die Leute, selbst Cal und seine Mannschaft, sahen gesund aus. Es schien nur, als habe keiner von ihnen je die Sonne gesehen. Wie die Briten.

Nuñez kam herüber und half erst Cal und dann Nate auf die Beine.

»Wie sind die Schuhe?«

»Ungewohnt, wenn man so lange keine mehr getragen hat.«

»Sie werden ein paar Stunden etwas wacklig auf den Beinen sein. Sie werden das Schwanken spüren, wenn Sie still stehen. Es dauert etwa einen Tag. Genau so, als wäre man mit einem ganz normalen Schiff auf See gewesen. Ich bringe Sie in Ihr neues Quartier, führe Sie ein bisschen herum, damit Sie sich einleben können. Der Colonel wird vermutlich bald nach Ihnen schicken. Man wird Ihnen helfen, Menschen wie Walbengel. Alle wissen, dass Sie neu sind.«

»Wie viele, Cielle?«

»Menschen? Fast fünftausend leben hier. Walbengel vielleicht halb so viele.«

»Wo ist ›hier‹? Wo sind wir?«

»Ich hab ihm von Gooville erzählt«, sagte Cal.

Nuñez blickte zu Nate auf, dann schob sie die Sonnenbrille zur Nasenspitze, so dass er ihre Augen sehen konnte. »Flippen Sie mir bloß nicht aus, okay?«

Nate schüttelte den Kopf. Was glaubte sie denn? Dass sie ihm irgendwas erzählen konnte, was schräger, irrsinniger oder beängstigender wäre als alles, was er bereits gesehen hatte?

»Über dieser Decke befindet sich dicker Fels, auch wenn wir nicht genau wissen, wie dick eigentlich – jedenfalls sind wir etwa zweihundert Meter unter der Oberfläche des Pazifischen Ozeans. Wir befinden uns ungefähr dreihundert Kilometer vor der chilenischen Küste, unter dem Kontinentalschelf. Wir sind durch einen Spalt im Kontinentalhang hereingekommen.«

»Wir befinden uns zweihundert Meter tief. Und der Druck?«

»Wir sind durch einen langen Tunnel hereingekommen, eine Reihe von Kompressionsschleusen, durch die man die Schiffe lenkt, bis wir bei normalen Druckverhältnissen angekommen sind. Ich hätte es Ihnen gezeigt, als wir durchkamen, aber ich wollte Sie nicht wecken.«

»Ja, vielen Dank dafür.«

»Bringen wir Sie zu Ihrem neuen Haus! Wir haben einen langen Weg vor uns.«

Nate stolperte beinahe, als er versuchte, sich nach den Schiffen umzusehen, die dort im Hafen lagen. Tim hielt ihn am Arm fest. »Das ist alles reichlich viel auf einmal. Manche Leute sind schon richtig durchgedreht. Man muss nur eines akzeptieren: Das Goo würde nie zulassen, dass jemandem etwas geschieht. Der Rest ist dann einfach nur eine Folge von Überraschungen. Wie das Leben auch.«

Nate blickte in die dunklen Augen des Mannes, um abzuschätzen, ob daraus Ironie sprach, aber er war offen und ehrlich wie eine Schale Milch. »Das Goo kümmert sich um mich?«

»Genau«, sagte Tim und half ihm zur Grottenwand hinüber, zur eigentlichen Stadt Gooville mit ihren organisch geformten Türen und Fenstern, ihren Knöpfen und Knoten, ihren Hummerpanzer-Gängen, ihren Walbengel-Schulen, die gemeinsam arbeiteten oder im Wasser plantschten, eine ganze Stadt, von der Nate vermutete, dass dort glückselige Irrenhäuser wohnten.

Nach zwei Tagen der Sinsuche im Kuddelmuddel von Wellenformen und Einsen und Nullen, die eilig in den Rechner getippt wurden, fand Kona am Strand einen Surfer/Hacker namens Lolo, der einwilligte, alles für Linux aufzubereiten, im Tausch gegen Konas altes Surfboard und fünfzehn Gramm allerbester Blüten.

»Wieso nimmt er denn kein Bargeld?«, fragte Clay.

»Er ist Künstler«, erklärte Kona. »Bargeld hat doch jeder.«

»Ich weiß nicht, wie ich das für die Buchhaltung formulieren soll.«

»Blüten, allerbest?«

Verloren betrachtete Clay die Notizblätter, die sich auf seinem Schreibtisch neben dem Platz stapelten, wo Margaret Painborne saß und tippte. Er reichte Kona eine Rolle Banknoten. »Geh. Kauf Blüten. Bring ihn her. Bring mir mein Wechselgeld.«

»Ich spende mein Brett für den guten Zweck«, sagte Kona.
»Ich könnte mich auch gut mal wieder der Mystik widmen.«

»Soll ich Tante Clair erzählen, dass du versucht hast, mich zu erpressen?« Clay war dazu übergegangen, Kona gegenüber Clair als Drohung einzusetzen, eine Art Damoklesschwert/Stellvertretender Schuldirektor/Böse Domina, und es schien zu laufen wie geschmiert.

»Muss los, Bruder. Mach's gut.«

Plötzlich flammte etwas in Clays Kopf auf, ein elektrisierendes Déjà-vu, ein wahrer Geistesblitz. »Warte, Kona.«

Der Surfer blieb in der Tür stehen und drehte sich um.

»Als du deinen ersten Tag hier hattest, der Tag, an dem dich Nate zum Labor geschickt hat, um den Film zu holen ... hast du das wirklich gemacht?«

Kona schüttelte den Kopf. »Neeein, Boss, das Schnittchen hat gesehen, wie ich los wollte. Sie hat gesagt: Behalt das Geld, lass mich zum Labor gehen. Und als ich mit meinem Dope wieder da war, hat sie mir die Fotos zugesteckt, damit ich sie Nate gebe.«

»Das hatte ich irgendwie schon befürchtet«, sagte Clay. »Hau rein, zisch ab! Hol uns, was wir brauchen.«

Drei Tage später standen sie alle da und sahen zu, wie Lolo die Enter-Taste drückte und die Infraschall-Wellenform eines Blauwal-Rufes am unteren Bildschirmrand entlanglief, während darüber Buchstaben aus den Daten transkribiert wurden. Lolo war ein Jahr älter als Kona, halb Japaner, halb Amerikaner, braun gebrannt wie eine Haselnuss, mit kükengelben Mini-Dreads und einem Gemälde aus Maori-Tattoos auf Rücken und Schultern.

Lolo fuhr auf dem Stuhl herum und sah sie an. »Ich hab mal einen Fünfzig-Minuten-Trance-Track mit sechzig Percussion-Loops gemischt. Das war echt schwieriger als das hier.« Lolas bisherige Ausflüge in die Klangbearbeitung hatten ihn als Computer-DJ in einen Dance Club von Honolulu geführt.

»Es hat nichts zu bedeuten«, sagte Libby Quinn. »Es war reiner Zufall, Clay.«

»Abwarten.«

»Aber seit dem ersten Tag haben wir nichts mehr gefunden.«

»Wir wussten, dass es vielleicht so sein würde und nicht überall Nachrichten versteckt sein können. Wir müssen einfach nur die richtigen Stellen finden.«

Libbys Augen flehten ihn an. »Clay, die Saison ist kurz. Wir müssen raus aufs Meer. Nachdem du jetzt dieses Programm

hast, brauchst du unsere Hilfe nicht mehr. Margaret und ich bringen dir noch ein paar Aufnahmen. Wir kriegen sie von vertrauenswürdigen Leuten, aber wir können es uns nicht leisten, die ganze Saison in den Sand zu setzen.«

»Und wir müssen diese Sache mit dem Torpedo-Testgebiet öffentlich machen«, fügte Margaret hinzu, weit weniger mitfühlend als Libby.

Clay nickte und betrachtete seine nackten Füße auf dem Holzfußboden. Er holte tief Luft, und als er wieder aufblickte, lächelte er. »Ihr habt Recht. Aber stoßt nicht nur ins Horn und hofft, dass jemand es mitbekommt. Cliff Hyland hat mir erzählt, dass sie sich nur für Tauchdaten interessieren. Ihr werdet einen Beweis brauchen, dass sich Buckelwale am Grund des Kanals bewegen, sonst wird die Navy behaupten, dass ihr nur Walfreaks seid und die Tiere nicht gefährdet sind. Trotz des Testgebiets.«

»Dann ist es für dich okay, wenn wir es öffentlich machen?«, fragte Libby.

»Die Leute werden früh genug von den Torpedos erfahren. Ich glaube nicht, dass es für euch gefährlich wird. Sagt nur nichts von dem, was hier sonst noch passiert, okay?«

Die beiden Frauen sahen einander an, dann nickten sie. »Wir müssen gehen«, sagte Libby. »Wir rufen dich an, Clay. Wir lassen dich nicht einfach so im Stich.«

»Ich weiß«, sagte Clay.

Als sie weg waren, wandte sich Clay den beiden Surfern zu. Dreißig Jahre hatte er mit den weltbesten Wissenschaftlern und Tauchern gearbeitet, und das war ihm nun geblieben: zwei kleine Kiffer. »Wenn ihr beiden was zu tun hättest, könnte ich das verstehen.«

»Bloß raus hier«, sagte Lolo, sprang auf und rannte zur Tür.

Clay warf einen Blick auf den Monitor, vor dem Lolo gesessen hatte, und las: ANKOMME MONTAG CIRCA 1300 HALTET

SCHUHE GRÖSSE 44 FÜR QUINN BEREIT_ENDE
MSS_AAAA_BAXYXA-BUDAB

»Hol ihn zurück!«, sagte Clay zu Kona. »Wir müssen wissen, auf welchem Band das war.«

»Libby hat ihm alle gegeben, die sie hatte.«

»Das weiß ich. Ich muss wissen, *woher* sie es hatte. Wo und wann es aufgenommen wurde. Ruf Libby auf ihrem Handy an! Versuch, sie an den Apparat zu kriegen.« Clay wollte die Bildansicht ausdrucken, bevor die Nachricht automatisch weitergescrollt war. »Wie zum Teufel funktioniert dieses Ding?«

»Woher weißt du, dass ich nicht einfach abhaue?«

»Als du heute Morgen aufgewacht bist, Kona, gab es da für dich einen Grund aufzustehen, abgesehen von Wellen und Dope?«

»Ja, Mann, ich muss Nate finden.«

»Wie hat sich das angefühlt?«

»Ich ruf Libby an, Boss.«

»Loyalität ist wichtig, Junge. Ich geh und hol mir Lolo. Um rauszufinden, welches Band es war.«

»Schnauze, Boss. Ich versuch zu wählen.«

Hinter ihnen ratterte die kryptische Nachricht aus dem Drucker.

28

Einzeller

Stockholm-Syndrom oder nicht – langsam hatte Nate genug von dieser ganzen »Alles ist wunderbar, und das Goo wird es schon richten«-Haltung. Wie in einer Hippie-Kommune. Nuñez war drei Tage hintereinander zu ihm gekommen und hatte ihn herumgeführt, und alle, die er kennen gelernt hatte, waren einfach ein bisschen zu glücklich darüber gewesen, dass sie zweihundert Meter tief im Inneren eines monströsen Lebewesens wohnten. Als wäre das normal. Als würde man ihm nicht etwas vorgaukeln, weil er nach wie vor Fragen stellte. Wenigstens die Walbengel schnaubten feucht und kicherten, wenn er vorüberging. Wenigstens die hatten ein Gespür für die Absurdität des Ganzen, trotz des Umstands, dass es sie eigentlich gar nicht geben sollte, eine Einsicht, die man von ihnen wohl nicht erwarten konnte.

Man hatte ihn in einer besonders guten Wohnung untergebracht (oder dem, was man wohl als Wohnung bezeichnen würde), im zweiten Stock, mit Blick über die Grotte. Die Fenster waren oval, und das Glas darin war zwar durchsichtig, aber flexibel. Es war, als würde man die Welt durch ein Kondom betrachten, und das war noch längst nicht alles, was ihm an diesem Ort unheimlich erschien. Die Wohnung besaß eine Spüle, einen Abfluss im Badezimmer und eine Dusche – allesamt mit großen, schmatzenden Schließmuskeln am Boden –, und die Dichtung um die Tür des Kühlschranks, falls man ihn denn so nennen wollte, schien aus Nacktschnecken zu bestehen, oder zumindest etwas, das einen schimmernden Schleim hinterließ, wenn man dagegen kam. Darüber hinaus gab es in der Küche einen zähnefletschenden Müllschlucker, von dem er sich lieber fern hielt. Das Schlimmste war, dass sich die Wohnung gar

keine Mühe gab, zu verbergen, dass sie lebte. Am ersten Tag, als der menschliche Teil der Mannschaft auf einen Drink hereingeschaut hatte, zur Einweihung, befand sich ein schuppiger Knauf an der Wand neben der Eingangstür, mit dem sich die Tür öffnen ließ, wenn man darauf drückte. Als die Crew gegangen war und Nate aus seiner Dusche kam, war der Türknauf verheilt. Man sah dort eine Narbe, aber das war alles. Nate war eingesperrt.

Ein Trommelwirbel kleiner Steine wurde laut, die an sein Panoramafenster prasselten. Nate trat an die Scheibe, sah auf die große Grotte und den Hafen hinaus, dann hinunter auf die Urheber seiner Unbill. Ein Pulk von Walbengelkindern warf Steinchen an sein Fenster. Wump, wump-a, wump. Die Steine prallten ab, ohne Spuren zu hinterlassen. Als Nate am Fenster erschien, wurde das Prasseln heftiger, da die Walbengelkinder immer schneller warfen und auf ihn zielten, wie beim Dosenwerfen.

»Es hat seinen Grund, wieso Zetazeen in der echten Welt keine Hände haben!«, schrie Nate sie an. »Ihr seid der Grund! Ihr kleinen Freaks!«

Wump, wump-a, wump, klack. Hin und wieder traf ein Wurf den muschelkalkartigen Fensterrahmen, was klang, als landete eine Murmel auf Fliesen.

Ich hör mich schon an wie der alte Spangler, der meinen Bruder und mich immer angeschrien hat, wenn wir ihm Äpfel vom Baum geklaut haben, dachte Nate. Wann bin ich ein alter Mann geworden? So will ich gar nicht sein.

Es klopfte leise an seiner Eingangstür. Als er herumfuhr, öffnete sich die Tür wie Fensterläden, zwei Muschelhälften, von Muskeln in der Wand bewegt. Nate kam sich vor wie eine überraschte Doseschildkröte. Cielle Nuñez stand mit gefalteten Leinenbeuteln unterm Arm in der Tür. Sie war eine sympathische Frau, attraktiv, kompetent und keine Bedrohung. Nate war si-

cher, dass man sie aus diesem Grund dazu auserkoren hatte, ihn herumzuführen.

»Wollen Sie shoppen gehen, Nate? Ich hatte schon angerufen, um Ihnen zu sagen, dass ich komme, aber Sie sind nicht rangegangen.«

Die Wohnung besaß eine Sprechapparatur, so eine Art verzierter Röhrending, das pfiff und mit metallisch grünen Käferflügeln summte, wenn jemand anrief. Nate fürchtete sich davor.

»Cielle, könnten wir heute bitte mal nicht so tun, als wären wir alte Freunde? Sie sperren mich ja doch wieder ein, wenn Sie gehen.«

»Zu Ihrer eigenen Sicherheit.«

»Das scheint mir das Argument aller Gefängniswärter zu sein.«

»Möchten Sie was essen und was anzuziehen haben, oder nicht?«

Nate zuckte mit den Schultern und folgte ihr zur Tür hinaus. Sie liefen am Rand der Grotte entlang, die eine Kreuzung zwischen altenglischem Dorf und sozialem Wohnungsbau für Hobbits zu sein schien: Ungleichmäßig geformte Türen und Fenster boten einen Blick in Läden, die mit Backwaren und anderen Speisen aufwarteten. Offenbar war das Goo kein Freund von Küchenherden. Sämtliche Speisen wurden irgendwo anders zubereitet. Es gab einen Wärmekasten in Nates Wohnung. Er sah aus wie ein Brotkasten, der aus einem mächtigen Gürteltierpanzer hergestellt war. Er funktionierte tadellos. Man rollte den Deckel auf, stellte das Essen hinein, und schon hatte man keinen Appetit mehr.

»Heute besorgen wir Ihnen was zum Anziehen«, sagte Cielle. »Diese Khakis sind eine Leihgabe. Sie sind nur für die Wal-schiff-Crews gedacht.«

Während sie herumgingen, folgte ihnen ein halbes Dutzend Walkinder, die ununterbrochen schnatterten und kicherten.

»Ich würde also Probleme bekommen, wenn ich auf der Straße nach Walkindern trete?«

»Aber natürlich«, lachte Cielle. »Wir haben hier Gesetze, wie überall.«

»Offenbar keines, das Kidnapping und unrechtmäßige Inhaftierung verbietet.«

Nuñez blieb stehen und nahm ihn beim Arm. »Was beklagen Sie sich? Es ist doch gut, hier zu sein. Niemand misshandelt Sie. Alle sind nett zu Ihnen. Wo ist das Problem?«

»Wo das Problem ist? Das Problem ist, dass ihr Leutchen alle aus eurem Leben gerissen wurdet, weg von euren Familien und Freunden, weg von allem, was euch vertraut war, und alle tut ihr so, als würde es euch nicht das Geringste ausmachen. Mir macht es aber was aus, Cielle. Scheiße, es macht mir eine ganze Menge aus. Und ich verstehe diese ganze Kolonie nicht – diese Stadt oder was es auch sein mag. Wie kann sie überhaupt existieren, ohne dass irgendjemand was davon weiß? Wieso ist in all den Jahren niemand entkommen und hat das Geheimnis dieser Grotte verraten?«

»Ich habe es Ihnen doch gesagt. Wir wären alle ertrunken –«

»Blödsinn. Das kaufe ich Ihnen nicht ab. Die Dankbarkeit einem Retter gegenüber hält nicht lange an. Ich habe es selbst erlebt. Es bestimmt nicht das ganze Leben. Jeder, den ich hier treffe, ist glückselig. Ihr Leutchen betet das Goo an, stimmt's?«

»Nate, wenn Sie nicht eingesperrt sein wollen, werden Sie auch nicht eingesperrt. Sie können sich in Gooville frei bewegen ... überall hingehen, wo Sie wollen. Es gibt Hunderte Kilometer von Gängen. Manche davon habe selbst ich noch nie gesehen. Gehen Sie. Verlassen Sie die Grotte, und steigen Sie in einen dieser Gänge hinab. Aber wissen Sie was? Heute Abend werden Sie wieder nach Ihrer Wohnung suchen. Sie sind hier kein

Gefangener. Sie leben nur an einem anderen Ort und auf eine andere Weise.«

»Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

»Das Goo ist der Quell, Nate. Der Ursprung allen Lebens. Sie werden es sehen. Der Colonel –«

»Scheiß auf den Colonel! Der Colonel ist doch ein Mythos.«

»Sollten wir einen Kaffee trinken? Sie wirken mürrisch.«

»Verdammmt, Cielle, meine Kopfschmerzen tun nichts zur Sache.« Eigentlich taten sie das doch, in gewisser Weise. Nate hatte den ganzen Tag noch keinen Kaffee gehabt. »Außerdem, woher weiß ich, dass wir da wirklich Kaffee trinken? Wahrscheinlich ist es eine Mischung aus Kaffeebohnen und mutiertem Seeotter.«

»Das hätten Sie gern?«

»Nein, das hätte ich nicht gern. Ich hätte gern einen Türknauf. Und nicht so ein organisches Knotendings – ich möchte einen toten Türknauf. Und zwar einen, der schon immer tot war. Nicht irgendwas, zu dem ich freundschaftliche Beziehungen hatte.«

Cielle Nuñez war ein paar Schritte zurückgewichen, und die Walkinder, die ihnen gefolgt waren, schwiegen nun und standen in defensiver Herdenformation, die größeren Kinder außen. Spaziergänger, die normalerweise nickten und lächelten, wenn sie vorübergingen, machten einen großen Bogen um Nate. Heftiges Pfeifen wurde unter den umherlaufenden Walbengeln laut.

»Das würde Sie glücklich machen?«, fragte Nuñez. »Ein Türknauf? Wenn ich Ihnen einen Türknauf besorge, sind Sie glücklich?«

Warum sollte es ihm peinlich sein? Weil er die Kinder erschreckt hatte? Weil sich seine Entführer unwohl fühlten? Trotzdem war es ihm peinlich.

»Ich könnte außerdem ein paar Ohrstöpsel gebrauchen, falls Sie welche haben. Zum Schlafen.«

Während zehn der vierundzwanzig Stunden wurde es in der Grotte dunkel. Cielle hatte erklärt, das mache man nur für die Menschen, damit sie etwas Ähnliches wie ihren normalen Tagessrhythmus beibehalten konnten. Die Menschen brauchten den Wechsel zwischen Tag und Nacht – ohne diesen konnten viele nicht schlafen. Das Problem war nur, dass die Walbengel nie schliefen. Sie ruhten, aber sie schliefen nicht. Wenn es also in der Grotte dunkel wurde, machten sie einfach weiter. Allerdings gaben sie in der Dunkelheit ständig dieses Sonarklicken von sich. Bei Nacht hörte sich die Grotte an, als würde eine Armee von Steptänzern aufmarschieren.

Nuñez nickte. »Das lässt sich vermutlich arrangieren. Möchten Sie jetzt einen schönen, heißen Becher Seeotter?«

»Was?«

»Kleiner Scherz. Nehmen Sie's leicht, Nate.«

»Ich will nach Hause.« Er hatte es gesagt, bevor es ihm überhaupt bewusst war.

»Das wird nicht gehen. Aber ich gebe es weiter. Ich denke, es wird Zeit, dass Sie den Colonel kennen lernen.«

Sie verbrachten den Tag damit, durch die Läden zu ziehen. Nate fand ein Paar Leinenhosen, die ihm passten, Strümpfe und Unterwäsche und einen Stapel T-Shirts in einem winzigen Laden. So etwas wie Geld schien nicht nötig zu sein. Nuñez nickte dem Händler nur zu, und Nate nahm, was er brauchte. Es gab kaum Auswahl in den Läden, und das meiste, was dort angeboten wurde, stammte aus der realen Welt: Kleidung, Stoffe, Bücher, Rasierklingen, Schuhe und kleinere Elektrogeräte. Aber einige Läden führten Dinge, die in Gooville angebaut oder gefertigt worden waren: Zahnbürsten, Seifen, Lotionen. Die Verpackung schien aus dem sechzehnten Jahrhundert zu stammen – die Händler wickelten Pakete in dieses allgegenwärtige Öltuch, das leicht nach Tang roch, und tatsächlich war es von der gleichen olivgrünen Farbe wie der Riesentang. Kunden

brachten ihre eigenen Krüge für Öl, Essig und andere Flüssigkeiten mit. Nate hatte alles gesehen, von einem modernen Mayonnaise-Glas bis zu Töpferwaren, die mindestens hundert Jahre alt sein mussten.

»Wie lange, Cielle?«, fragte er, während er einem Händler zusah, der gezuckerte Datteln in einen mundgeblasenen Glaskrug zählte und diesen mit Wachs versiegelte. »Wie lange gibt es hier unten schon Menschen?«

Sie folgte seinem Blick zu dem gläsernen Krug. »Wir bekommen viele Kostbarkeiten aus versunkenen Schiffen, also lassen Sie sich nicht davon beeindrucken, wenn Sie Antiquitäten sehen. Das Meer ist ein guter Konservator. Möglicherweise haben wir es erst vor einer Woche geborgen. Eine Freundin von mir bewahrt Kartoffeln in einer zweitausend Jahre alten, griechischen Amphore auf.«

»Ja, und ich sammle mein Kleingeld im Heiligen Gral. Wie lange?«

»Sie sind heute so feindselig. Ich weiß nicht, wie lange, Nate. Lange eben.«

Er hatte Dutzende, Hunderte weiterer Fragen, zum Beispiel, woher sie die Kartoffeln hatten, wenn es doch kein Sonnenlicht gab, um etwas anzubauen. Aus versunkenen Schiffen holten sie die Kartoffeln jedenfalls nicht. Aber Cielle ließ es gar nicht so weit kommen und stellte sich ahnungslos.

Sie aßen in einem winzigen Lokal zu Mittag, das eine umwerfende Irin mit atemberaubend grünen Augen und einem mächtigen Schwung roter Haare betrieb, die – wie anscheinend alle hier – Cielle kannte und wusste, wer Nate war.

»Haben Sie denn schon einen Walkman, Dr. Quinn? Diese Walbengel lassen einen mit ihren Sonaren nachts glatt zum Trinker werden.«

»Wir besorgen ihm heute ein paar Ohrstöpsel, Brennan«, sagte Cielle.

»Musik ... damit kriegt man das Walbengel-Gepfeife weg«, sagte die Frau und verschwand in der Küche. An den Wänden des Bistros hing eine Sammlung antiker Biertabletts, befestigt – wie Nate in Erfahrung gebracht hatte – mit einem Klebstoff, der dem Sekret ähnelte, mit dem sich Seepocken an Schiffen festhielten. Etwas anzunageln, war nicht gern gesehen, da die Wände bei Verletzung eine Weile bluteten.

Nate nahm einen Bissen von seinem Sandwich – Fleischklöße mit Mozzarella auf gutem, knusprigem Baguette.

»Wie?«, fragte er Cielle und pustete dabei Krümel auf den Tresen. »Wie wird das ganze Zeug gemacht, wenn es kein Feuer gibt?«

Cielle zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. In einer Bäckerei vermutlich. Die Speisen werden außerhalb der Grotte zubereitet. Dort bin ich nie gewesen.«

»Sie wissen nicht, wie? Wie ist das möglich?«

Cielle Nuñez legte ihr Sandwich beiseite, stützte sich auf einen Ellbogen und lächelte Nate an. Sie hatte bemerkenswert gütige Augen, und Nate musste sich in Erinnerung rufen, dass sie den Auftrag hatte, sich mit ihm anzufreunden. Interessant, dachte er, dass sie dafür eine Frau ausgesucht haben. War sie ein Köder?

»Haben Sie je *Ein Yankee am Hofe des Königs Artus* gelesen, Nate?«

»Natürlich. Wie alle.«

»Dieser Mann geht aus dem späten neunzehnten Jahrhundert nach Camelot und versetzt alle mit seinem wissenschaftlichen Wissen in Erstaunen, vor allem, weil er Schießpulver herstellen kann, stimmt's?«

»Ja, und?«

»Sie sind Wissenschaftler, also halten Sie sich vielleicht besser als die meisten, aber nehmen Sie einen Durchschnittsbürger, zum Beispiel: jemanden, der in einem Supermarkt arbeitet.

Setzen Sie ihn ins zwölfe Jahrhundert ... Wissen Sie, was ihn dort ereilen wird?«

»Was wollen Sie mir sagen?«

»Tod durch bakterielle Infektion, höchstwahrscheinlich. Und die letzten Worte, die ihm über die Lippen kommen, dürften sein: >Es gibt etwas, das nennt sich Antibiotikum, wirklich wahr.< Was ich sagen will, ist: Ich weiß nicht, wie dieses Zeug gemacht wird, weil ich es noch nicht wissen musste. Niemand weiß, wie all die Sachen gemacht werden, die man so benutzt. Ich denke, ich könnte es rausfinden und es Sie wissen lassen, aber ich versichere Ihnen, dass ich Sie nicht einfach hinhalte, um geheimnisvoll zu erscheinen. Wir machen mit den Walschiffen viele Bergungen, und es gibt ein Netzwerk, das bis in die reale Welt reicht und uns viele unserer alltäglichen Dinge besorgt. Wenn ein Frachter palettenweise Waren für die Bewohner einer abgelegenen Pazifikinsel entlädt, wissen die Leute an Bord nur, dass sie bezahlt wurden und ans Ufer geliefert haben. Sie warten nicht ab, wer die Waren holt. Die Alten sagen, früher hätte das Goo für alles gesorgt. Es kam nichts von draußen herein, was sie nicht bei sich gehabt hatten, als sie herkamen.«

Nate biss von seinem Sandwich ab und nickte, als würde er darüber nachdenken, was sie eben gesagt hatte. Seit er in Gooville angekommen war, hatte er jeden wachen Augenblick über zwei Dinge nachgegrübelt: erstens, wie das alles funktionieren konnte, und zweitens, ob es einen Fluchtweg gab. Von irgendwoher musste das Goo seine Energie bekommen. Allein schon für die Beleuchtung der großen Grotte wären viele Millionen Kalorien nötig. Falls die Energie von draußen kam, wäre es vielleicht möglich, auf diesem Weg auch zu entkommen.

»Und müssen Sie es füttern? Das Goo?«

»Nein.«

»Na, dann –«

»Keine Ahnung, Nate. Ich weiß es einfach nicht. Wie funktioniert eine chemische Reinigung?«

»Na, wahrscheinlich werden da Lösungsmittel verwendet, die, mh ... Hören Sie, Biologen haben nicht viel Zeug, das chemisch gereinigt werden muss. Ich bin mir sicher, dass es nicht besonders kompliziert ist.«

»Tja, das Gleiche könnte ich in Bezug auf das Goo sagen.«

Cielle stand auf und sammelte ihre Pakete ein. »Gehen wir, Nate. Ich bringe Sie zu Ihrer Wohnung. Dann mache ich mich auf den Weg zur Höhle der Walbengel und kümmere mich darum, dass der Colonel Sie empfängt. Und zwar noch heute.«

Nate hatte noch zwei Bissen von seinem Sandwich übrig. »Hey, ich hab noch zwei Bissen von meinem Sandwich übrig«, sagte er.

»Tatsächlich? Und haben Sie sich gefragt, woher wir in Goo-ville Fleischklöße bekommen? Was für Fleisch könnte da wohl drin sein?«

Nate ließ sein Sandwich fallen.

»Wir sind wohl ein bisschen heikel, was?«, sagte Brennan, als sie aus der Küche kam, um die Teller abzuräumen.

Nate las gerade einen miesen Gerichtsroman, den er in der kleinen Bibliothek seiner Wohnung gefunden hatte, als ihn die Walbengel holten. Sie kamen zu dritt, zwei große Bullen mit der Färbung von Killerwalen und ein kleineres, blaues Weibchen. Erst als die Blaue mit der Stimme einer zermalmtten Elfe »Hi, Nate« quiekte, erkannte er Emily 7 wieder.

»Wow, hi, Emily. Ist ›Emily‹ okay, oder sollte ich lieber ›Sieben‹ dazu sagen?« Nate war hinterher immer so unbeholfen, selbst wenn es gar kein Hinterher gab, weil nichts gewesen war.

Sie verschränkte die Arme vor der Brust und wölbte ihr linkes Auge in seine Richtung.

»Okay«, sagte Nate und machte sich bereit. »Dann sollten wir wohl los. Habt ihr meinen Türknauf schon gesehen? Brandneu. Rostfreier Stahl. Mir ist bewusst, dass er zu allem anderen nicht passt, aber, na ja, er gibt mir so ein Gefühl von Freiheit.« *Klar, Nate. Es ist ein Türknauf, dachte er.*

Sie gingen mit ihm am äußeren Rand der Grotte entlang und in einen der gigantischen Gänge, die aus der Grotte hinausführten. Sie liefen eine halbe Stunde, folgten einem Labyrinth aus Gängen, die immer enger wurden, je weiter sie kamen, wobei die leuchtend rote Hummerpanzer-Oberfläche zu etwas verblasste, das wie Perlmutt aussah. Es leuchtete schwach, gerade so hell, dass sie sehen konnten, wohin sie gingen.

Schließlich wurde der Gang wieder breiter und führte in einen Raum, der wie eine Art ovales Amphitheater aussah, in dem alles wie Perlmutt schimmerte. Bänke säumten den Raum, allesamt mit Blick auf eine breite Rampe, die zu einem runden Portal – groß wie ein Garagentor – führte, verschlossen von einer Iris aus schwarzem Muschelkalk.

»Ooooooh, der große, mächtige Zauberer von Oz wird dich nun empfangen«, sagte Nate.

Die Walbengel, die normalerweise so ziemlich alles lustig fanden, wandten sich ab. Einer der beiden Schwarzweißen fing an, durch sein Blasloch ein leises Lied zu pfeifen. »In der Halle des Bergkönigs« oder einen Streisand-Song – irgendwas Gruseliges, dachte Nate.

Emily 7 schlug dem Pfeifer mit dem Handrücken gegen die Brust, und er hörte abrupt auf. Dann legte sie Nate eine Hand auf die Schulter und bedeutete ihm, die Stufen zu dem runden Portal hinaufzugehen.

»Okay, das war's dann wohl.« Nate machte sich rückwärts auf den Weg die Rampe hinauf, während die Walbengel langsam von ihm abrückten. »Ihr lasst mich hier besser nicht allein. Den Weg finde ich nie zurück.«

Emily 7 setzte ihr liebreizendes Hack-einen-Lachs-in-zwei-Hälften-Lächeln auf und winkte ihn weiter.

»Danke, Em. Du siehst toll aus, weißt du. Hatte ich das schon gesagt? So *glänzend*.« Er hoffte, dass glänzend gut war.

Die Iris hinter ihm öffnete sich. Die Walbengel fielen auf die Knie und berührten mit ihren Unterkiefern den Boden. Nate drehte sich um und sah, dass die Perlmuttrampe in einen leuchtend roten Raum führte, der vor Licht pulsierte und feucht schimmerte, während die Wände zu atmen schienen. Also, *das* sah wie ein Lebewesen aus – das Innere eines Lebewesens. So hatte er es sich eigentlich vorgestellt, als er vom Wal gefressen worden war. Er ging hinein. Nach ein paar Schritten verschmolz die Rampe mit dem rötlichen Fleisch, von dem Nate nun sehen konnte, dass es mit Adern und etwas, bei dem es sich um Nerven handeln mochte, durchzogen war. Die Größe des Raumes konnte er nicht ausmachen. Dieser schien sich zu erweitern, um ihn zu empfangen, und hinter ihm zusammenzuziehen, als bewegte sich Nate in einer großen Blase. Als die Iris im rosigen Goo verschwand, spürte Nate, wie Panik in ihm aufkam. Er holte tief Luft – satte, feuchte Luft –, und seltsamerweise erinnerte er sich daran, was ihm Poynter und Poe im Buckelwalschiff erklärt hatten: Es ist einfacher, wenn man akzeptiert, dass man tot ist. Er atmete noch mal tief ein und schob sich ein paar Schritte vorwärts, dann blieb er stehen.

»Ich fühl mich hier drinnen wie ein verdammtes Spermium!«, schrie er. Scheiß drauf, er war ja sowieso schon tot. »Ich soll mich mit dem Colonel treffen.«

Bei dem Stichwort begann sich das Goo vor ihm zu öffnen, was aussah, als säße man im Innern einer sich entfaltenden Blüte. Helleres Licht beleuchtete den Raum, der nun gerade groß genug war, um Nate, eine zweite Person und etwa drei Meter Konversationsabstand zu beherbergen. In einer gewaltigen Masse aus rosafarbenem Goo, bekleidet mit einem Tropenanzug und

mit einer Baseballkappe der San Francisco Giants auf dem Kopf, hatte es sich der Colonel bequem gemacht.

»Nathan Quinn! Schön, Sie zu sehen! Ist lange her«, sagte er.

29

Gespräche unter Toten

Nate hatte seinen alten Lehrer Gerard »Growl« Ryder vierzehn Jahre nicht zu Gesicht bekommen, aber abgesehen davon, dass er sehr blass war, sah der Biologe ganz genauso aus, wie Nate ihn in Erinnerung hatte: klein und kräftig, mit einem spitzen Kinn, und dazu langes, graues Haar, das stets drohte, ihm vor seine hellgrünen Augen zu fallen.

»Sie sind der Colonel?«, fragte Nate. Ryder war vor zwölf Jahren verschwunden. Verschollen bei den Aleuten.

»Ich habe eine Weile mit dem Titel herumgespielt. Ungefähr eine Woche war ich ›Menschenfleisch, der Mächtige‹, aber ich fand, das klang, als hätte ich etwas zu kompensieren, also habe ich etwas Militärisches gesucht. Es gab ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen Käpt'n Nemo aus *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer* und Colonel Kurtz aus *Herz der Finsternis*. Schließlich habe ich mich einfach zum ›Colonel‹ durchgerungen. Es klingt bedrohlicher.«

»Das tut es.« Wieder einmal kam die Wirklichkeit für Nate in eine kontextuelle Schräglage, und er gab sich alle Mühe, nicht abzurutschen. Dieser einstmals großartige, *großartige* Mann saß nun in einem Haufen Goo und sprach davon, wie er sein megalomanisches Pseudonym gewählt hatte.

»Tut mir Leid, dass Sie so lange warten mussten, bis ich Sie holen ließ. Aber da Sie nun hier stehen: Wie fühlt man sich in Gegenwart Gottes?«

»Bei allem Respekt, Sir, Sie haben sie doch nicht mehr alle.«

»Das ist irgendwie nicht richtig«, flüsterte Clay Libby Quinn ins Ohr. »Wir sollten keine Beerdigung abhalten, wenn Nate noch lebt.«

»Es ist keine Beerdigung«, sagte Libby. »Es ist ein Gottesdienst.«

Alle waren in die Schutzstation gekommen. In der ersten Reihe: Clay, Libby, Margaret, Kona, Clair und die Komische Alte. Weiter hinten: Cliff Hyland und Tarwater mit ihrem Team, der Graf und seine wissenschaftlichen Handlanger, Jon Thomas Fuller und sämtliche Bootsbesatzungen der Hawaii Whale Inc., die sich aus etwa dreißig Leuten zusammensetzten. Ganz hinten: Walpolizisten, Barkeeper und zwei Kellnerinnen aus dem Longee's. Vom Hafen: Hausbootbesitzer und Charterkapitäne, der Hafenmeister, leichte Mädchen und Tauchlehrer, Deckshelfer und einer, der auf dem Tankanleger hinterm Kaffeetresen stand. Darüber hinaus Forscher von der University of Hawaii und – was seltsam genug war – zwei Schwarzkorallentaucher. Die Deckenventilatoren mischten ihre Gerüche in der abendlichen Brise. Clay hatte den Gottesdienst für den Abend angesetzt, damit die Forscher keinen Arbeitstag verloren.

»Trotzdem«, sagte Clay.

»Er war ein Löwe«, sagte Kona, und eine Träne schimmerte in seinem Auge. »Ein mächtiger Löwe.« Es war das größte Kompliment, das ein Rastafari einem Menschen machen konnte.

»Er ist nicht tot«, sagte Clay. »Das weißt du doch, du Depp.«

»Trotzdem«, sagte Kona.

Es war eine hawaiianische Bestattung, zu der jedermann in Flipflops und Shorts kam, aber die Männer hatten ihre besten Aloha-Hemden angezogen, die Frauen ihre buntesten Kleider, und viele hatten Blumengirlanden mitgebracht und über die Kränze vorn im Raum drapiert, die Nathan Quinn und Amy Earhart darstellen sollten. Ein Priester von der Unity Church sprach zehn Minuten über Gott und Meer, Wissenschaft und Hingabe,

und dann machte er den Platz frei für alle, die noch was sagen wollten. Es folgte eine lange Pause, bis die Komische Alte zum Podium wankte, in einem weiten Muumuu, auf dem ein lächelnder Wal abgebildet war. In ihrem Haar schimmerte ein Dutzend weißer Orchideen.

»Nathan Quinn lebt weiter«, sagte sie.

»Gebt ihr ein Amen!«, rief Kona. Clair riss an seinen letzten Dreadlocks.

Die Biologen und Studenten sahen sich an, mit großen Augen, verdutzt, als fragten sie sich, ob jemand ein Amen dabeihatte, auf das er verzichten konnte. Niemand hatte ihnen gesagt, dass sie ein Amen brauchen würden, sonst hätte sie bestimmt eins eingepackt. Die Hafenleute und Bürger von Lahaina waren durch die Wissenschaftler eingeschüchtert, und sie hatten nicht die Absicht, in Gegenwart so vieler Schlauberger ein Amen wegzugeben, nie im Leben. Den Walbullen missfiel der Umstand, dass Kona nicht im Gefängnis saß – einen Dreck würden sie ihm geben, von einem Amen ganz zu schweigen. Schließlich seufzte einer der Schwarzkorallentaucher, der am Abend zuvor den perfekten Trauercocktail entdeckt hatte (eine Pille Ecstasy, ein Joint und eine Flasche Whisky), sein kraftloses »Amen« über die Trauernden hinweg, wie ein verschlafener Kuss, frühmorgens, wenn man aus dem Mund stinkt.

»Und ich weiß«, fuhr die Komische Alte fort, »wenn er nicht so stor gewesen wäre und diesem Sänger im Kanal ein Pastrami-Sandwich mit dunklem Brot mitgebracht hätte, wäre er heute noch unter uns.«

»Aber wenn er hier unter uns wäre –«, flüsterte Clair.

»Schschsch«, schschschte Margaret Painborne.

»Wag nicht, mir den Mund zu verbieten, sonst kannst du dich schon mal für ein neues Gebiss anmelden.«

»Bitte, Schatz«, sagte Clay.

Die Komische Alte faselte etwas davon, sie habe in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren jeden Tag mit den Walen gesprochen. Sie kannte Nate und Clay schon, seit die beiden das erste Mal auf die Insel gekommen waren, und erinnerte sich, wie jung und dumm sie damals gewesen seien, und wie sehr sich das verändert hatte, denn jetzt seien sie nicht mehr jung. Sie sprach davon, was für ein tiefgründiger und vernünftiger Mann Nate sei, der – wenn er nicht so zerstreut gewesen wäre – vielleicht eine anständige Frau gefunden hätte, die ihn liebte, und dass sie nicht wisse, wo er sei, aber wenn er seinen Hintern nicht bald nach Maui schaffte, wollte sie ihm denselben versohlen. Und dann setzte sie sich in ohrenbetäubender Stille, und alle starnten Clay an, der konzentriert den Deckenventilator musterte.

Nach einer langen, beklemmenden Minute, in der es ein paar Mal schien, als wollte der Priester den Gottesdienst beenden, stand Gilbert Box auf, der Graf. Ausnahmsweise trug er keinen Hut, dafür aber seine große Sonnenbrille, und ohne den mächtigen Hut verlieh die Brille seiner eckigen Erscheinung etwas Insektenhaftes – eine besonders blasse Gottesanbeterin in Khakis. Er richtete das Mikrofon ein, räusperte sich mit großer Geste und sagte: »Ich habe Nathan Quinn nie gemocht ...« Und alle warteten auf das »aber«, aber es kam nicht. Gilbert Box nickte der Menge zu und setzte sich wieder hin. Gilberts Wiesel applaudierten.

Als Nächstes meldete sich Cliff Hyland zu Wort, sprach zehn Minuten davon, was für ein großartiger Mensch und wunderbarer Forscher Nate gewesen sei. Dann ging tatsächlich Libby nach vorn und sprach ausgiebig darüber, wie kanadisch Nate gewesen sei und wie er einmal das Große Wappen von British Columbia gegen alle anderen Provinzwappen verteidigt habe, weil es einen Elch und einen Widder zeigte, die eine Wasserpfeife rauchten, was von Gemeinschaftsgeist und Toleranz zeuge, während Ontarios Wappen einen Elch und einen Wapiti-hirsch zeigte, die versuchten, einen Bären zu fressen, und das

von Saskatchewan zeigte einen Elch und einen Löwen, die Feuer unter einem Fondue topf machen wollten (wobei beide unübersehbar die allen Kanadiern angeborene Angst vor Elchen ausschlachteten), und auf dem Wappen von Quebec war eine Frau in einer Toga dargestellt, die einem Löwen ihre Brust zeigte, was einfach nur scheißfranzösisch sei. Er hatte sämtliche Provinzen und deren Wappen aufgezählt, aber an die anderen konnte sich Libby nicht mehr erinnern. Dann schniefte Libby und setzte sich hin.

»Was anderes ist dir nicht eingefallen?«, zischte Clay. »Nach wie vielen Ehejahren? Fünf?«

Libby flüsterte ihm ins Ohr: »Ich musste etwas finden, was für Margaret nicht bedrohlich ist. Aber du reißt dich ja auch nicht gerade darum, aufs Podium zu steigen.«

»Ich werde nichts über meinen toten Freund sagen, solange ich nicht sicher sein kann, dass er tot ist.«

Und bevor sie sich's versahen, stand Jon Thomas Fuller auf dem Podium und dankte Nate für die Unterstützung seines neuen Projektes, dann erklärte er, wie dankbar er sei, dass die Gemeinschaft der Walforscher hinter seiner neuen »Delfin-Begegnungsstätte« stehe, was für die anwesenden Walforscher eine echte Neuigkeit war. Während der kurzen Ansprache hielt Clair Clays Nacken im Griff, scheinbar in tröstender Umarmung – aber in Wahrheit aber war es ein Würgegriff, den sie von den Cops im Fernsehen gelernt hatte. »Baby, wenn du versuchst, auf ihn loszugehen, liegst du in drei Sekunden ohnmächtig am Boden. Es wäre respektlos – dem Gedenken an Nate gegenüber.«

Aber ihr Bemühen ließ Kona auf der anderen Seite unbeachtet, und der brachte es fertig, ein »Bullshit« zu husten, als Jon Thomas sich wieder hinsetzte.

Als Nächstes stand eine Doktorandin auf, die für Cliff Hyland arbeitete, und sprach davon, wie sehr Nates Arbeit sie dazu inspiriert habe, sich der Forschung zu widmen. Dann sprach

jemand von der Hawaiianischen Naturschutzbehörde darüber, dass Nate stets an vorderster Front für den Schutz der Buckelwale gekämpft habe. Dann sagte der Hafenmeister, Nate sei ein fähiger und verantwortungsvoller Bootsführer gewesen. Alles in allem verging eine Stunde, und als deutlich wurde, dass keiner mehr aufstehen würde, machte sich der Priester auf den Weg zum Podium, doch Kona kam ihm zuvor. Er war Claires stählernem Griff entkommen und stolzierte nach vorn.

»Wie das alte Tantchen sagt: Nathan lebt weiter. Leider hat keiner hier was vom Sahneschnittchen gesagt, die – Jah sei ihr gnädig – in diesem Augenblick im weiten Meer die Fische füttert.« (Schnief.) »Ich kannte sie nur kurz, aber ich glaube, ich spreche für uns alle, wenn ich sage, dass ich sie immer gern mal nackt sehen wollte. Echt, Mann. Wenn ich nur daran denke, an ihren festen, runden –«

»– dann wird sie uns sehr fehlen«, sagte Clay und beendete den Satz des Möchtegern-Hawaiianers. Er hielt Kona den Mund zu und zerrte ihn zur Tür. »Sie war ein schlaues Mädchen.« In diesem Moment erkomm der Priester das Podium, dankte allen, dass sie gekommen waren, und erklärte mit einem Gebet, die letzte Ehre sei somit erwiesen. Amen.

»Tja, geistige Gesundheit kann ein Problem darstellen«, sagte Growl Ryder. »Gottes Gewissen zu sein, ist ein harter Job.«

Nate sah sich um, und das Goo wich um sie herum zurück, als folgte es seinem Blick, bis die Kammer einen Durchmesser von gut fünf Metern hatte – eine Blase. *Es ist, als würde man in einer Harnblase zelten*, dachte Nate.

»Besser so?«, fragte Ryder.

Nate erkannte, dass der Colonel die Form des Raums beeinflussen konnte.

»Ein Sitzgelegenheit wäre nett.«

Das Goo hinter Nate formte sich zu einer Chaiselounge. Nate berührte sie nur zögerlich, erwartete schleimige Fäden an seiner Hand, aber obwohl das Goo glänzte, als wäre es feucht, fühlte sich der Sitz doch trocken an. Warm und ekelig, aber trocken. Er setzte sich darauf.

»Alle denken, Sie sind tot«, sagte Nate.

»Danke gleichfalls.«

Nate hatte noch nicht viel darüber nachgedacht, aber natürlich hatte der Colonel damit Recht. Sicher hatte man ihn längst für tot erklärt.

»Waren Sie schon die ganze Zeit hier, seit sie damals verschwunden sind, vor wie vielen Jahren – zwanzig?«

»Ja. Man hat mich mit einem umgebauten Nordkaper geholt. Er hat mein Schlauchboot und meine Ausrüstung aufgefressen. Mit einem Blauwal haben sie mich dann hergebracht. Ich bin auf der Reise völlig durchgedreht. Konnte das alles nicht in meinen Kopf kriegen. Fast den ganzen Weg hierher war ich angeschnallt. Das hat sicher nicht geholfen.« Ryder zuckte mit den Schultern. »Es ging mir besser, nachdem ich akzeptiert hatte, wie es hier unten läuft. Ich habe verstanden, wieso sie mich geholt haben.«

»Und zwar ...?«

»Aus demselben Grund, aus dem man auch Sie geholt hat. Ich stand kurz davor, mir aus den Signalen in den verschiedenen Walrufen ihre Existenz zusammenzureimen. Man hat uns beide geholt, um die Walschiffe und schlussendlich auch das Goo zu beschützen. Wir sollten dankbar sein, dass man uns nicht einfach getötet hat.«

Darüber hatte Nate schon nachgedacht. Wozu der Aufwand?

»Okay, und wieso hat man es nicht einfach getan?«

»Nun, sie haben mich lebend geholt, weil das Goo und die Leute hier wissen wollten, was ich wusste und wie ich darauf

gekommen war, etwas hinter den Walrufen zu vermuten. Und Sie hat man lebend geholt, weil ich es befohlen habe.«

»Warum?«

»Was meinen Sie damit? ›Warum‹? Weil wir Kollegen waren, weil ich Ihr Lehrer war, weil Sie klug und intuitiv sind und ich Sie mochte und ich ein netter Kerl bin. ›Warum‹? Leck mich am Arsch ... ›Warum‹?«

»Growl, Sie leben hier in einer Schleimhöhle und wahren eine Identität als mysteriöser Herrscher über eine Unterwasserstadt, Sie haben das Kommando über eine Flotte fleischlicher Kriegsschiffe mit Mannschaften aus Walmenschen, und momentan liegen Sie auf einer pulsierenden Masse aus gallertartigem Goo, das aussieht, als stamme es aus dem Wackelpeter der Hölle ... also entschuldigen Sie bitte vielmals, wenn ich Zweifel an Ihren Motiven hege.«

»Okay. Das ist ein Argument. Kann ich Ihnen was zu trinken anzubieten?«

Wie viele Wissenschaftler, die Nate kannte, hatte Ryder ge redet und geredet, bis er mittendrin merkte, dass er gewisse zwischenmenschliche Umgangsformen, die zivilisierte Menschen pflegten, schlicht vergessen hatte, doch in diesem Augenblick lag er vollkommen neben der Spur. »Nein, ich will nichts trinken. Ich will wissen, wie das alles so gekommen ist. Was ist das für Zeug? Sie sind Biologe, Ryder, es muss Sie doch neugierig gemacht haben.«

»Und ich bin es immer noch. Aber ich weiß nur, dass alles in Gooville aus diesem Zeug besteht, alles was Sie hier sehen, die Gebäude, die Gänge, der Großteil der Maschinen, beispielsweise der Biomasmachinerie – das alles ist das Goo. Ein gigantischer, alles umfassender Organismus. Er kann sich in fast jeden anderen Organismus auf der Erde verwandeln und neue Organismen bilden, wenn die Notwendigkeit besteht. Das Goo hat die Walschiffe und die Walbengel erschaffen. Und jetzt kommt der

Knaller, Nate: Es hat dafür keine dreißig Millionen Jahre gebraucht. Die gesamte Spezies ist nicht älter als dreihundert Jahre.«

»Das ist unmöglich«, sagte Nate. Es gab gewisse Dinge, die man akzeptierte, wenn man Biologe werden wollte, zum Beispiel, dass komplexes Leben durch einen Evolutionsprozess in Form natürlicher Auslese entstanden war, dass man eine neue Spezies bekam, weil die Gene, die für das Überleben in einer bestimmten Umgebung günstig waren, innerhalb dieser Spezies reproduziert, ausgewählt und weitergegeben wurden, ein Prozess, der oft Jahrmillionen dauerte. Man gab keine Bestellung auf, um sich seine neue Spezies am Ausgabeschalter abzuholen. Es gab keinen kosmischen Chefkoch, es gab keinen Uhrmacher, es gab keinen Schöpfer. Es gab nur Entwicklung und Zeit. »Woher wollen Sie das denn überhaupt wissen?«

»Vieles weiß ich einfach, weil ich mit dem Goo in Kontakt stehe, aber ich liege selten daneben. Vielleicht war es noch weniger Zeit – zweihundert Jahre.«

»Zweihundert Jahre? Die Walbengel sind definitiv intelligentes Leben, und ich weiß nicht, was diese Walschiffe eigentlich sind, aber auch die leben zweifelsohne. Derart komplexe Entwicklungen geschehen niemals in so kurzer Zeit.«

»Nein, ich würde sagen, das Goo ist vermutlich schon etwa dreieinhalb Milliarden Jahre hier. Die Felsen dieser Höhlen gehören zu den ältesten der Welt. Ich sage nur, dass die Walbengel und die Schiffe neu sind. Die sind erst ein paar hundert Jahre alt, denn seit damals braucht das Goo sie.«

»Das Goo brauchte sie, und deshalb hat es sie erschaffen, damit sie ihm dienen? Als hätte es einen Willen?«

»Es hat tatsächlich einen Willen. Es hat ein Bewusstsein, und es weiß eine Menge. Tatsächlich möchte ich behaupten, dass das Goo eine Fundgrube für alles biologische Wissen auf dem Planeten darstellt. Dieses Goo, Nate ... dieses Goo ist Gott

näher als alles, was wir sonst je zu sehen bekommen. Es ist die perfekte Suppe.«

»So was wie die Ursuppe?«

»Ganz genau. Vor vier Milliarden Jahren haben sich ein paar große, organische Moleküle zusammengetan, wahrscheinlich um eine geothermische Quelle in der Tiefsee herum, und sie haben gelernt, sich zu teilen, sich zu reproduzieren. Da die Reproduktion das Spiel des Lebens ist, haben sie sehr schnell – vermutlich nach kaum hundert Millionen Jahren – den gesamten Planeten überzogen. Große, organische Moleküle, die heute nicht mehr existieren könnten, weil Millionen Bakterien sie fressen würden, aber damals gab es noch keine Bakterien. Es gab eine Zeit, in der die gesamte Meeresoberfläche von einem einzigen Lebewesen bevölkert war, das gelernt hatte, sich selbst zu reproduzieren. Es stimmt: Als die Replikatoren den unterschiedlichen Bedingungen ausgesetzt waren, mutierten sie, entwickelten sich zu neuen Spezies, ernährten sich voneinander, manche kolonisierten sich gegenseitig und verwandelten sich in komplexe Tiere, aber ein Teil dieses Urtieres zog sich in seine ursprüngliche Nische zurück. Mittlerweile wurden chemische Informationen ausgetauscht – erst durch RNS, dann durch DNS –, und als sich die einzelnen Spezies entwickelten, trugen sie sämtliche Informationen für die Erschaffung der nächsten Spezies weiter, und diese Information reicht auch bis zum Urtier zurück. Aber es hatte seine sichere Nische, holte seine Energie aus der Erdwärme, im Schutz von Fels und Tiefsee. Es nahm alle Informationen von den Tieren auf, mit denen es in Kontakt kam, aber es veränderte sich nur, um sich schützen und reproduzieren zu können. Während Millionen und Abermillionen Spezies im Meer lebten und starben, entwickelte sich dieses Urtier nur sehr langsam und lernte und lernte. Überlegen Sie mal, Nate: In den Zellen Ihres Körpers findet sich nicht nur der Plan für alle Lebewesen auf der Erde, sondern für alles, was je gelebt hat. Achtundneunzig Prozent Ihrer DNS sind nur Trittbrettfahrer,

glückliche, kleine Gene, die schlau genug waren, sich anderen, erfolgreichen Genen anzuschließen, wie eine Geldheirat, wenn man so will. Aber das Goo – es besitzt nicht nur alle diese Gene, es kann sie auch an- und abstellen. Dieser Platz, auf dem Sie sitzen, könnte ohne weiteres drei Milliarden Jahre alt sein.«

Plötzlich empfand Nate etwas, das er bisher nur gekannt hatte, wenn er mit seinem Laken um den Kopf in irgendeinem Hotel aufgewacht war: eine tiefe, ernste, von Widerwillen getriebene Hoffnung, dass dieser Platz in der ganzen Zeit irgendwann mal von seinem abgestoßenen Genmaterial gereinigt worden war. Er stand auf, nur zur Sicherheit. »Woher wollen Sie das alles wissen, Growl? Es widerspricht allem, was wir über die Evolution wissen.«

»Nein, tut es nicht. Es passt genau. Ja, ein komplexer Vorgang wie das Leben kann sich entwickeln, wenn man ihm genügend Zeit lässt, aber wir wissen auch, dass ein Tier, das perfekt in seine Nische passt, nicht zur Veränderung gezwungen wird. Haie sind im Grunde seit hundert Millionen Jahren unverändert geblieben, der Nautilus fünfhundert Millionen Jahre. Na ja, Sie sehen hier das Tier, das seine Nische zuerst gefunden hat. Das erste Lebewesen, der Ursprung, der Quell.«

Nate schüttelte den Kopf, als ihm die Dimension all dessen bewusst wurde. »Möglicherweise sind Sie in der Lage, die evolutionäre Entwicklung aufzuzeigen, aber das erklärt keineswegs Bewusstsein, analytisches Denken, Prozesse, für die ein komplizierter Mechanismus nötig ist. Einer derartigen Komplexität ist man mit großen, flauschigen Molekülen nicht gewachsen.«

»Die Moleküle haben sich verändert, aber sie erinnern sich. Das Goo ist eine komplexe, wenn auch amorphe Lebensform. Es gibt dafür keine Analogien. Alles und nichts ist Vorbild dafür.«

Nate trat einen Schritt vom Colonel zurück, und das Goo zuckte und machte ihm Platz. Die Bewegung rief ein kurzes Schwindelgefühl hervor, und er verlor das Gleichgewicht. Das Goo fing

ihn auf. Die Oberfläche wölbte sich gegen seine Schulter und hielt ihn auf den Beinen. Abrupt fuhr Nate herum. Das Goo zog sich zurück.

»Gott im Himmel! Das ist gespenstisch!«

»Da haben Sie es, Nate. Bewusstsein. Sie würden staunen, was das Goo alles weiß – und was es uns zu erzählen hat. Hier kann man sein Leben verbringen, Nate. Sie werden Dinge sehen, die Sie sonst nie zu sehen bekämen, und Dinge tun, die Sie sonst nie tun könnten. Und außerdem könnten Sie mir helfen, das größte biologische Rätsel in der Geschichte unserer Welt zu lösen.«

»Ich glaube, nachdem Sie das gesagt haben, sollten Sie in manisches Gelächter ausbrechen, Colonel.«

»Wenn Sie mir helfen, gebe ich Ihnen, was Sie immer haben wollten.«

»Im Gegensatz zu dem, was Sie glauben, will ich nur nach Hause.«

»Dazu wird es nicht kommen, Nate. Niemals. Sie sind ein kluger Kopf, also werde ich Sie nicht damit beleidigen, so zu tun, als seien die Umstände anders, als sie sind. Sie werden diese Höhlen nie mehr lebend verlassen, also werden Sie eine Entscheidung treffen müssen, wie Sie Ihr Leben verbringen wollen. Sie können hier alles haben, was Sie auch an der Erdoberfläche haben können, sogar viel mehr als das, aber Sie werden uns nicht verlassen.«

»Nun, in diesem Fall, Colonel, überreden Sie Ihren Riesen Schwabbel, Sie zu reproduzieren, dann können Sie sich selbst am Arsch lecken.«

»Ich weiß, was der Gesang der Wale bedeutet, Nate. Ich weiß, wozu er da ist.«

Nate fühlte sich, als hätte ihm seine eigene fixe Idee eins aufs Maul gehauen, aber er versuchte, sich den Treffer nicht anmerken zu lassen. »Ist jetzt gar nicht mehr so wichtig, oder?«

»Verstehe. Sie brauchen etwas Zeit, um sich an die Vorstellung zu gewöhnen, Nate, aber es besteht eine gewisse Dringlichkeit. Wir können nicht einfach warten und Daten sammeln – wir müssen etwas unternehmen. Ich brauche Ihre Hilfe. Wir werden bald erneut miteinander sprechen.«

Das Goo kam herab und schien den Colonel zu umschlingen. Es hörte sich an, als würde jemand Papier zerreißen, und hinter Nate öffnete sich ein langer, rosafarbener Tunnel, der bis hinab zur Irispforte führte, durch die er hereingekommen war. Er warf einen letzten Blick über die Schulter, aber da war nur noch Goo. Ryder war nicht mehr da.

In der Halle wurde Nate von den beiden großen Killerwalben-geln in Empfang genommen, die erst ihn ansahen und dann einander, um mit breitem, zahnreichem Grinsen loszukichern. Emily 7 war nirgends zu sehen.

»Der hat sie doch nicht mehr alle«, sagte Nate.

Die Walbengel brachen in keuchendes Gegacker aus und krümmten sich vor Lachen, als sie Nate durch den Gang in die Grotte zurückführten. *Da kann man sagen, was man will*, dachte Nate. *Das Goo hat diese Typen erschaffen, damit sie ihren Spaß haben.*

Sobald Nate die Wohnung betreten hatte, wusste er, dass er nicht allein war. Da war so ein Geruch, und nicht nur der allgegenwärtige Geruch des Meeres, von dem die Grotte erfüllt war, sondern ein süßerer, künstlicher Duft. Eilig suchte er die Wohnräume und das Badezimmer ab. Als sich die Tür zum Schlafzimmer öffnete, sah er Umrisse unter der Decke seines Doppelbetts. Die Biobeleuchtung im Schlafzimmer war nicht wie üblich angegangen. Nate seufzte. Die Gestalt unter der Decke hatte sich ganz am Rand des Bettes eingerollt, genau so, wie sie es auf dem Walschiff getan hatte.

»Emily 7, du bist eine liebenswerte – äh – Person, wirklich, aber ich bin ...« Was war er? Er hatte keine Ahnung, was er

sagen wollte. Er musste sich erst besser selbst kennen lernen? Er brauchte Freiraum? Doch dann wurde ihm bewusst, dass diese Gestalt dort unter der Decke – wer immer es auch sein mochte – zu klein war, als dass es sich um das verliebte Walmädchen handeln konnte. Nuñez, dachte er. Das würde noch schwieriger als mit Emily 7 werden. Nuñez war im Grunde sein einziger menschlicher Kontakt in Gooville, selbst wenn sie für das Goo arbeitete. Er wollte es sich nicht mit ihr verderben. Das konnte er sich nicht leisten. Er trat ins Schlafzimmer und versuchte, sich etwas einfallen zu lassen, was die Lage nicht noch schwieriger machte.

»Hör mal, ich weiß, wir haben viel Zeit miteinander verbracht, und ich mag dich, ich mag dich wirklich –«

»Gut«, sagte Amy und warf die Decke zurück. »Ich mag dich auch. Kommst du rein?«

30

Motherfluker

Clay und Kona hatten den Tag damit verbracht, den Dreck von der aus dem Hafenbecken gehobenen *Always Confused* zu schrubben.

Danach stand Clay auf der äußeren Hafenmauer von Lahaina und beobachtete, wie der rote Sonnenball im Pazifik versank und purpurnes Feuer über die Insel warf. Er hatte so ein seltsames Gefühl in der Magengrube, so eine Mischung aus Melancholie und Rastlosigkeit, als hätte er auf einer Totenwache für jemanden, den er gar nicht wirklich kannte, Kaffee mit Irish Whiskey getrunken. Ihm war, als müsste er etwas unternehmen, aber er wusste nicht, was. Er musste sich bewegen, aber er wusste nicht, wohin. Libby hatte bestätigt, dass die letzte verschlüsselte Nachricht, die Nate betraf, über eine Woche nach seinem Verschwinden aufgenommen worden war, und das schien ihm ein weiterer Beweis dafür zu sein, dass Nate seine Tortur im Kanal überlebt haben musste. Aber wo war er? Wie beeilt man sich, jemanden zu retten, wenn man nicht weiß, wo er ist? Sämtliche Analysen der Bänder hatten seither nur noch simple Walrufe preisgegeben. Clay wusste nicht weiter.

»Was machst du?« Kona trat hinter ihn. Er war barfußig und roch nach Putzmittel.

»Ich warte auf den grünen Blitz.« Tat er nicht wirklich, aber manchmal, wenn die Sonne hinter dem Horizont eintauchte, passierte es. Irgendwas musste doch passieren.

»Ja, hab ich auch schon mal gesehen. Wie kommt das?«

»Mh, also ...« Das war noch so was – er hatte die Naturwissenschaften einfach nicht genug im Griff, um dieses Walprojekt am Leben erhalten zu können. »Ich glaube, wenn die Sonne am

Horizont verschwindet, wird das restliche Lichtspektrum von der Mukosphäre reflektiert und ruft so den grünen Blitz hervor.«

»Klar, Mann. Die Mukosphäre.«

»Das nennt man Wissenschaft«, sagte Clay, wohlwissend, dass es keine Wissenschaft war.

»Wenn das Boot sauber ist, fahren wir raus, nehmen Wale mit dem Tonband auf und so?«

Gute Frage, dachte Clay. Er konnte die Daten sammeln, aber es mangelte ihm am nötigen Wissen, sie zu analysieren. Er hatte gehofft, das würde Amy übernehmen.

»Ich weiß nicht. Vielleicht finden wir ja Nate.«

»Dann meinst du, er lebt noch? Nach so langer Zeit?«

»Ja. Ich hoffe es. Ich denke, wir sollten die Arbeit weiterführen, bis wir ihn gefunden haben.«

»Yeah! Nate sagt, die Japaner töten unsere Zwerge, wenn du nicht hart arbeitest.«

»Die Zergwale, ja. Ich war mal auf einem ihrer Schiffe. Die Norweger tun es auch.«

»Ekelhaft abscheulich Schweinerei, das.«

»Vielleicht. Die Zergwalherde ist groß. Sie sind nicht gefährdet. Japaner und Norweger fangen nicht so viele, dass es der Population schaden könnte. Warum also sollten wir sie nicht jagen lassen? Ich meine, mit welchem Argument könnte man sie aufhalten? Dass Wale niedlich sind? Die Chinesen braten kleine Kätzchen – da protestieren wir auch nicht.«

»Die Chinesen braten Kätzchen?«

»Ich sage ja nicht, dass ich es toll finde, dass sie die Tiere töten, aber wir haben kein wirklich gutes Argument dagegen.«

»Die Chinesen braten Kätzchen?« Konas Stimme schraubte sich bedenklich in die Höhe.

»Vielleicht kann manches von unserer Arbeit beweisen, dass diese Tiere eine Kultur haben, dass sie uns näher sind, als es den Anschein hat. Dann hätten wir ein Argument.«

»Kätzchen? So kuschelig kleine Miezekätzchen? Die braten sie einfach?«

Clay dachte nach, betrachtete den Sonnenuntergang und war traurig und frustriert, und die Worte kamen wie ein endlos langer Seufzer aus ihm hervor: »Allerdings habe ich auf dem Walfangschiff gesehen, wie die japanischen Walfänger die Tiere einschätzen. Für die sind es Fische. Nicht mehr oder weniger als ein Thunfisch. Aber ich habe eine Pottwalkuh mit ihrem Kalb fotografiert, und das Kalb wurde von der Herde getrennt. Die Mutter kam zurück, um das Kalb zu holen, und schob es weit weg von unserem Schlauchboot. Die Walfänger waren sichtlich bewegt. Sie haben das Mutter/Kind-Verhalten erkannt. So benehmen sich keine Fische. Also ist noch nichts verloren.«

»Kätzchen?« Kona seufzte und klang genauso niedergeschlagen wie Clay.

»Mh-hm«, sagte Clay.

»Also, wie finden wir Nate, damit wir gute Arbeit leisten und die Buckel und die Zwerge retten?«

»Du meinst, das machen wir?«

»Nein. Noch nicht. Erst warten wir auf den grünen Blitz.«

»Ich verstehe nichts von Wissenschaft, Kona. Ich hab mir das mit dem grünen Blitz nur ausgedacht.«

»Ach, das wusste ich nicht. Wissenschaft, von der man nichts versteht, sieht immer aus wie Zauberei.«

»Ich glaube nicht an Magie.«

»Oh, Bruder, sag so was nicht. An Magie kommt keiner vorbei. Jetzt brauchst du meine Hilfe ganz bestimmt.«

Clay spürte, wie ihm ein Teil seiner bleischweren Melancholie von den Schultern genommen wurde, als er diesen Moment mit

dem Surfer teilte, doch sein Drang, etwas zu unternehmen, nervte ihn wie eine Mücke am Ohr. »Lass uns einen kleinen Ausflug machen, Kona.«

»Braten die in China wirklich Kätzchen?«, quiekte Kona mit so hoher Stimme, dass die Hunde am Hafen aufjaulten.

»Amy, wie ... was?« Die Lichter waren angegangen, und Nate sah, dass Amy in seinem Bett lag. Einiges von Amy sah er nun zum ersten Mal.

»Sie haben mich geholt, Nate. Genau wie dich. Ein paar Tage später. Es war grauenvoll. Schnell, halt mich fest.«

»Dich hat auch ein Walschiff gefressen?«

»Ja, genau wie dich. Halt mich fest, ich hab solche Angst!«

»Und sie haben dich bis hierher gebracht?«

»Ja, genau wie dich, nur ist es für ein Fräulein noch schlimmer. Ich fühl mich ... so ... so nackt. Halt mich!«

»Fräulein? Niemand sagt heute noch ›Fräulein‹.«

»Na, dann eben Afro-Amerikanerin.«

»Du bist keine Afro-Amerikanerin.«

»Ich kann mich nicht an alle politisch korrekten Begriffe erinnern. Gott im Himmel, Nate, was willst du? Eine Gebrauchs- anweisung? Komm rein.« Amy schlug die Decke zurück, dann nahm sie eine Pin-up-Pose ein und lächelte.

Aber Nate wich zurück. »Du steckst deinen Kopf ins Wasser, um den Walen zu lauschen. Der einzige Mensch, bei dem ich das vorher je gesehen hatte, war Ryder.«

»Sieh dir an, wie schön braun ich bin, Nate.« Sie fuhr mit den Fingerspitzen über ihre sonnengebräunte Haut, die in Nates Augen eher sonnenbeige war. Nichtsdestoweniger hatte sie nun seine Aufmerksamkeit. »So braun war ich noch nie.«

»Amy!«

»Was?«

»Das Ganze war doch abgekartet!«

»Ich liege hier splitternackt. Hast du daran schon mal gedacht?«

»Ja, aber –«

»Ha! Du gibst es zu. Ich war deine Forschungsassistentin. Duhattest die Macht, mich zu entlassen. Und doch: Da stehst du undstellst dir vor, wie ich nackt aussehe.«

»Du *bist* nackt.«

»Ha! Ich glaube, ich habe alles gesagt, was ich zu sagen habe.«

»Dieses ewige ›Ha‹ ist unprofessionell, Amy.«

»Mir doch egal. Ich arbeite nicht mehr für dich, und du bist nicht mehr mein Boss, und außerdem: Guck dir diesen Hintern an.« Er tat es. Sie warf einen Blick über ihre Schulter und grinste. »Ha!«

»Hör auf damit.« Er betrachtete die Wand. »Du hast mich ausspioniert. Deinetwegen ist das alles so gekommen.«

»Mach dich nicht lächerlich. Ich war nur ein kleiner Teil davon, aber das ist alles vergeben und vergessen. Guck mal, wie knackig ich bin!« Amy präsentierte sich, als hätte Nate sie eben in einer Gameshow gewonnen.

»Könntest du bitte damit aufhören?« Nate griff nach der Decke und zog sie ihr bis zum Hals.

»Knak-kig!«, sagte sie und legte mit jeder Silbe eine Brust frei.

Nate ging aus dem Zimmer. »Zieh dir was an, und komm raus da. So rede ich kein Wort mehr mit dir.«

»Gut, dann rede nicht«, rief sie ihm nach. »Komm einfach ins Bett.«

»Du bist nur ein Backfisch, der mich ködern soll«, rief er aus der Küche.

»Hey, Freundchen, so jung bin ich nun auch wieder nicht.«

»Dieses Gespräch geht erst weiter, wenn du voll bekleidet da rauskommst.« Nate setzte sich an seinen kleinen Esstisch und versuchte mit aller Macht, seine Erektion niederzuringen.

»Was ist los mit dir? Bist du irgendwie ein Spinner, eine Memme, so was wie ein Homo, hä?«

»Ja, genau«, sagte Nate.

Einen Moment blieb es im Schlafzimmer still. »O mein Gott, ich komme mir vor wie der letzte Idiot.« Ihre Stimme klang sanfter als vorher. Stolpernd kam sie aus dem Schlafzimmer, eingewickelt in die Decke. »Es tut mir ehrlich Leid, Nate. Ich hatte ja keine Ahnung. Du wirktest so interessiert. Ich hätte doch nie –«

»Ha!«, sagte Nate. »Da siehst du mal, wie es sich anfühlt.«

Die Komische Alte hatte ihnen Eistee mit Ingwergeschmack gegeben und Kona an eines ihrer Teleskope gesetzt, damit er sich den Mond ansah. Sie nahm neben Clay auf der Veranda Platz, und eine Weile lauschten sie der Nacht.

»Es ist schön hier«, sagte Clay. »Ich glaube, ich war noch nie bei Nacht hier oben.«

»Normalerweise liege ich um diese Uhrzeit im Bett, Clay. Ich hoffe, du hältst mich nicht für beschränkt, wenn ich meine Gedanken erst sortieren muss.«

»Natürlich nicht, Elizabeth.«

»Danke. Ich sehe es so: Jahrelang habt ihr, Nate und du, allen erzählt, ich sei nicht ganz bei Trost, weil ich behaupte, dass ich mit den Walen kommuniziere. Jetzt kommst du mitten in der Nacht hier raufgefahren, um mir die welterschütternde Nachricht zu überbringen, dass genau das, wovon ich euch seit Jahren

erzähle, möglicherweise stimmt?« Sie stützte ihr Kinn auf die Faust und sah Clay mit großen Augen an. »Sehe ich das in etwa richtig?«

»Wir haben nie behauptet, dass du nicht ganz bei Trost bist, Elizabeth«, sagte Clay. »Das wäre übertrieben.«

»Wie dem auch sei, Clay. Ich bin nicht verrückt.« Sie nippte an ihrem Tee. »Aber ich bin euch auch nicht böse. Ich lebe schon sehr lange auf diesen Inseln, Clay, und die meiste Zeit habe ich auf diesem Vulkan gewohnt. Ich habe mir den Kanal länger angesehen, als die meisten Menschen auf der Erde sind, aber kein einziges Mal habt ihr mich gefragt, wieso eigentlich. Wahrscheinlich wolltet ihr einem geschenkten Gaul lieber nicht ins Maul schauen. Es war einfacher zu glauben, ich hätte nicht mehr alle Bananen an der Staude, als mich zu fragen, woher mein Interesse kommt.«

Clay merkte, dass ihm der Schweiß am Kreuz hinunterlief. Schon früher hatte er sich in Gesellschaft der Komischen Alten unwohl gefühlt, aber auf ganz andere Weise – eher so, wie man sich fühlt, wenn eine Großtante einem in die Wange kneift und endlos von den alten Zeiten schwärmt. Heute war es, als würde er vom Staatsanwalt ins Kreuzverhör genommen. »Ich glaube kaum, dass Nate oder ich eine Antwort auf diese Frage hätte, Elizabeth, also ist es auch nicht ungewöhnlich, dass wir dich nicht danach gefragt haben.«

»Das ist Quatsch mit Krabbensoße«, sagte Kona, ohne sich vom Okular des Acht-Zoll-Spiegelteleskops abzuwenden.

»Er ist ein lieber Junge«, sagte die Komische Alte. »Clay, du weißt doch, dass Mr. Robinson bei der Navy war. Habe ich dir je erzählt, was er da gemacht hat?«

»Nein, Ma’am. Ich habe angenommen, dass er Offizier war.«

»Ich kann verstehen, wieso du das glaubst, aber das viele Geld kam von meiner Familie. Nein, Schätzchen, er war nur ein

kleiner Unteroffizier, ein Sonar-Mann. Man hat mir sogar gesagt, er sei damals der beste Sonar-Mann der Navy gewesen.«

»Das war er sicher, Elizabeth, aber –«

»Halt den Mund, Clay. Du wolltest meine Hilfe. Jetzt helfe ich dir.«

»Ja, Ma'am.« Clay hielt den Mund.

»James – so hieß Mr. Robinson mit Vornamen – hat den Buckelwalen so gern zugehört. Er sagte, sie würden ihm seine Arbeit erschweren, aber er hat sie geliebt. Damals waren wir auf Honolulu stationiert, aber U-Boot-Mannschaften hatten Schichten von hundert Tagen, und wenn sie dann im Hafen lagen und Zeit hatten, fuhren wir rüber nach Maui, mieteten ein Boot und fuhren raus auf den Kanal. Er wollte, dass ich an seiner Welt teilhabe – der Welt der Unterwasserlaute. Das kannst du doch verstehen, oder, Clay?«

»Natürlich.« Langsam allerdings hatte Clay kein so gutes Gefühl mehr, was diese Reise ins Land der Erinnerungen anging. Es gab einiges, was er wissen musste, aber er war nicht sicher, ob das hier dazugehörte.

»Damals habe ich vom Geld meines Vaters Papa Lani gekauft. Wir dachten, wir würden dort irgendwann leben und vielleicht ein Hotel daraus machen. Jedenfalls haben James und ich eines Tages beschlossen, ein kleines Motorboot zu mieten und auf der Meeresseite von Lanai zu campen. Es war ein schöner Tag, eine ruhige Fahrt. Auf dem Weg hinüber tauchte neben unserem Boot ein Buckelwal auf. Er schien uns sogar zu folgen, wenn wir den Kurs änderten. James fuhr langsamer, damit wir bei unserem neuen Freund bleiben konnten. Früher gab es keine Vorschriften, wie man sich einem Wal zu nähern hatte, nicht so wie heute. Wir wussten damals nicht mal, dass wir sie retten sollten, aber James liebte Buckelwale, und mir ging es irgendwann genauso. Damals lebten auf Lanai nur die Ananaspflanzer, und so fanden wir einen einsamen Strand, an dem wir ein Feuer

machten. Wir wollten uns was zu essen kochen, ein paar Highballs aus Blechbechern trinken, nackt schwimmen gehen und ... na ja, du weißt schon, am Strand Liebe machen. Siehst du, jetzt habe ich dich schockiert.«

»Nein, hast du nicht«, sagte Clay.

»Doch, hab ich. Tut mir Leid.«

»Nein, hast du nicht. Ehrlich. Alles in Ordnung, erzähl deine Geschichte.« *Alte Ladys*, dachte er.

»Als am Abend der Passat aufkam, haben wir das Zelt etwas abseits vom Strand in einem kleinen, windgeschützten Canyon aufgebaut. Nun, ich habe James nach allen Regeln der Kunst einen geblasen, und danach ist er auf der Stelle eingeschlafen.«

Clay verschluckte sich an seinem Tee.

»Ach, herrje, hast du einen Eiswürfel ins falsche Halsloch bekommen? Kona, Schätzchen, komm her und klopft Clay mal auf den Rücken.«

»Nein, geht schon.« Clay winkte ab. »Wirklich, alles okay.«

Tränen liefen über seine Wangen, und er wischte sich die Nase am Hemd ab. Plötzlich war er unglaublich froh, dass er Clair nicht mitgenommen hatte.

Kona hockte im Schneidersitz vor ihnen, da er plötzlich festgestellt hatte, dass er sich für Historisches interessierte. »Erzähl weiter, Tantchen.«

»Nun, ich hatte etwas Kopfschmerzen. Also beschloss ich, runter zum Boot zu gehen und mir eine Tablette aus dem Erste-Hilfe-Kasten zu holen. Wenn ich es recht bedenke, lag es sicher an einer leichten Verspannung im Nacken. Ich bekam immer so ein steifes Genick, wenn ich es ihm gemacht habe, aber James mochte es so gern.«

»Meine Güte, Elizabeth, würdest du bitte deine Geschichte weitererzählen«, sagte Clay.

»Entschuldige, mein Lieber, ich habe dich schockiert, nicht wahr?«

»Nein, alles in Ordnung. Ich bin nur neugierig, was dann passiert ist.«

»Hauptsache, ich habe dich nicht schockiert. Vermutlich sollte ich vor dem Jungen diskreter sein, aber es gehört zu der Geschichte.«

»Okay, was ist am Strand passiert?«

»Weißt du, wir konnten rammeln wie die Karnickel, die ganze Nacht, und davon habe ich nie Kopfschmerzen bekommen, aber einmal –«

»Der Strand. Bitte.«

»Als ich zum Strand kam, waren da zwei Männer bei unserem Boot. Es sah so aus, als machten sie sich am Motor zu schaffen. Ich duckte mich hinter einen Felsen, bevor sie mich sehen konnten. Im Mondschein habe ich sie beobachtet, ein Kleiner und ein Großer. Der Große schien eine Art Helm oder Taucheranzug zu tragen. Aber dann sagte der Kleine etwas, und der Große fing an zu lachen – zu kichern eigentlich –, und ich konnte sein Gesicht im Mondschein sehen. Es war kein Helm, Clay. Es war ein Gesicht – ein glattes, glänzendes Gesicht mit einem ganzen Maul voller Zähne. Ich konnte die Zähne sogar von dort sehen, wo ich stand. Es war nicht menschlich, Clay.

Ich bin dann zurück und habe James geweckt, hab ihm gesagt, er soll sich das ansehen. Ich habe ihn zu meinem Versteck geführt. Die beiden Männer – oder der Mann und dieses Ding – waren noch da, aber hinter ihnen, fast direkt am Strand, war außerdem ein Buckelwal, ein großer. Das Wasser kann dort kaum drei Meter tief gewesen sein, aber trotzdem lag er da und rührte sich nicht.

Tja, James hat nur zwei Männer gesehen, die sich an unserem Boot zu schaffen machten. Wir hatten wohl so einige Cocktails getrunken, und James musste zeigen, dass er ein großer, starker

Mann war. Er sagte, ich solle bleiben, wo ich war, und mich nicht von der Stelle röhren. Dann ist er zu denen rüber und hat geschrien, sie sollten verschwinden. Der Große, dieses nichtmenschliche Ding, tauchte sofort ins Wasser ab, aber der Mann sah sich um, als säße er in der Falle. Er wollte raus zu dem Wal, und James lief hinterher. Dann endlich sah James den Wal. Er blieb in der Brandung stehen und starrte ihn an. Da kam dieses Ding hinter ihm aus dem Wasser. Plötzlich war es da, ragte hinter ihm auf. Ich wollte schreien, aber ich hatte solche Angst. Das Ding schlug James mit irgendetwas nieder, mit einem Stein vielleicht, und er fiel vornüber ins Wasser. Dann habe ich so laut geschrien, wie ich konnte, aber ich bin mir nicht sicher, ob sie mich bei dem Lärm von Wind und Brandung überhaupt gehört haben.

Der Mann hat einen von James' Armen genommen, das Ding den anderen, und mit James im Schlepptau sind sie zum Wal geschwommen. Und dann, Clay, ist Folgendes passiert, so verrückt es sich auch anhören mag: Der Wal rollte auf die Seite, und sie haben James reingestopft, hinten beim Genitalschlitz, glaube ich. Dann hat der Wal mit seinem Schwanz geschlagen, bis er in tieferem Wasser war, und ist einfach davongeschwommen. Ich habe meinen Mann nie wiedergesehen.« Die Komische Alte nahm Clays Hand und drückte sie. »Ich schwöre dir, so ist es gewesen, Clay.«

Clay wusste nicht, was er sagen sollte. Im Lauf der Jahre hatte sie eine ganze Menge Zeug erzählt, das sich verrückt anhörte, aber das jetzt war die Mutter allen Unsinns. Und doch war sie ernsthafter, als er sie je gesehen hatte. Es war egal, was er glaubte und was nicht – er konnte nur sagen: »Ich glaube dir, Elizabeth.«

»Das war der Grund, Clay. Deshalb habe ich euch über die Jahre bei eurer Finanzierung geholfen, deshalb habe ich all die Jahre den Kanal beobachtet, deshalb gehören mir zwei Morgen

Land direkt am Wasser, und doch habe ich all die Jahre hier oben gelebt.«

»Ich versteh nicht, Elizabeth.«

»Sie kamen zurück, Clay. In jener Nacht ist der Wal zurückgekehrt, und dieses Ding kam wieder an den Strand, aber ich habe mich versteckt. Sie wollten mich holen. Am nächsten Tag bin ich nicht mal mehr zum Boot gegangen. Ich bin rauf zur Ananasplantage gewandert, und die haben mir geholfen. Sie haben mich mit einem ihrer großen Frachter rüber nach Lahaina gebracht. Seitdem war ich nicht mehr auf dem Wasser. Ich begebe mich nur noch in Ufernähe, wenn in der Schutzstation was los ist und viele Leute da sind.«

Clay dachte an den japanischen Soldaten, den man auf einer Pazifikinsel gefunden hatte und der sich dort noch zwanzig Jahre nach Kriegsende vor den Amerikanern versteckte. Elizabeth Robinson hatte sich offenbar vor etwas versteckt, was gar nicht nach ihr suchte. »Hast du jemandem davon erzählt? Die Navy hätte doch sicher gern gewusst, was einem ihrer besten Sonar-Männer passiert war.«

»Die haben gefragt. Ich habe es ihnen gesagt. Sie haben nur abgewunken. Sie haben gesagt, James sei in der Nacht schwimmen gegangen und ertrunken. Und ich selbst sei nicht nüchtern gewesen. Sie haben ein paar Leute da rübergeschickt, die Polizei von Maui auch. Sie haben das Boot gefunden, das immer noch am Strand lag, fahrbereit. Sie haben unser Lager gefunden, und sie haben eine Flasche Rum gefunden. Das war's dann.«

»Wieso hast du mir nie davon erzählt? Oder Nate?«

»Ich wollte, dass ihr eure Arbeit weitermacht. Inzwischen habe ich Beobachtungen angestellt. Weißt du, ich habe auch sämtliche wissenschaftlichen Zeitschriften gelesen. Ich suche nach allem, was dem Ganzen Sinn verleihen könnte. Kommt mit.«

Sie stand auf und ging ins Haus. Clay und Kona folgten ihr wortlos. Im Schlafzimmer öffnete sie eine Truhe aus Zedernholz

und holte ein großes Notizbuch hervor. Sie legte es aufs Bett und klappte die letzte Seite auf. Es war Nates Nachruf.

»Nathan war einer der Besten auf seinem Gebiet, und diese junge Frau hat gesagt, ein Wal hätte ihn gefressen. Danach ist sie selbst verschwunden.« Sie blätterte eine Seite zurück. »Vor zwölf Jahren ist dieser Dr. Ryder auf See verschollen, während er gerade die Laute der Wale studierte, wenn auch bei Blauwalen.« Sie blätterte noch eine Seite zurück. »Dieser Bursche hier, ein russischer Sonar-Experte, der sich nach England abgesetzt hatte, verschwand 1973 vor Cornwall. Es hieß, es sei der KGB gewesen.«

»Na, vermutlich war es wirklich der KGB. Tut mir Leid, Elizabeth, aber für jeden dieser Vorfälle scheint es eine ganz normale Erklärung zu geben, und das alles ist über einen so langen Zeitraum an verschiedenen Orten geschehen. Ich sehe nicht, wo da die Verbindung sein soll.«

»Die Laute unter Wasser, Clay. Und das Ganze ist *nicht* normal. Diese Männer – einschließlich James – waren allesamt Experten darin, dem Meer zu lauschen.«

»Selbst wenn ... willst du mir sagen, jemand hätte Wale abgerichtet? Fremde Wesen hätten Sonar-Leute entführt und sie Walen in den Arsch geschoben?«

»Sei nicht ordinär, Clay. Du bist zu mir gekommen, weil du Hilfe brauchst. Ich versuche, dir zu helfen. Ich weiß nicht, wer sie sind, aber wenn du mir erzählst, dass im Gesang der Wale Botschaften verborgen sind, bestätigt das nur, dass Nate und James und all die anderen Leute entführt wurden. Mehr kann ich gar nicht sagen. Ich bin mir sicher, dass Nate noch lebt.«

Clay setzte sich aufs Bett und nahm das Notizbuch. Darin waren weitere Artikel aus wissenschaftlichen Zeitschriften über Cetologie, über Unterwasser-Akustik, Berichte über Strandungen von Walen – bei einigen war keinerlei Zusammenhang zu erkennen. Es war die Fährtensammlung von jemandem, der

nicht wusste, wonach er suchte. Clay hielt sie nun schon so lange für verrückt, dass er nie gedacht hätte, sie könne wirklich etwas wissen. Ihm wurde bewusst, was sie angetrieben hatte. Er fühlte sich wie ein Schwein.

»Elizabeth, was hat es mit diesem Sandwich auf sich? Was ist mit den Kristallen und damit, dass die Wale mit dir sprechen? Ich begreife es nicht.«

»Ich habe diesen Anruf wirklich bekommen, Clay. Und was das andere betrifft, habe ich Träume, in denen die Wale zu mir sprechen, und ich höre auf sie. Nach fünfzig Jahren der Suche nehme ich alles an Hinweisen, was ich kriegen kann. Angesichts dessen, wonach ich suche, dachte ich, Magie und Traumdeutung könnten dabei so hilfreich sein wie jede andere Methode.«

»Siehst du«, sagte Kona. »Sag ich doch. Wissenschaft, die man nicht kennt? Magie.«

»Es kann sein, dass ich etwas sorglos mit meinem Vertrauen um mich geworfen habe. Ich hoffe nur, ich habe nichts Schlimmes angestellt.«

»Neeein, Tantchen, Jahs Liebe sei mit dir, selbst wenn du mit deinem Glauben hausieren gehst wie eine Nutte.«

»Kona, halt den Mund«, sagte Clay. »Was meinst du damit, Elizabeth? Du hoffst, du hast nichts Schlimmes angestellt?«

Sie nahm ihr Notizbuch, klappte es zu, dann setzte sie sich neben Clay aufs Bett und ließ den Kopf hängen. Eine Träne tropfte auf den schwarzen Pappumschlag des Buches.

»Als der Anruf kam und der Wal sagte, er wolle Pastrami mit dunklem Brot, habe ich die Stimme erkannt, Clay. Ich habe die Stimme erkannt, und ich habe darauf bestanden, dass Nathan rausfährt und das Sandwich mitnimmt.«

»Da hat dir vermutlich jemand einen Streich gespielt, Elizabeth. Jemand, den du kennst. Nathan wollte an dem Tag sowieso rausfahren. Das hatte nichts mit dir zu tun.«

»Nein, du verstehst nicht, Clay. Pastrami mit dunklem Brot war das Lieblings-Sandwich von meinem James. Ich hatte immer eins für ihn bereit, wenn er vom U-Boot-Dienst nach Hause kam. Die Stimme am Telefon war mein James.«

31

Hinterteil und Hinterlist

Als Amy zum zweiten Mal aus dem Schlafzimmer kam, trug sie wie immer Shorts, Flipflops und ein T-Shirt mit der Aufschrift WALE SIND UNSERE FREUNDE. »Besser?«

»Besser fühlen tu ich mich nicht, falls du das wissen wolltest.« Nate saß am Tisch und hatte eine Dose Grapefruitsaft und eine Flasche Wodka vor sich stehen.

»Ich meine, fühlst du dich wohler, nachdem ich mir was übergezogen habe? Denn ich könnte blitzartig wieder nackt sein –«

»Möchtest du einen Drink?« Nate musste diese nackte Begegnung so schnell wie möglich vergessen. Die Beigabe von Alkohol schien in diesem Moment die wirksamste Methode.

»Klar«, sagte sie. Sie nahm ein Glas aus einem der kleinen Küchenschränke, wobei die durchsichtige Tür zurückwich wie die Schutzhaut auf einem Froschauge. »Möchtest du ein Glas?«

Nate hatte abwechselnd aus der Saftdose und der Wodkaflasche getrunken, bis in der Dose genügend Platz war, um etwas Wodka nachzuschenken. »Ja. Ich greif nicht gern in diese Schränke.«

»Für einen Biologen bist du ganz schön zimperlich, aber wahrscheinlich muss man sich erst daran gewöhnen.« Amy stellte die Gläser vor ihm ab und ließ ihn die Drinks mixen. Es gab kein Eis.

»Du wirst schon zurechtkommen.«

»Du scheinst sehr gut zuretzukommen. Wann haben sie dich geholt? Du musst sehr jung gewesen sein.«

»Ich? Nein, ich bin hier geboren. Ich war schon immer hier. Deshalb war ich genau die Richtige für die Arbeit bei euch

Jungs. Der Colonel hat mich jahrelang in Cetologie unterrichtet.«

Nate fiel auf, dass ihm ein paar menschliche Kinder über den Weg gelaufen waren und er nicht ernstlich darüber nachgedacht hatte, dass man in Gooville auch aufwachsen konnte. Irgendjemand musste die Kinder unterrichten. Wieso nicht der berühmt-berüchtigte Colonel? »Ich hätte es wissen sollen. Als du am letzten Tag versucht hast, den Wal durch bloßes Lauschen zu lokalisieren, hätte ich es wissen müssen.«

»Genauer gesagt, als ich den Wal durch bloßes Lauschen lokalisiert *habe*, wofür du mir immer noch ein Abendessen schuldest.«

»Ich glaube, diese Wette kann man wohl nicht gelten lassen, Amy. Du warst ein Spitzel.«

»Nate, bevor du jetzt böse wirst, solltest du dich daran erinnern, was die Alternative gewesen wäre, wenn ich nicht ausspieniert hätte, woran ihr im Detail gearbeitet habt. Die Alternative wäre gewesen, dich einfach umzubringen. Es hätte viel weniger Probleme gemacht.«

»Du und Ryder, ihr tut, als würdet ihr mir einen Gefallen tun. Als hättet ihr mich aus großer Gefahr gerettet. Die einzige Gefahr, die mir gedroht hat, warst du. Also hör auf, mich mit der Großartigkeit deiner Gnade zu beeindrucken. Du hast das alles gemacht – das Labor verwüstet, Clays Boot versenkt, alles ... oder?«

»Nein, nicht direkt. Poynter und Poe haben das Labor verwüstet. Die Walbengel haben Clays Boot versenkt. Ich habe die Negative aus dem Päckchen vom Labor genommen. Ich habe sie auf dem Laufenden gehalten und dafür gesorgt, dass du da warst, wo sie dich haben wollten. Mehr nicht. Ich wollte dir nie wehtun, Nate. Niemals.«

»Ich wünschte, ich könnte das glauben. Dann tauchst du hier so einfach auf, versuchst mir einzureden, dass man hier ganz toll

leben kann, nachdem mir Ryder seinen kleinen Vortrag gehalten hat.« Er leerte sein Glas, schenkte sich noch einen Wodka ein, diesmal nur mit einem Spritzer Grapefruitsaft.

»Was redest du da? Ich habe Ryder noch gar nicht gesehen, seit ich wieder da bin. Ich war doch bis vor ein paar Stunden weg.«

»Na, dann gehörte es von Anfang an zum Plan: Soll Amy den Biologen dazu verleiten, dass er bleiben will?«

»Nate, sieh mich an.« Sie nahm sein Kinn in die Hand und sah ihm offen in die Augen. »Ich bin aus freien Stücken hergekommen, ohne Anweisung von Ryder oder sonst wem. In Wahrheit weiß niemand, wo ich bin, außer vielleicht das Goo – da kann man nie sicher sein. Ich bin hergekommen, um dich zu sehen, ohne Maskerade, ohne Rollenspiel.«

Nate machte sich von ihr los. »Und du dachtest nicht, dass ich wütend wäre? Und was war das mit dieser ›Guck mal, wie knackig ich bin‹-Nummer?«

Sie senkte den Blick. *Verletzt*, dachte Nate. Oder sie spielte die Verletzte. Es würde keinen Unterschied machen, ob sie gleich weinte oder nicht. Er konnte sie nicht trösten.

»Ich wusste, du würdest wütend werden, aber ich dachte, du kommst vielleicht darüber hinweg. Ich wollte mich nur offenerherzig geben. Tut mir Leid, wenn ich es nicht so gut beherrsche. In einer Stadt unter dem Meer kann man so was nicht sehr oft üben. Ehrlich gesagt, ist der Männermarkt hier in Gooville etwas mau. Ich wollte nur sexy tun. Ich habe nie gesagt, ich wäre ein gutes Flittchen.«

Nate nahm ihre Hand und tätschelte sie. »Nein, du bist ein prima Flittchen. Das wollte ich damit nicht sagen. Ich habe nicht deine ... äh, Flittchenhaftigkeit bezweifelt. Ich habe nur deine Aufrichtigkeit in Frage gestellt.«

»Aber, ich war aufrichtig. Ich mag dich wirklich. Ich bin hierher gekommen, um dich zu sehen, um bei dir zu sein.«

»Ehrlich?« Was war die biologische Analogie dazu? Ein Schwarze-Witwe-Männchen, das auf das Weibchen reinfällt, obwohl es instinktiv weiß, was passieren wird. Das tief in seiner DNS weiß, dass sie ihn töten und fressen wird, sobald sie sich gepaart haben, aber darüber würde er sich später Gedanken machen. Und immer wieder hat Mr. Schwarze Witwe seine dämlichen, sexsüchtigen Gene an die nächste Generation dämlicher, sexsüchtiger Männchen weitergegeben, die auf den immer gleichen Trick reinfiel. So entspinnt sich ein nettes Gespräch:
Interessanter Name, Schwarze Witwe. Wie sind Sie dazu gekommen? Erzählen Sie mir von sich. Ich? Ach, ich bin nur ein einfacher Bursche. Ich bin von meinem männlichen Wesen dazu verdammt, meiner kleinen Spinnen-Libido ins Nirvana zu folgen. Sprechen wir doch von Ihnen. Ich liebe die rote Sanduhr auf Ihrem Hinterteil.

»Ehrlich«, sagte Amy. Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie hob seine Hand an ihre Lippen und küsste sie sanft.

»Amy, ich möchte nicht hier bleiben. Ich bin nicht ... ich möchte ... ich bin zu alt für dich, selbst wenn du keine niederrächtige, verlogene, destruktive –«

»Okay.« Sie hielt seine Hand an ihre Wange.

»Was meinst du mit >okay<?«

»Du musst nicht hier bleiben. Aber darf ich heute Nacht bei dir bleiben?«

Er riss seine Hand zurück, aber sie hielt seinem Blick stand.
»Dafür muss ich noch um einiges betrunken sein«, sagte er.

»Ich auch.« Sie ging zu dem unheimlichen Kühldings hinüber.
»Hast du noch mehr Wodka?«

»Da ist noch eine Flasche in diesem Ding – diesem anderen Ding, vor dem ich mich fürchte.« Er erwischte sich dabei, wie er ihren Hintern betrachtete, während sie die Flasche suchte. »Du hast >okay< gesagt. Willst du damit sagen, dass du einen Weg nach draußen weißt?«

»Halt den Mund und trink. Willst du trinken oder quatschen?«
»Das ist nicht gesund«, bemerkte Nate.
»Danke, Dr. Erbsenzähler«, sagte Amy. »Schenk ein.«
»Hübsche, rote Sanduhr.«
»Bitte?«

In seinem Bungalow, unten in Papa Lani, saß Clay auf dem Bett, mit dem Kopf in den Händen, während ihm Clair die Ver- spannung aus den Schultern knetete. Er hatte ihr die Geschichte der Komischen Alten erzählt, und sie hatte schweigend zugehört und nur ein paar Fragen gestellt.

»Also glaubst du ihr?«, fragte Clair.

»Ich weiß überhaupt nicht, was ich dazu sagen soll. Aber ich glaube, sie glaubt, dass sie die Wahrheit sagt. Sie hat uns ein Boot angeboten, Clair. Ein Schiff. Sie hat angeboten, uns ein Forschungsschiff zu kaufen, eine Mannschaft anzuheuern und sie zu bezahlen.«

»Wieso?«

»Um Nate und ihren James zu finden.«

»Ich dachte, sie ist pleite.«

»Sie ist nicht pleite. Sie ist stinkreich. Ich meine, das Schiff wird gebraucht sein, aber ... ein Schiff! Das geht immer noch in die Millionen. Sie möchte, dass ich eins besorge ... und eine Mannschaft.«

»Und könntest du Nate finden, wenn du ein Schiff hättest?«

»Wo soll ich suchen? Sie meint, er sitzt irgendwo auf einer Insel, an einem geheimen Ort, wo diese Wesen leben. Mann, wenn das alles stimmt, was sie sagt, könnten es ebenso gut Außerirdische sein. Wenn nicht ... na ja, ich kann nicht mit einem Schiff einfach so um die Welt fahren, alle Inseln abklap-

pern und fragen, ob jemand zufällig schon mal gesehen hat, wie Leute aus dem Hintern von einem Wal gekrochen kommen.«

»Baby, technisch gesehen haben Wale keinen Hintern. Man muss aufrecht gehen, um einen Hintern haben zu können. Deshalb sind wir die dominante Spezies auf dem Planeten – weil wir einen Hintern haben.«

»Du weißt, was ich meine.«

»Es ist ein entscheidender Punkt.« Sie setzte sich auf seinen Schoß und schlang die Arme um seinen Hals.

Clay lächelte trotz seiner Sorgen. »Technisch gesehen ist der Mensch nicht die dominante Spezies. Es kommen mindestens zweitausend Kilo Termiten auf jeden Menschen.«

»Na, vielen Dank. Ich schenk dir meine.«

»Also ist der Mensch nicht wirklich dominant, egal ob mit Hirn oder Hintern.«

»Baby, ich habe nicht gesagt, dass der Mensch die dominante Spezies ist. Ich habe gesagt, *wir* sind die dominante Spezies. Die *Frauen*.«

»Weil ihr einen hübschen Hintern habt?«

Statt ihm zu antworten, wackelte sie auf seinem Schoß herum, dann lehnte sie ihre Stirn an seine und sah ihm in die Augen.

»Ist ein Argument«, sagte Clay.

»Was ist mit diesem Schiff? Lässt du es dir von der Komischen Alten kaufen? Willst du nach Nate suchen?«

»Wo soll ich anfangen?«

»Folge einem der Signale. Finde raus, wer es verursacht, und nimm die Verfolgung auf.«

»Dafür brauchten wir eine Ortung.«

»Wie macht man das?«

»Wir bräuchten jemanden, der mit dem alten Sonar-Netz der Navy arbeitet, das sie im Kalten Krieg aufgebaut haben, um U-

Boote aufzuspüren. Ich kenne Leute in Newport, die damit arbeiten, aber wir müssten ihnen erzählen, was wir hier treiben.«

»Du könntest nicht einfach sagen, dass du einen bestimmten Wal suchst?«

»Das könnten wir vielleicht sagen.«

»Und wenn du dein Schiff und diese Informationen hast, kannst du dem Wal – oder dem Schiff oder was auch immer es sein mag – zu seinem Ausgangspunkt folgen.«

»Mein Schiff?«

»Dreh dich um. Ich massier dir den Nacken.«

Aber Clay rührte sich nicht. Er dachte nach. »Ich weiß immer noch nicht, wo ich anfangen soll.«

»Wer hat hier den Hintern? Dreh dich um, Käpt'n.«

Clay zog sein Hawaiihemd aus und rollte sich auf den Bauch. »Mein Schiff«, sagte er.

Nate war plötzlich kalt, und als er die Augen aufschlug, war er ziemlich sicher, dass sein Kopf gleich explodieren würde. »Ich bin ziemlich sicher, dass mein Kopf gleich explodiert«, sagte er. Und irgendjemand stieß rüde an sein Bett.

»Los, Sie Partylöwe! Der Colonel erwartet Sie. Wir müssen gehen.«

Er spähte zwischen den Fingern hindurch, mit denen er die Einzelteile seines Kopfes zusammenhielt, und sah die drohende, wenn auch amüsierte Miene von Cielle Nuñez. Das – oder die – hatte er nicht erwartet, und er ließ seinen Blick kurz übers Bett streifen, um sicherzugehen, dass er allein war. »Ich hab getrunken«, sagte Nate.

»Ich habe die Flaschen auf dem Tisch gesehen. Sie haben viel getrunken.«

»Ich wollte diesen Türknauf nicht, damit hier jeder rein- und rausspazieren kann, wie es ihm gefällt.«

»Der Knauf ist mir schon aufgefallen. Passt hier nicht her.«

Ungefähr in diesem Augenblick wurde Nate bewusst, dass er nackt war, dass Nuñez vor seinem nackten Leib stand und er die Einzelteile seines Kopfes würde fallen lassen müssen, wenn er sich bedecken wollte. Er tastete nach einem Laken und zog es hoch, während er sich aufsetzte und die Beine über die Bettkante warf.

»Ich werde einen Moment brauchen.«

»Beeilen Sie sich.«

»Ich muss pinkeln.«

»Das geht in Ordnung.«

»Und mich übergeben.«

»Auch gut.«

»Okay. Gehen Sie jetzt.«

»Putzen Sie sich die Zähne.« Damit ging sie hinaus.

Nate suchte im Zimmer nach Hinweisen auf Amy, aber es gab keine. Er konnte sich nicht erinnern, wo ihre Kleider geblieben sein mochten, aber soweit er sich erinnerte, hatte Amy sie nicht am Leib gehabt, als er sie zuletzt gesehen hatte. Er stolperte ins Badezimmer und sah ins Waschbecken. Perlmutter mit kleinen Muschelarmaturen und dem grünen Schließmuskelabfluss. Als er den sah, war es um ihn geschehen, und er reiherte ins Becken.

»Hi«, sagte Amy und schob ihren Kopf aus der zurückweichenden Kabinetür der Dusche. Nate versuchte, etwas zu sagen – etwas über Falltürspinnen, um bei dem arachnologischen Thema zu bleiben, das ihm im Zusammenhang mit Amy nicht aus dem Kopf gehen wollte –, aber es kam feuchter und blasenförmiger heraus als beabsichtigt.

»Mach du nur«, sagte Amy. »Ich warte hier drinnen.« Und die Tür klickte und schloss sich wie eine verschreckte Muschel.

Als Nate den Inhalt seines Magens ausgiebig betrachtet hatte, spülte er sein Gesicht und das Becken ab, leerte seine Blase in dieses Ding, auf das er sich nicht setzen wollte, dann lehnte er sich ans Becken und stöhnte einen Augenblick, während er seine Gedanken zusammenklaubte.

Ein Kopf kam aus der Dusche. »Na, das ging doch gut.«

»Das Wasser läuft gar nicht.«

»Ich dusche nicht. Ich verstecke mich. Ich wollte nicht, dass Nuñez mich sieht. Der Colonel sollte lieber nicht erfahren, dass ich hier war. Ich gehe, sobald du weg bist. Putz dir die Zähne.« Und schon verschwand sie wieder in ihrer Muschel.

Er putzte sich die Zähne, spülte aus, putzte noch einmal, dann sagte er: »Okay.«

Sie kam heraus, packte ihn beim Haar, küsste ihn wild. »Nette Nacht«, sagte sie. Die Duschkabine klickte, und Amy war erneut verschwunden.

»Ich bin zu alt für so was.«

»Ja, darüber wollte ich schon mit dir sprechen. Nicht jetzt, später. Geh. Sie wartet.«

32

Replikator versus Imitator

Nuñez spendierte ihm einen großen Becher Kaffee in einem Bistro, in dem Walbengel herumstanden und Milchkaffees – so groß wie Feuerlöscher – herunterstürzten und dabei in entnervender Lautstärke ein ununterbrochenes Klicken und Pfeifen von sich gaben.

»Wenn es je ein Lebewesen gab, das Koffein nicht nötig hatte ...«, sagte Nate.

Nuñez hielt ihn in Bewegung, während er versuchte, sich nicht ständig überall anzulehnen. »Trinken Sie nie mit denen«, sagte Nuñez. »Besonders nicht mit den Männchen. Sie kennen ja deren Sinn für Humor. Die Chancen stehen gut, dass Sie einen feuchten Finger ins Ohr kriegen, und wenn ich ›feuchter Finger‹ sage, dann wissen Sie, was ich meine.«

»Ich glaub, ich muss mich schon wieder übergeben.«

»Richten Sie sich nicht aus Bosheit zugrunde, Nate. Akzeptieren Sie die Dinge, wie sie sind.«

Er versuchte gar nicht, sich zugrunde zu richten, und er war auch nicht boshaft. Er war durcheinander, verkatert und irgendwie verliebt oder so was in der Art, nur drückte ihn eher der Schmerz in seinen Schläfen, nicht so sehr dieser allumfassende, lebensvernichtende Schmerz, mit dem er normalerweise nach einer Nacht mit einer solchen Frau zu kämpfen hatte. »Könnten wir bei der Lollipop-Gilde anhalten und ein paar Kopfschmerztabletten besorgen?«

»Sie sind spät dran.«

In den Gängen übergab sie ihn an zwei Killerwalbengel.

»Sie sollten sich geehrt fühlen«, sagte Nuñez. »Er empfängt nicht viele Leute.«

»Sie können meinen Termin haben, wenn Sie wollen.«

Der Colonel hielt schon einen Goo-Sessel für ihn bereit, als er durch die Iristür trat. Nate nahm darauf Platz und drückte seinen Kaffeebecher wie ein Schmusetier an seine Brust.

»Sehen Sie jetzt, dass das Leben hier gar nicht so übel wäre?«

Nates Gedanken rasten. Amy sagte, der Colonel wüsste von nichts, aber vielleicht das Goo, und der Colonel hatte direkten Zugang zum Goo. Wusste er Bescheid? Oder hatte er sie sogar geschickt, und das Ganze war ein Beschiss, so wie er sie nach Hawaii geschickt hatte, um ihn auszuspionieren? Einen Monat lang hatte sie ihn für dumm verkauft. Was sprach dagegen, dass sie ihn auch jetzt für dumm verkaufte? Er wollte ihr gern vertrauen. Aber was hatte Ryder vor?

»Was soll sich verändert haben, Growl? Als wir uns vor neun Stunden gesehen haben, war ich Ihr Gefangener, und ich bin es immer noch.«

Ryder wirkte überrascht. Wütend strich er eine graue Locke aus seinem Gesicht, als hätte sie ihn zu einem Fehler verleitet.

»Stimmt, neun Stunden. Sie hatten also etwas Zeit, um nachzudenken.« Er klang verunsichert.

»Ich habe mich sinnlos betrunken. Im Lichte Ihrer Glühwürmchenbeleuchtung betrachtet, Colonel: Ich will immer noch nach Hause.«

»Wissen Sie, die Zeit ...« Ryder tätschelte den lebenden Sessel, auf dem er saß, als kraule er einen Hund, was Wellen des Errötens durch das rosige Goo schickte, ausgehend von der Stelle, wo er es berührte. Der Anblick jagte Nate einen kalten Schauer über den Rücken, »... die Zeit läuft hier unten anders. Sie ist ...«

»Relativ?«, meinte Nate.

»In einem anderen Maßstab.«

»Was wollen Sie von mir, Colonel? Was habe ich Ihnen zu bieten, dass man mir die Sonderbehandlung zuteil werden lässt und gleich mehrere Audienzen beim ... beim großen Manitu gewährt?« Nate wollte schon sagen beim »Alpha-Idioten«, aber er dachte an Amy und merkte, dass sich etwas verändert hatte. Es war nicht mehr, als hätte er nichts zu verlieren.

Ryder strich mit einer Hand sein Haar beiseite und krallte sich mit der anderen in die Haut des Sessels. Er wiegte sich leicht vor und zurück. »Vielleicht brauche ich nur jemanden, der mir sagt, dass ich klar denke. Ich träume Dinge, die das Goo weiß, und ich glaube, es weiß manches von dem, was ich träume, aber ich bin mir nicht sicher. Es kommt über mich.«

»Das hätten Sie sich überlegen sollen, bevor Sie sich zum Magier gemacht haben.«

»Sie meinen, ich hätte es mir ausgesucht? Ich hatte keine Wahl, Nate. Das Goo hat mich erwählt. Ich weiß nicht, wie viele Menschen im Laufe der Jahre hierher gebracht wurden, aber ich war der erste Biologe. Ich war der Erste, der eine Vorstellung davon hatte, wie das Goo funktioniert. Es ließ mich von den Walbengeln an einen Ort wie diesen bringen, wo es als rohes, ungeformtes Tier zu erkennen ist, und es hat mich nie mehr gehen lassen. Ich habe versucht, die Lage für die Menschen in Gooville zu verbessern, aber ...« Ryder verdrehte die Augen, als würde er gleich einen Herzinfarkt erleiden, doch dann war er wieder da.

»Haben Sie die Elektrizität auf den Walschiffen gesehen? Das ist mein Werk. Aber es ist nicht ... es ist jetzt anders, als es war.«

Plötzlich empfand Nate Mitgefühl für den alten Mann. Ryder verhielt sich wie ein Alzheimer-Patient in der Frühphase, wenn

er merkt, dass er die Gesichter seiner Enkelkinder nicht mehr erkennt.

»Erzählen Sie«, sagte Nate.

Ryder nickte, schluckte trocken, fuhr fort – mitnichten das Bild eines mächtigen Führers, als der er ihm am Abend zuvor erschienen war.

»Ich glaube, nachdem das Goo hier unten im Meer einen sicheren Hafen gefunden hatte, brauchte es mehr Informationen, weitere DNS-Sequenzen, um sicherzustellen, dass es sich schützen konnte. Es produzierte ein winziges Bakterium, das sich über alle Meere ausbreiten und Teil des großen, weltweiten Ökosystems werden konnte. Gleichzeitig lieferte es aber auch genetische Informationen zurück an seine Quelle. Wir bezeichnen diese Bakterie als SAR-11. Sie ist tausendmal kleiner als normale Bakterien, findet sich aber in jedem Tropfen Meerwasser auf unserem Planeten. Diese Rückübermittlung von Informationen an das Goo funktionierte drei Milliarden Jahre lang ganz wunderbar ... alles Wissenswerte befand sich im Meer. Dann ist etwas passiert.«

»Die Tiere haben das Wasser verlassen?«

»Exakt. Bis dahin wurde alles, was es zu wissen gab – jede einzelne Information, die man wissen konnte –, durch die DNS übermittelt, Replikatoren in Lebewesen, die im Meer lebten. Das Goo wusste alles. Allerdings konnte es eine Million Jahre dauern, bis es lernte, wie das segmentierte Gehäuse eines Arthropoden herzustellen ist. Es mochte zwei Millionen Jahre dauern, bis es Kiemen herstellen konnte, oder – sagen wir – zwanzig Millionen, um ein Auge zu entwickeln, aber es hatte seine sichere Nische und somit auch Zeit genug ... es wurde ja nirgendwo erwartet. Die Evolution verfolgt im Grunde kein echtes Ziel. Sie spielt nur Möglichkeiten durch. Das Goo ist genauso. Aber als das Leben aus dem Wasser stieg, saß das Goo plötzlich im toten Winkel.«

»Es fällt mir nicht ganz leicht, die momentane Dringlichkeit zu sehen, Colonel. Ich meine: Wo liegt das Problem, abgesehen davon, dass ich in diesem Ding hier festsitze?«

»Darin, dass die Landlebewesen vierhundert Millionen Jahre später wieder ins Wasser gingen – hoch entwickelte Landlebewesen.«

»Frühe Wale?«

»Ja, als die Säugetiere ins Meer zurückkehrten, brachten sie etwas mit, das nicht einmal die Saurier – die Reptilien und Amphibien, die wieder ins Wasser gegangen waren – besaßen. Etwas, von dem das Goo nichts wusste. Wissen, das nicht durch die DNS reproduziert wurde. Es wurde durch Imitation reproduziert, erlerntes Wissen, nicht einfach nur vererbt. Meme.«

Nate kannte sich mit Memen aus, dem Informations-Äquivalent eines Gens. Ein Gen existierte, um sich selbst zu reproduzieren, und brauchte dazu ein Vehikel, einen Organismus. Bei den Memen war es nicht anders, nur konnte sich ein Mem von einem Vehikel zum anderen, von einem Gehirn zum nächsten reproduzieren. Eine Melodie, die einem nicht aus dem Sinn geht, ein Rezept, ein schlechter Witz, die Mona Lisa ... alle waren in gewisser Weise Meme. Computer hatten die Idee einer sich selbst reproduzierenden Information mit den Viren weiter fortgeschrieben, aber was hatte das zu tun mit ... Da ging ihm ein Licht auf. Wieso er überhaupt etwas über Meme wusste.

»Der Gesang«, sagte Nate. »Der Gesang der Buckelwale ist ein Mem.«

»Selbstverständlich. Die erste Kultur, das erste, dem das Goo ausgesetzt war, ohne es zu verstehen. Vor etwa fünfzehn Millionen Jahren stellte es fest, dass es nicht allein auf der Welt war. In drei Milliarden Jahren gewöhnt man sich daran, allein zu Haus zu sein, und es ist nicht leicht, dann festzustellen, dass jemand in die Wohnung über dir gezogen ist, während du geschlafen hast.

Lange Zeit merkte das Goo nicht, dass Gene und Meme miteinander rangen. Die Wale waren die Ersten. Sie hatten große Gehirne, weil sie komplexes Verhalten imitieren und sich komplexe Aufgaben merken mussten und weil sie proteinhaltige Nahrung aus dem Meer filtern konnten. Ihre Gehirne wuchsen, was für die Meme nötig ist. Aber das Goo hat sich mit den Walen abgefunden. Sie sind eine elegante Mischung aus Genen und Memen, absolute Könige in ihrem Reich. Riesige, wirkungsvolle Nahrungsverwerter, ungefährdet, was Räuber angeht, von ihresgleichen mal abgesehen.

Doch dann tötete irgendwas die Wale. Und zwar in besorgniserregendem Maß. Es kam aus der Welt außerhalb des Wassers. Mit seinem Nervensystem, das auf das Meer angewiesen war, konnte das Goo nichts darüber in Erfahrung bringen, und ich glaube, da hat es die Walschiffe erschaffen, oder etwas Ähnliches. Ende des siebzehnten, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, würde ich sagen. Und ich glaube, als es dann irgendwie genügend Proben menschlicher DNS beisammen hatte, hat es die Walbengel erschaffen. Um unerkannt zu bleiben, aber beobachten zu können, um die Menschen hierher zu bringen, damit es lernen und uns beobachten konnte. Möglicherweise war ich das letzte Glied der Kette, das den Krieg ausgelöst hat.«

»Welchen Krieg? Ist ein Krieg im Gang?« Nate sah kurz die paranoiden Größenwahnsinnigen vor sich, die der Colonel als Pseudonyme erwogen hatte: Käpt'n Nemo und Colonel Kurtz, beide echte Psychopathen.

»Den Krieg zwischen Memen und Genen. Zwischen einem Organismus, der sich auf die Reproduktion von Gen-Maschinen spezialisiert – dem Goo –, und einem, der sich auf die Reproduktion von Mem-Maschinen spezialisiert – wir, die Menschen. Ich habe Strom und Computertechnologie hierher geholt. Ich habe dem Goo das theoretische Wissen über Meme und Gene gebracht – und wie sie funktionieren. Der Unterschied zwischen dem, wo das Goo jetzt steht und wo es stand, bevor ich kam, ist

wie der Unterschied zwischen der Fähigkeit, ein Auto zu fahren, und der Fähigkeit, aus einem rohen Stahlklumpen eines zu bauen. Es ist sich der Bedrohung bewusst. Es wird sich was einfallen lassen.«

Ryder sah Nate erwartungsvoll an. Nate sah ihn an, als würde er nicht ganz begreifen. Als er damals bei Ryder studiert hatte, war der Mann so überzeugend, so klar gewesen. Mürrisch, aber klar. »Okay«, sagte Nate langsam, in der Hoffnung, Ryder würde seinen Satz beeenden: »Sie brauchen mich also, weil ich ... äh ...?«

»Weil Sie mir helfen sollen, es zu vernichten.«

»Das trifft mich etwas unvorbereitet.«

»Wir führen Krieg gegen das Goo und müssen eine Möglichkeit finden, es zu töten, bevor es merkt, was los ist.«

»Meinen Sie nicht, Sie sollten etwas leiser sprechen?«

»Nein, so kommuniziert es nicht.« Der Colonel sah beunruhigt aus, als er Nates Bemerkung hörte.

»Sie wollen also, dass ich mir überlege, wie man Ihren Gott ermorden könnte?«

»Ja, bevor er die menschliche Rasse auf einen Schlag auslöscht.«

»Was blöd wäre.«

»Und wir müssen es töten, ohne gleichzeitig alles Leben in Gooville zu vernichten.«

»Ach, das können wir schaffen«, sagte Nate zuversichtlich, wie er es in Polizeifilmen gesehen hatte, wenn Unterhändler bei Geiselnahmen den Bankräubern erklärten, man würde ihren Forderungen nachkommen und der Hubschrauber sei unterwegs. »Aber es wird etwas dauern.«

Seltsam war nur, dass Nates Kopfschmerzen wie weggeblasen waren, seit er Kontakt zum Goo gehabt hatte.

33

Könnte schlimmer laufen, könnte ein Hundeleben sein

»Offensichtlich«, sagte Nate, »haben wir die Sache durch das Töten der Wale vermasselt.«

»Ach was«, sagte Amy.

»Wir haben uns verraten.«

»Dass wir Mem-Maschinen sind, ja?«

»Bist du sicher, dass du nicht für ihn spionierst?«

»Allerdings. Weißt du, woran man es merkt? Hab ich dich jemals hier berührt, als ich dich ausspioniert habe?«

»Nein. Nein, hast du nicht.«

»Und hab ich je zugelassen, dass du mich hier berührst?« Sie führte seine Hand.

»Nein, hast du nicht. Vor allem nicht in der Öffentlichkeit.«

»Ja, wahrscheinlich sollten wir wieder in deine Wohnung gehen.«

Sie hatte ihn über sein summendes Käferflügel-Sprechdings angerufen, wobei er sich vornahm, dass er bei nächster Gelegenheit fragen wollte, wie das Ding hieß. Sie hatten sich auf einen Kaffee in einem Bistro getroffen, in dem Walbengel verkehrten. Sie hatte ihm versichert, dass niemand von ihnen Notiz nehmen würde, und seltsamerweise hatten die Walbengel sie tatsächlich ignoriert. Vielleicht war er inzwischen nichts Besonderes mehr.

»Wenn sie was sagen, erkläre ich ihnen einfach, dass wir Sex haben«, erklärte Amy.

»Aber du hast doch gesagt, ich sollte dem Colonel nicht erzählen, dass wir uns getroffen haben.«

»Ja, aber das war, bevor er dich in seinen Geheimplan einge-weiht hat.«

»Stimmt.«

»Auch wenn ich mich etwas schäme, weil du so alt bist. Wir sollten darüber sprechen.«

»Also soll ich meine Hand doch lieber da wegnehmen?«

»Ja, etwas runter und ein Stückchen weiter rechts.«

»Lass uns zu mir gehen.«

Als er dann in seiner Wohnung in der Küche stand, fragte er: »Hey, wie nennt man dieses Ding?« Er deutete auf dieses Ding.

»Telefon.«

»Ohne Scheiß?« Er nickte, als hätte er es gewusst. »Wo waren wir?«

»Mit dem Töten der Wale haben wir es vermasselt?«

»Ja.«

»Oder wie alt du bist?«

»Also«, fuhr er fort, »es war ein großer Fehler, Wale zu töten.«

»Was du wusstest, denn deshalb bist du überhaupt nur ein Freak geworden?«

»Nein, das stimmt nicht.«

»Verzeihung, ein *Action-Freak*.«

»Willst du wirklich wissen, wie ich dazu gekommen bin?«

»Nein. Ich meine: klar. Von der Vernichtung der menschlichen Rasse kannst du mir auch später erzählen.«

»Du musst aber versprechen, dass du nicht lachst.«

»Natürlich.« Sie sah unglaublich vertrauenswürdig aus.

»In meinem zweiten Studienjahr an der Universität von Saskatchewan in der Pampa –«

»Du machst Witze.«

»Es ist eine gute Schule. Du hast versprochen, nicht zu lachen.«

»Oh, du meintest, ich dürfte nicht mal ganz am Anfang der Geschichte lachen? Entschuldigung.«

»Ich meine, sicher kann es nicht mit dem Gooville Gemeinde-College mithalten –«

»Unfair.«

»Heimat der Gooville Glibbers –«

»Okay, hab schon verstanden.«

»Danke. Also, ein Freund und ich, wir hatten beschlossen, aus unserem langweiligen Leben in dem kleinen College auszubrechen. Wir wollten was riskieren, wir wollten –«

»Ein Mädchen ansprechen?«

»Nein. Wir hatten beschlossen, in den Frühjahrsferien rüber nach Florida zu fahren, wie amerikanische Kids es eben so machen. Und da wollten wir Bier trinken, uns einen Sonnenbrand holen und *dann* ein Mädchen ansprechen ... mehrere.«

»Also seid ihr losgefahren.«

»Hat fast eine Woche gedauert, bis wir da waren, aber ja, wir sind mit dem alten Kombi von seinem Dad gefahren. Und ich habe tatsächlich ein Mädchen kennen gelernt. In Fort Lauderdale. Ein Mädchen aus Fort Lauderdale. Und ich habe sie angeprochen.«

»Du kleiner Schmutzfink. Wahrscheinlich ›Wie geht's denn so, eh?««

»So ungefähr. Wir haben uns unterhalten. Und dann hat sie mich eingeladen, mir mit ihr einen *Manati* anzusehen, eine Rundschwanzseekuh.«

»Jeder Schuss ein Treffer!«

»Aber ich dachte, es sei die amerikanische Art, das Wort Matinee auszusprechen. Ich dachte, wir gingen ins Kino. Man denkt ja nicht, dass es so was wirklich gibt.«

»Aber es gibt sie.«

»Sie hat in einer Rettungsstation für verletzte Meeressäuger geholfen, größtenteils Manatis, die von Booten gerammt worden waren. Die hatten da auch einen Großen Tümmler. Wir sind stundenlang dort geblieben, haben die Tiere versorgt, und sie hat mir viel erklärt. Ich war fasziniert. Ich hatte noch nicht mal mein Hauptfach gewählt, aber sobald ich wieder in der Schule war, habe ich mich für Biologie entschieden, und seitdem studiere ich Meeressäugetiere.«

»O mein Gott, du konntest keinen wegstecken, oder?«

»Ich habe eine lebenslange Leidenschaft entdeckt. Ich habe etwas gefunden, was mich antreibt.«

»Ich kann nicht fassen, dass ich mich in einen so jämmerlichen Verlierer verguckt habe.«

»Hey, ich bin ziemlich gut, was Wale angeht. Man respektiert mich auf meinem Gebiet.«

»Aber du bist tot.«

»Ja, ich meinte: früher. Hey, hast du gesagt, du hast dich in mich verguckt?«

»Ich habe gesagt, ich hätte mich in einen jämmerlichen Verlierer verguckt. Wenn du dir den Schuh gern anziehen möchtest ...«

Er küsste sie. Sie erwiderete den Kuss. Das ging dann so eine Weile. Beide fanden es großartig. Dann hörten sie auf.

»Du hast gesagt, du wolltest mit mir über unseren Altersunterschied sprechen«, sagte Nate, weil er sich immer Frauen aussuchte, die ihm das Herz brachen, und da er sich nun dachte, sein Herz sei weit genug gegangen, dass es gebrochen werden konnte, wollte er damit anfangen.

»Ja, sollten wir wahrscheinlich. Vielleicht sollten wir uns hinsetzen.«

»Sofa?«

»Nein, am Tisch. Vielleicht solltest du was trinken.«

»Nein, geht schon.« *Okay, jetzt kommt's*, dachte er. Sie setzten sich.

»Also«, sagte sie und verschränkte die Beine unter sich, saß da wie ein kleines Kind, was ihm nur noch mehr das Gefühl gab, ein alter, geiler Sack zu sein, der jungen Mädchen nachstellte.

»Du weißt, dass die Walbengel jahrelang bei Schiffsunglücken und Flugzeugabstürzen Leute gerettet und hierher geholt haben, oder?«

»Das hat Cielle mir erzählt.«

»Sie hat ein Auge auf dich geworfen, ich merke es, aber das tut nichts zur Sache. Weißt du, dass sie ganze Mannschaften aus untergegangenen U-Booten geholt und jahrelang Sonar-Leute aus den Häfen entführt haben?«

»Das wusste ich nicht.«

»Ist egal, hat nichts mit dem zu tun, was ich dir sagen will. Du bist dir also darüber im Klaren, dass manche Leute, die auf See verschwanden, in Wirklichkeit hier gelandet sind – die Mannschaft von diesem amerikanischen U-Boot *Scorpion*, das '67 gesunken ist, zum Beispiel.«

»Okay, das macht Sinn. Das Goo passt gut auf sich auf. Sammelt Wissen.«

»Ja, aber das ist nicht der Punkt. Ich meine, die Jungs haben geholfen, einen Großteil der Technik aufzubauen, die du auf den Walschiffen gesehen hast, die menschliche Technologie, aber das ist egal. Entscheidend ist, dass die Welt glaubt, die Mannschaft der *Scorpion* läge am Grund des Atlantischen Ozeans, aber das ist nicht der Fall. Kapiert?«

»Okay«, sagte Nate ganz langsam, so wie er mit dem Colonel gesprochen hatte, als der nicht auf den Punkt kommen wollte.

»Und du bist dir darüber im Klaren, dass ich – als ich mich bei Clay und dir beworben habe – euch meinen richtigen Namen genannt habe, nämlich Amy Earhart, und dass Amy die Kurzform von Amelia ist?«

»O mein Gott«, sagte Nate.

»Ha!«, sagte Amy.

Der Makler fand Clays Schiff auf den Philippinen, im Hafen von Manila. Clay kaufte es aufgrund gefaxter Fotos, eines technischen Prüfberichts und einer kürzlich vorgenommenen Rumpfinspektion für knapp zwei Millionen Dollar mit dem Geld der Komischen Alten. Es war ein sechzig Meter langes Fischerei-Patrouillenboot der Küstenwache aus den 50er Jahren. Seitdem war es mehrfach neu ausgerüstet worden, einmal in den 70er zum Fischen, einmal in den 80er zur Meeresbeobachtung und schließlich in den 90er als Wohn- und Tauchschaft für abenteuerlustige Touristen. Es besaß sowohl zahlreiche komfortable Kabinen als auch Kompressoren, Tauchplattformen und Kräne, mit denen sich Beiboote aufs hintere Deck heben ließen, auch wenn – von Rettungsbooten abgesehen – keine weiteren Boote mitgeliefert wurden. Clay dachte, man könne das hintere Deck als Hubschrauber-Landeplatz nutzen, selbst wenn ein Hubschrauber das Budget gesprengt hätte, aber – ihr wisst schon – vielleicht wollte ja jemand mit seinem Hubschrauber darauf landen, und dann war es unendlich nützlich, ein großes, aufgemaltes H auf dem Deck zu haben. Und ein großes, aufgemaltes H war im Budget drin. Das Schiff besaß funktionstüchtige, wenn auch nicht gerade allermodernste Navigationsgeräte, Radar, Autopilot und ein paar alte, aber funktionierende Sonaranlagen, die noch aus der Zeit stammten, als das Schiff zum Fischen genutzt wurde. Es besaß zwei Zwölfhundert-PS-Dieselmotoren

und konnte täglich bis zu zwanzig Tonnen Frischwasser für Mannschaft und Passagiere destillieren. Es gab Kabinen und Platz für vierzig Leute. Darüber hinaus galt es als erstklassiger Eisbrecher, was Clay lieber nicht austesten wollte. Kaltes Wasser war überhaupt nicht sein Fall.

Über einen weiteren Makler heuerte Clay eine Mannschaft von zehn Männern an, direkt vom Anleger in Manila: ein Haufen Brüder, Vettern und Onkel mit dem Nachnamen Mangabay, bei denen der Makler garantierte, dass sich darunter keine Mörder befanden, zumindest keine verurteilten Mörder, und nur kleine Diebe. Der älteste Onkel – Ray Mangabay – sollte Clays Erster Maat sein, der das Schiff nach Honolulu überführen würde, wo Clay dann an Bord gehen wollte.

»Er wird mein Schiff fahren«, sagte Clay zu Clair, als die Nachricht kam, dass er eine Mannschaft und einen Ersten Maat hatte.

»Du musst dein Schiff loslassen, Clay«, sagte Clair. »Wenn es versenkt, war es nicht wirklich deins.«

»Aber es ist mein Schiff.«

»Wie willst du es nennen?«

Er dachte an *Wagemut* oder *Rigorose*, einen von diesen aufgeblasenen Dicke-Hose-Namen. Er dachte an *Courage* oder *Bravour* oder *Immertreu*, denn er war wild entschlossen, seinen Freund zu finden, und er hatte nichts dagegen einzuwenden, sich genau diese Absicht auf den Bug zu schreiben. »Na ja, ich dachte an –«

»Du hast doch schon darüber nachgedacht, oder?«, unterbrach ihn Clair.

»Ja, ich dachte, ich nenne sie *Die Schöne Clair*.«

»Einfach nur *Clair* reicht schon, Baby. Der Bug sollte nicht zu unruhig aussehen.«

»Gut. Die *Clair*.« Seltsamerweise beinhaltete dieser Name bei näherer Betrachtung *Wagemut*, *Rigorose*, *Courage und Immer-treu*. *Hinzu kam die unterschwellige Bedeutung »Hüterin der Beute«, was bei einem Schiffsnamen in gewisser Hinsicht einen Bonus darstellt*, dachte er. »Ja, das ist ein guter Name.«

»Wie lange wird es dauern, bis sie hier ist?«

»Zwei Wochen. Sie ist nicht schnell. Zwölf Knoten höchstens. Wenn wir irgendwohin müssen, schicke ich das Schiff direkt dorthin und gehe in einem Hafen unterwegs an Bord.«

»Nachdem sie nun *Clair* heißt, hoffe ich, sie bringen sie heil her.«

»Mein Schiff«, sagte Clay voller Sorge.

»Dann bist du also *wie* alt?«, sagte Nate, »Über neunzig? Hundert?«

»Sieht man mir nicht an, was?« Amy posierte. Ein koketter, halber Hofknicks mit einem Betty-Boop-Bump am Ende. Dafür hätte eine Neunzigjährige allerdings schon sehr rüstig sein müssen.

Nate war wirklich froh, dass er saß, aber ihm fehlte das Gefühl, das er sonst hatte, wenn er sich setzen musste.

»Deine Faszination für mich basierte auf meinem Alter, stimmt's?« Sie setzte sich ihm gegenüber. »Du hast deine männliche Menopause mit Hilfe meines phantastischen, jungen Körpers verarbeitet. In gewisser Weise wolltest du versuchen, deine Jugend wiederzuerlangen. Einmal noch wärst du mehr als nur eine Fußnote der Menschheit. Du wärst maskulin und vital und relevant und ganz Alphatier, nur weil eine jüngere – und, wie ich hinzufügen möchte, ausgesprochen gut ausgestattete – Frau dich erwählt hatte, stimmt's?«

»Mh-mhhh«, machte Nate. Sie hatte Unrecht, oder?

»Wow, Nate, warst du im Debattierklub an der Elch-Uni? Ich meine, bei deinem Talent –«

»Saskatchewan in der Pampa«, korrigierte er.

»Und das mit dem Alter? Ist das ein Problem?«

»Du bist an die hundert. Meine Oma ist noch nicht mal hundert, und die ist tot.«

»Nein, ich bin nicht wirklich so alt.« Sie lächelte und nahm seine Hand. »Ist okay, Nate. Ich bin nicht Amelia Earhart.«

»Bist du nicht?« Nate spürte, wie sich seine Lungenflügel aufblähten, als wäre ein stählernes Band um seine Brust geborsten. Er hatte nur japsende, kleine Atemzüge nehmen können, doch nun kehrte der Sauerstoff in sein Gehirn zurück. Seltsam. Er war ziemlich sicher, dass sich auch unter den anderen Frauen, mit denen er zusammen gewesen war, keine Amelia Earhart befunden hatte, aber er konnte sich nicht erinnern, jemals so erleichtert gewesen zu sein. »Na, ich hätte es wissen müssen. Ich meine, du siehst überhaupt nicht so aus wie auf den Bildern. Keine Fliegerbrille.«

»Ich hab dich nur veralbert. Ich bin ihre Tochter. Ha!«

»Hör auf! Das ist nicht komisch, Amy. Wenn du auf was Bestimmtes hinauswolltest, ist es dir gelungen. Ja, du bist eine attraktive Frau, und vielleicht fühle ich mich auch wegen deiner Jugend zu dir hingezogen, aber das ist reine Biologie. Das kannst du mir nicht zum Vorwurf machen. Ich habe dich nicht angebaggert, ich habe dich nicht bedrängt, als wir zusammengearbeitet haben. Ich habe dich genauso behandelt, wie ich jede andere Forschungsassistentin behandelt hätte. Außer dass ich dir vielleicht mehr habe durchgehen lassen, weil ich dich mochte. Du kannst dich nicht über mich lustig machen, weil ich hier unten sexuell auf dich reagiert habe, als du mich angemacht hast. Die Regeln haben sich geändert.«

»Ich mache mich nicht lustig über dich. Amelia Earhart ist tatsächlich meine Mutter.«

»Hör auf damit.«

»Möchtest du sie kennen lernen?«

Nate suchte in ihrem Gesicht nach Anzeichen für ein Grinsen oder ein Zittern an ihrem Hals, was angedeutet hätte, dass gleich ein Amy-*Ha!* nach oben gluckerte. Nichts zu sehen, nur dieser Hauch von Liebenswürdigkeit, den sie normalerweise zu verbergen suchte.

»Du bist also kaum gealtert, weil du hier unten lebst. Und deine Mutter?«

»Wir altern, aber nicht wie an Land. Ich bin 1940 geboren. Ich bin etwa genauso viele Jahre älter als du, wie du vor einer halben Stunde noch älter als ich warst ... so ungefähr, mehr oder weniger. Willst du mich jetzt loswerden?«

»Das Ganze ist nicht zu fassen.«

»Wieso? Nachdem du das alles hier gesehen hast? Du hast gesehen, was das Goo kann. Wieso ist es so schwer zu glauben, dass ich vierundsechzig bin?«

»Nun, zum einen bist du so unreif.«

»Halt die Klappe. Ich bin einfach jung geblieben.«

»Aber für einen Moment war ich sicher, dass wir gescheitert sind.« Nate rieb sich die Schläfen, als wollte er seinen Kopf vergrößern, damit die Vorstellung hineinpasste, dass Amy vierundsechzig war.

»Nein, ist schon okay. So weit sind wir nicht. Scheitern können wir immer noch.«

»Oh, Gott sei Dank«, sagte Nate. »Ich hatte mir schon Sorgen gemacht.«

Später, nachdem sie die Welt eine Weile vergessen, sich geliebt und in den Armen des anderen geschlummert hatten, nahm Amy Anlauf zur nächsten Runde, und als Nate aufwachte, machte er sich gleich wieder Sorgen.

»Sind wir wirklich zum Scheitern verurteilt?«, fragte er.

»Oh, verdammt noch mal, Nate!« Sie setzte sich auf ihn, damit er sich nicht röhren konnte, als sie mit der Faust auf seine Brust einschlug. »Du kannst einem echt den Spaß verderben!«

Nate dachte daran, dass weibliche Gottesanbeterinnen den Männchen während der Kopulation manchmal den Kopf abissen, die männlichen Leiber sich jedoch weiter paarten, bis der Akt vollbracht war.

»Entschuldige«, sagte er.

Sie rollte sich herunter und starre zu den matten Streifen grüner Biolumineszenz an der Decke. »Ist schon okay. Ich wollte dir nicht den Kopf abbeißen.«

»Bitte?«

»Ja, wahrscheinlich sind wir zum Scheitern verurteilt. Und zwar aus demselben Grund, der dafür verantwortlich ist, dass ich so aussehe, wie ich aussehe, und die meisten Goos viel jünger wirken als sie in Wahrheit sind. Stell ein Gen an, alterst du. Stell es ab, alterst du nicht. Ich habe hier unten sogar schon Leute gesehen, die schienen jünger zu werden. Drück einen Schalter: Bauchspeicheldrüsenkrebs mit zweiundzwanzig. Drück einen anderen, und du kannst vier Schachteln am Tag rauchen und hundert werden. Wenn das Goo glaubt, dass es von der menschlichen Rasse bedroht wird, muss es nur einen Knopf drücken, ein Gen auswählen, einen Virus herstellen, und die menschliche Rasse hat ihren letzten Seufzer getan. Bisher habe ich darin nie eine Bedrohung gesehen. Mein Leben lang habe ich für das Goo gearbeitet. Ihm gedient, weißt du? Es sorgt für uns. Es ist der Quell.«

Er wusste nicht, was er sagen sollte. Musste er die Bitte des Colonels um Hilfe wirklich ernst nehmen? Musste er eine Möglichkeit finden, diese wundersame Kreatur zu töten, um seine eigene Spezies zu retten? »Amy, ich weiß nicht, was ich machen soll. Vor zwei Tagen wollte ich nur hier raus. Und jetzt? Der

Colonel und du, ihr sagt beide, ich habe Glück, noch am Leben zu sein. Hat das Goo Menschen getötet, die kurz davor standen, zu viel herauszufinden?«

»Ehrlich, ich weiß es nicht. Ich habe nie gesehen oder gehört, dass so was passiert ist, aber ich – wir – jeder hat hier unten seinen Part zu erfüllen. Wir stellen nicht viele Fragen. Nicht, weil wir es nicht dürften oder so, es ist nur ... man kann lange leben, ohne sich großartig Fragen zu stellen, wenn man gut versorgt wird.« Zum ersten Mal sah Nate die Lebenserfahrung in Amys Gesicht, nicht in Form von Falten, sondern als Schatten in ihren Augen.

»Ich frage trotzdem«, sagte er.

»Ob ich glaube, dass das Goo *moralisch* in der Lage wäre, die menschliche Rasse auszulöschen?«

»So ungefähr.«

»Ich weiß nicht mal, ob das Goo überhaupt Moral *hat*, Nate. Nach dem Colonel zu urteilen, ist es nur ein Vehikel für Gene, und wir sind nur Vehikel für Meme, und die Natur sagt, dass ein Frontalzusammenstoß unausweichlich ist. Was, wenn nicht? Die Schlacht dauert vermutlich schon Millionen Jahre an, und jetzt will der Colonel ein Endspiel erzwingen? Ich weiß nur: Du musst ihm ausreden, dass er es töten will.«

»Aber er ist euer Häuptling.«

»Ja, aber er hat keinem von uns davon erzählt. Ich glaube, er hat Zweifel an seiner eigenen Einschätzung. Genau wie ich.«

»Aber du hast gesagt, das Goo könnte die ganze Menschheit auf Knopfdruck auslöschen.«

»Yeah.« Sie stützte sich auf den Ellbogen. »Hast du Hunger? Ich hab Hunger.«

»Ich könnte was essen.«

34

Anonyme Nekrophile – Ortsgruppe Gooville

Amy hatte zwei verstöpselte Porzellanflaschen mit Bier dabei, als sie die Gemächer des Colonels betrat. Der Herrscher über Gooville glitt aus der rosigen Wand hervor, als würde er daraus geboren. Er breitete die Arme aus, um sie an sich zu drücken, doch statt darauf einzugehen, hielt Amy eine der Flaschen hoch.

»Ich habe Ihnen ein Bier mitgebracht.«

»Amy, du weißt doch, dass ich so gut wie nichts mehr zu mir nehme.«

»Ich dachte, Sie würden vielleicht gern ein Bier trinken, um der alten Zeiten willen.«

»Warum bist du gekommen?«

»Ich dachte, ich sollte Ihnen vielleicht Bericht erstatten oder so.«

»Ich habe mit Nathan Quinn gesprochen.«

»Ach ja?«

»Wirklich goldig, Amy. Ich weiß, was zwischen euch vor sich geht.«

»Ich habe ernstlich keine Wahl, Colonel. Ich *bin* nun mal goldig. Mit dieser Bürde muss ich leben.«

»Er weiß nicht, was du bist, oder?«

»Trinken Sie Ihr Bier. Es wird warm. Wieso haben Sie es hier drin eigentlich so stickig?«

Der Colonel nahm das Bier entgegen und trank einen großen Schluck. Er schnappte nach Luft und starre die Flasche überrascht an, als hätte sie eben mit ihm gesprochen.

»Meine Güte, ist das gut! Wirklich. Das hatte ich schon vergessen.«

Amy prostete ihm mit ihrer Flasche zu und nahm einen Schluck. »Colonel, wir kennen uns schon so lange. Sie waren für mich wie ein Vater, aber wir haben überhaupt keinen Kontakt mehr. Ich mache mir Sorgen um Sie. Ich glaube, Sie sollten hin und wieder mal hier rauskommen, so wie früher. Rumspazieren. Mal wieder ein paar Leute aus dem Ort treffen.«

»Versuch nicht, dich meinen Plänen in den Weg zu stellen, Amy.«

»Was reden Sie denn? Ich mache mir nur Sorgen um Sie.«

Der Colonel betrachtete die Flasche in seiner Hand, als wäre sie eben erst dorthin teleportiert worden, dann sah er Amy mit leiser Panik im Blick an. »Dann hat Nate dir nichts davon erzählt?«

»Mir *was* erzählt? Nate hat damit nichts zu tun. Sie haben den Kontakt zur Außenwelt verloren.«

Der Colonel nickte, dann lehnte er sich an die Wand hinter ihm. Das Goo umfing ihn und formte eine Chaiselounge, auf die er sich setzte, während er seine Schläfen rieb. »Amy, hast du jemals etwas für ein Ziel getan, das über deinen persönlichen Ehrgeiz hinausging? Hast du je eine Pflicht für etwas empfunden, das nicht dich selbst betraf?«

»Sie meinen zum Beispiel, Menschen davon zu überzeugen, dass ich etwas bin, was ich gar nicht wirklich bin, um so ihr Vertrauen zu erlangen und sie entführen oder töten zu können, zum Schutz der Gemeinschaft? Ja, ich habe eine Vorstellung davon, wie es ist, einem höheren Zweck zu dienen.«

»Ja, das hast du wohl. Verzeih mir. Vielleicht verbringe ich tatsächlich zu viel Zeit mit mir selbst.«

»Glauben Sie?«

»Würdest du mich jetzt allein lassen? Ich muss nachdenken.«

»Sie möchten allein sein? Das wollen Sie mir damit sagen? So wollen Sie das Problem angehen, dass Sie zu viel Zeit mit sich selbst verbringen?«

»Geh, Amy, und misch dich bitte nicht ein, wenn es um Nate geht.«

»Noch nicht.«

»Was meinst du damit, ›Noch nicht‹?«

»Auf diese Flasche gibt es Pfand. Ich nehme sie wieder mit.«

»Dann ist Nate kein Problem? Bist du sicher?« Hier zwang sich der Colonel zu einem Lächeln, das eher bedrohlich aussah, nicht wirklich wie ein Lächeln. »Denn ich werde ihm von dir erzählen, wenn ich muss.«

»Der höhere Zweck«, sagte Amy und erwiderete das gequälte Lächeln mit einem echten.

»Gut«, sagte der Colonel und leerte sein Bier. »Komm wieder. Und bring mir noch so eins.«

»Sollen Sie haben«, erwiderete Amy. Dann nahm sie ihm die Flasche aus der Hand und verließ die Kammer. *Schmaler Grat zwischen Genie und Spatzenhirn*, dachte sie. *Sehr schmaler Grat.*

Zwei Wochen lang rief der Colonel nicht nach Nate. Cielle Nuñez hatte hereingeschaut, am dritten Morgen, den Amy in Nates Wohnung verbrachte. »Na, jetzt brauchen Sie mich wohl nicht mehr«, hatte Cielle gesagt. »Ich gehe sowieso bald wieder auf mein Schiff zurück, obwohl es nicht danach aussieht, als würden wir demnächst irgendwohin fahren.« Es enttäuschte Nate ein wenig, dass sie nicht eifersüchtig war.

»Er fürchtet sich vor den Küchenschränken, dem Kühlschrank und dem Müllschlucker«, erklärte Cielle Amy, als würde sie mit einem Hundesitter sprechen. »Und du solltest mitgehen, wenn er

seine Sachen wäscht. Er hat bestimmt Angst vor den Waschmaschinen.«

»Ich kann euch hören«, sagte Nate. »Und ich habe keine Angst vor Haushaltsgeräten. Ich bin nur vorsichtig.«

»Deine Mutter wird begeistert sein, wenn sie das von euch beiden hört, Amy. Ihr Schiff müsste bald wieder in der Basis sein.«

»Nein, sie wird erst in sechs Wochen zurückerwartet«, sagte Amy.

»Nicht mehr. Der Colonel hat alle Schiffe zurückbeordert.«

»Alle? Wieso?«

Cielle zuckte mit den Achseln. »Er ist der Colonel. Es steht uns nicht an, ihn in Frage zu stellen. Also, Nate, es war mir ein Vergnügen, wirklich. Wir sehen uns sicher noch. Sie sind in guten Händen.«

Sie umarmte Nate kurz und ging in Richtung Tür.

»Moment noch, Cielle. Ich wollte Sie was fragen. Falls Sie nichts dagegen haben.«

Sie drehte sich um. »Schießen Sie los.«

»Wann ist die Jacht Ihres Mannes gesunken?«

Mit fragendem Blick sah sie Amy an. »Ist schon okay«, sagte Amy. »Er weiß Bescheid.«

»1927, Nate. Rückblickend war es in gewisser Weise ein Segen. Er ist gestorben, als er tat, was ihm am liebsten war, und zwei Jahre später wäre er nach dem Börsencrash bankrott gewesen. Ich bin mir nicht sicher, ob er das überlebt hätte.«

»Danke. Tut mir Leid.«

»Das muss es nicht. Cal und ich haben ein wirklich gutes Leben.«

»Cal? Cal vom Schiff? Sie haben mir nicht gesagt, dass –«

»Dass er mein Mann ist? Der Colonel meinte, Sie würden sich wohler fühlen, wenn Ihnen eine ›allein stehende‹ Frau dabei hilft, sich einzuleben. Keine der Frauen hier unten hat den Nachnamen ihres Mannes angenommen, Nate.«

»In der Walgesellschaft schmeißen die Frauen den Laden«, erklärte Amy. »Genau wie es sein sollte.«

Cielle Nuñez sah von Amy zu Nate und lächelte. »Oh, Nate, worauf haben Sie sich da nur eingelassen?« Dann kicherte sie wie ein Walbengel und ging.

»Sie war scharf auf dich«, sagte Amy. »Sie verbirgt es wirklich gut, aber ich habe es doch gemerkt.«

Von da an gingen sie jeden Morgen gemeinsam aus. Nate bestand darauf, dass Amy ihn tagsüber weit in die Katakomben führte. Sie fanden Goovilles unterirdische Farmen: Tunnel, in denen Weizenkörner – ohne Stiele – aus den Wänden wuchsen, und andere, in denen man Tomaten von fünf Zentimeter langen Ranken pflücken konnte, die direkt aus dem Stein zu kommen schienen.

»Wie kann das alles ohne Photosynthese reifen?«, fragte Nate und berührte eine Aprikose, die nicht am Baum, sondern an einem breiten Stamm wuchs, wie ein Pilz.

»Keine Ahnung.« Amy zuckte mit den Schultern. »Geothermale Wärme. Der Colonel sagt, das Goo reicht bis tief unter den Kontinent, wo es Wärme aus der Erde zieht. Ich kann dir die Küchen zeigen, in denen die meisten Speisen zubereitet werden – alles geothermal. Die Alten sagen, anfangs habe es nur Meeresfrüchte gegeben, aber im Lauf der Jahre hat das Goo immer neue Speisen herangeschafft.«

»Was ist das hier? Chicken Nuggets?« Er pflückte etwas von der Decke.

Ein Walbengel, der in der Nähe arbeitete, pfiff und klickte harsch.

»Er sagt, man darf sie nicht pflücken. Sie sind noch nicht reif.«

Nate warf das seltsame Ding auf den Boden der Höhle, wo ein tennisballgroßes, vielbeiniges Wesen aus einer Luke gehuscht kam, es aufhob und wieder in der Versenkung verschwand.

»Hier hab ich genug gesehen«, sagte Nate.

Am Nachmittag machten sie Besorgungen und Einkäufe. Nach wie vor wollte sich niemand von Nate bezahlen lassen, und er hörte auf, es anzubieten. Am Abend aßen sie gewöhnlich in seiner Wohnung. Nachdem sie zweimal in verschiedenen Bistros essen waren, hatte Amy darauf bestanden, dass sie sich zu Hause etwas kochten.

»Du studierst sie«, sagte sie und meinte die Walbengel.

»Nein, tu ich nicht. Ich sehe sie mir nur an.«

»Wem willst du was vormachen? Du hast diesen Blick in den Augen, diesen Forscherblick, diesen Verloren-in-Theorien-Blick. Meinst du, den würde ich nicht erkennen? Wir haben zusammen gearbeitet, wie du dich vielleicht erinnerst.«

Nate zuckte mit den Achseln. »Es ist mein Job. Ich studiere Wale.« Er hatte versucht, die Pfeif-und-Klick-Sprache der Walbengel zu erlernen. Emily 7 war ein paar Mal nachmittags vorbeigekommen, wenn Amy nicht da war, und wenn er auch glaubte, dass sie wohl mit amourösen Absichten kam, schaffte er es doch, ihre Energien auf Lektionen in der Walsprache zu lenken. In gewisser Weise waren sie Freunde geworden. Amy gegenüber hatte er diese Lektionen nicht erwähnt, da er fürchtete, sie würde ihn mit Emily aufziehen, so wie es die Walschiffmannschaft getan hatte. »Ich beobachte. Ich sammle Daten und versuche, darin eine Bedeutung zu finden.«

Amy nickte, dachte darüber nach und sagte schließlich: »Wenn dich die Rettung von Manatis und Delfinen dazu

gebracht hat, wieso hast du dann nicht irgendwas Aktiveres gemacht, um den Tieren zu helfen? Veterinärmedizin oder so.«

»Das frage ich mich auch. Ich habe viel über die Leute bei Greenpeace nachgedacht, die sich in Gefahr bringen, die Walfangsschiffe rammen, mit kleinen Booten direkt vor die Harpunen fahren, um die Tiere zu schützen. Ich habe mich immer gefragt, ob es der richtige Weg ist.«

»Und du dachtest, als Wissenschaftler könntest du mehr tun, indem du sie studierst?«

»Nein. Ich dachte, Wissenschaftler zu werden, sei etwas, das ich tun *könnte*. Es führt ein Weg zum Biologendasein – eine Ausbildung. So etwas gibt es nicht, wenn man Pirat werden will.«

»Du irrst dich. Dafür gibt es eine Schule. Ich habe es auf einem Streichholzheftchen gesehen, als ich auf Maui war. Da stand, man könne lernen, wie man Pirat wird, wenn man einen einfachen Test besteht.«

»Du meinst, wie man eine *Pirate* raucht. Das sind Zigaretten.«

»Egal. Also bist du einen Kompromiss eingegangen.«

»Bin ich? Ich denke, was wir ... was ich tue, hat einen Wert.«

»Denke ich ja auch. Weißt du, ich habe mich nur gefragt, wo du jetzt doch tot bist: Hast du das Gefühl, dein Leben vergeudet zu haben?«

»Ich bin nicht tot, Amy. Meine Güte, es ist schrecklich, so was zu sagen.«

»Du weißt schon ... *praktisch* tot, meinte ich. Dein Leben ist vorbei. Potztausend, macht mich das etwa nekrophil? Wenn wir hier rauskommen, sollte ich mir vielleicht eine Selbsthilfegruppe suchen. Ob es so was gibt?«

»Amy, ich überlege, ob ich hier vielleicht doch lieber gar nicht weg will.« Er hatte viel darüber nachgedacht. Es war kein schlechtes Leben, und nachdem er auf ihren täglichen Exkursio-

nen nach einem Fluchtweg gesucht hatte (was ihm in Erinnerung rief, dass er kilometerlange Kompressionsschleusen hinter sich bringen musste, nur um dann am Ende zweihundert Meter unter der Wasseroberfläche herauszukommen), schien es, als hätten Amy und er möglicherweise doch eine gemeinsame Zukunft. Goovilles Ökosystem würde seinen Reiz sicher nicht verlieren.

»Hi, mein Name ist Amy, und ich ficke Leichen.«

»Wenn ich dem Colonel seinen Plan ausrede, könnte ich vielleicht bei dir hier unten bleiben. Du weißt schon, mich anpassen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie bei so einem Treffen aufstehen und sagen: ›Hi, ich heiße Soundso, und popp mit Toten.‹ Das ist irgendwie ordinär.«

»Du hörst mir gar nicht zu, Amy.«

»Doch, tu ich. Wir bleiben nicht hier. Ich finde schon noch einen Weg nach draußen, aber bleiben können wir nicht. Du musst den Colonel davon überzeugen, dass er dem Goo nichts tun darf, aber dann verschwinden wir. So bald wie möglich.«

Nate war ein wenig schockiert, wie hartnäckig sie blieb. Sie schien ins Leere zu starren, sich zu konzentrieren, über etwas nachzudenken, was sie nicht erzählen wollte, und sie schien damit nicht glücklich zu sein. Doch dann strahlte sie plötzlich.

»Hey, du wirst meine Mutter kennen lernen.«

Eine Woche später war es soweit.

»Also, du hast immer gesagt, es sei die Kirsche auf dem Pudding von allem, was du tust, wenn du etwas weißt, was kein anderer auf der Welt weiß«, sagte Amy. »Und war das jetzt eine Kirsche?« Sie nahm seinen Arm und legte ihn beim Gehen um ihren Hals.

Eben hatten sie Amelia Earharts Wohnung in Gooville verlassen.

»Sie sieht gut aus, nicht?«, fragte Amy.

Amelia war eine schöne, anmutige Frau, und trotz ihrer siebenundsechzig Jahre in Gooville sah die Fliegerin keinen Tag älter als fünfzig aus. Sie war knapp vierzig gewesen, als sie 1937 verschwand. In ihrer Gegenwart hatte sich Nate wie ein Fünfzehnjähriger bei seinem ersten Date gefühlt, hatte gestottert, war gestolpert und allen Ernstes rot angelaufen, als Amy erwähnte, dass sie bei ihm übernachtet hatte. Amelia bot Nate den Platz neben sich auf dem Sofa an und nahm seine Hand, während sie mit ihm sprach.

»Nathan, ich hoffe, das, was ich Ihnen zu sagen habe, klingt nicht rassistisch, weil es das nicht ist, aber ich möchte Sie beruhigen. Ich habe sehr lange gebraucht, bis ich mich an die Vorstellung gewöhnen konnte, dass meine Tochter erwachsen geworden und sexuell aktiv ist, und offen gesagt: Sollten Sie nach all den Jahren nun derjenige sein, in den sie sich verliebt hat, was der Fall zu sein scheint, kann ich Ihnen nur sagen, wie erleichtert ich bin, dass Sie der menschlichen Rasse angehören. Also entspannen Sie sich ruhig.«

Nate warf Amy einen Blick zu.

Sie zuckte mit den Achseln. »Jedes Mädchen hat ihre abenteuerlustige Phase.«

»Danke«, sagte Nate zu Amelia Earhart.

Nun, draußen auf der Straße, sagte er zu Amy: »Ich hätte sie fragen sollen, wie ihr Flug war.«

»Sie ist immer noch etwas empfindlich, was das angeht. Selbst nach all den Jahren. Mein Dad war ihr Navigator. Er hat den Absturz nicht überlebt.«

»Aber du hast gesagt, du seist 1940 geboren. Wie kann das sein, wenn dein Vater 1937 gestorben ist?«

»Robuste Spermien?«

»Drei Jahre? Das ist aber wirklich robust.«

Sie boxte ihm gegen den Arm. »Ich hab aufgerundet. Mach mal Pause, Nate. Ich bin nicht mehr die Jüngste. Die Komische Alte hast du nie so auf irgendwas festgenagelt.«

»Mit der Komischen Alten war ich auch nie im Bett.«

»Aber das wärst du gern gewesen, hab ich Recht? Gib's zu! Du warst ganz heiß darauf, unter ihren Muumuu zu kommen.«

»Lass das!« Nate sah zu ein paar männlichen Walbengeln hinüber, die vor einer Bäckerei standen (ständig schienen sie sich dort herumzutreiben) und synchron die Pimmel schwenkten. Schon wollte er es Amy mit einem Hinweis auf ihre Vergangenheit heimzahlen, doch bestand kein Grund, sich auf diesen Film überhaupt einzulassen, geschweige denn, ihn als Revanche gegen ihre kleinen Sticheleien einzusetzen, die er doch eigentlich mochte, sofern er sich denn eingestand, dass er überhaupt wieder jemanden mochte.

Die Walbengel kicherten in ihre Richtung, als sie an ihnen vorüberkamen.

»Ihr seid doch nur überdimensionierte Quietsche-Entchen«, flüsterte Nate, wohlwissend, dass sie ihn trotzdem hören konnten. Nate beleidigte sie jedes Mal, wenn er an ihnen vorüberkam, seit Wochen schon, nur um sie zu ärgern. Vielleicht färbte Amy auf ihn ab.

Gemeinsam schnaubten die Walbengel sabbernd aus. »Intelligentes Leben? Ihr wisst ja nicht mal, wie man das buchstabiert«, flüsterte Nate.

Und dann die Belohnung. Er sah es einfach zu gern, wenn vierfingrige Kreaturen versuchten, ihm den Mittelfinger zu zeigen.

»Und ich bin angeblich unreif«, sagte Amy.

Das *Leben ist gut*, dachte Nate. Zum ersten Mal, seit er sich erinnern konnte, war er glücklich. Mehr oder weniger.

Am nächsten Morgen kamen zwei Walbengel, um ihn zum Colonel zu bringen. Und Amy war nicht mal da, um ihm einen Abschiedskuss zu geben.

35

Yeah, aber man kann nicht danach tanzen

Der Colonel stand in der Mitte des Amphitheaters aus Perlmutt, als die Walbengel Nate hereinführten.

»Ihr zwei könnt jetzt gehen«, sagte der Colonel zu den Walbengeln. »Nate findet allein zurück.«

»Sie sind also aus Ihrer Höhle gekrochen«, sagte Nate.

Der Colonel sah älter aus, abgespannter als bei ihrer letzten Begegnung.

»Ich möchte bei dem, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht mit dem Goo in Kontakt stehen.«

»Ich dachte, es kommuniziert auf andere Weise«, erwiderte Nate.

Der Colonel ignorierte ihn. »Ich hatte gehofft, Sie hätten sich etwas überlegt, was mir bei meiner Problemlösung hilft, Nate, aber das haben Sie nicht getan, oder?«

»Ich arbeite daran. Es ist komplexer als –«

»Sie wurden abgelenkt. Ich bin enttäuscht, aber ich verstehe das. Sie ist ein echtes Kunstwerk, nicht? Und das meine ich im wahrsten Sinne des Wortes. Vergessen Sie nie, dass ich sie zu Ihnen geschickt habe.«

Nate fragte sich, wie viel der Colonel über ihn und Amy wusste, und woher er es wusste. Meldungen von Walbengeln? Vom Goo selbst, durch Osmose oder ein ausgedehntes Nervensystem? »Es hat nichts mit Ablenkung zu tun. Ich habe viel über Ihr Problem nachgedacht, und ich bin mir nicht sicher, ob ich Ihrer Ansicht bin. Wieso glauben Sie, dass das Goo die Menschheit vernichten wird?«

»Es ist eine Frage der Zeit. Nicht mehr und nicht weniger. Sie müssen eine Nachricht für mich übermitteln, Nate. Sie werden die Verantwortung dafür tragen, dass die menschliche Rasse gerettet wird. Das sollte Ihnen einigen Trost spenden.«

»Colonel, wäre es möglich, dass Sie sich etwas konkreter ausdrücken, weniger kryptisch, und mir dieses eine Mal erklären, wovon zum Teufel Sie da reden?«

»Ich möchte, dass Sie zur U.S. Navy gehen. Man muss dort von der Bedrohung durch das Goo erfahren. Ein wohlgezielter Nukleartorpedo dürfte genügen. Die Sprengung sollte so tief stattfinden, dass man sie anderen Ländern gegenüber nicht rechtfertigen muss. Es wird keinen Fallout geben. Nur muss jemand, der als glaubwürdig gilt, die Navy von der Bedrohung überzeugen. Sie.«

»Was ist mit den Leuten hier unten? Ich dachte, Sie wollten sie retten.«

»Ich fürchte, wir werden sie wohl opfern müssen, Nate. Was sind fünftausend Menschen, von denen die meisten länger gelebt haben, als es ihnen an Land vergönnt gewesen wäre, verglichen mit der gesamten Menschheit, sechs Milliarden?«

»Sie sind doch wahnsinnig! Ich werde nicht versuchen, die Navy davon zu überzeugen, dass sie fünftausend Menschen und all die Walbengel in die Luft sprengt. Und Sie sind kranker, als ich dachte, wenn Sie glauben, die würden tun, was ich Ihnen sage.«

»Oh, das glaube ich nicht. Ich gehe davon aus, dass man ein Forschungsteam herunterschicken wird, um zu bestätigen, was Sie da erzählen, aber wenn dieses Team herkommt, werde ich dafür sorgen, dass es das Goo als Bedrohung erlebt. Keine Sorge, Sie werden in jedem Fall überleben.«

»Ich glaube, Sie täuschen sich, wenn Sie meinen, dass uns das Goo für gefährlich hält. Und selbst wenn Sie Recht hätten: Was ist, wenn es beschließen würde, einfach abzuwarten? Das Goo

setzt ganz andere Maßstäbe an die Zeit. Es könnte ein kurzes Nickerchen machen, bis wir ausgestorben sind. Ich werde es nicht tun!«

»Tut mir Leid, dass Sie so denken, Nate. Dann muss ich wohl eine andere Möglichkeit finden.«

Plötzlich wurde Nate bewusst, dass er es vermasselt hatte – seine einzige Chance zu entkommen. Wäre er erst außerhalb von Gooville, könnte ihn der Colonel zu nichts mehr zwingen. Oder vielleicht doch? In diesem Moment hätte er Amy furchtbar gern bei sich gehabt.

»Hören Sie, Colonel, vielleicht kann ich doch etwas tun. Könnten Sie Gooville nicht evakuieren? Die Leute auf einer Insel aussetzen? Sollen sich die Walbengel ein anderes Dach über dem Kopf suchen. Ich meine, wenn ich der Welt vom Goo erzähle, kommt die ganze Sache doch sowieso raus. Ich meine –«

»Tut mir Leid, Nate. Ich glaube Ihnen nicht mehr. Ich werde mich selbst darum kümmern. Eine Evakuierung würde den Menschen hier ohnehin nichts nützen. Und die Walbengel dürften überhaupt nicht existieren. Sie sind Monstrositäten.«

»Monstrositäten? Da spricht nicht der Wissenschaftler, den ich kannte.«

»Oh, ich gebe zu, sie sind wunderbare Geschöpfe, aber sie hätten sich niemals auf natürliche Weise entwickelt. Sie sind ein Produkt des Krieges und haben ihren Zweck erfüllt. Wie ich selbst und auch Sie. Ich bedaure, dass wir in dieser Sache nicht der gleichen Ansicht sind. Gehen Sie.«

Ohne mit der Wimper zu zucken, ging der Wahnsinnige zu Plan B über, und Nate hatte keine Ahnung, wie er ihn aufhalten sollte. Vielleicht war genau das der Grund, wieso man ihn hergebracht hatte. Vielleicht war der Colonel wie ein potenzieller Selbstmörder, der einen Hilferuf ausstößt, sich aber gar nicht ernstlich das Leben nehmen will. Und Nate hatte es nur nicht gemerkt.

Langsam wichen vor dem Colonel zurück, versuchte verzweifelt, sich etwas einzufallen zu lassen, was er sagen könnte, um die Situation umzukehren, aber ihm fiel nichts ein. Als er zum Durchgang kam, rief ihn der Colonel von den Stufen der großen Iris her.

»Nate, ich habe es Ihnen versprochen, und Sie sollten es auch wissen.«

Nate machte kehrt und ging ein paar Schritte in den Raum zurück.

Der Colonel lächelte traurig. »Es ist ein Gebet, Nate. Der Gesang der Buckelwale ist ein Gebet an den Ursprung, den Quell, an ihren Gott. Der Gesang lobpreist das Goo und dankt ihm.«

Nate dachte darüber nach. Ein Leben lang hatte er darüber nachgedacht ... und das sollte die Antwort sein? Niemals. »Weshalb nur männliche Sänger?«

»Nun, sie sind Männchen. Sie beten auch um Sex. Die Weibchen wählen ihre Partner aus ... die müssen nicht darum bitten.«

»Das lässt sich nicht beweisen«, sagte Nate.

»Und es gibt niemanden, der es beweisen könnte, Nate, nicht hier unten, aber es ist die Wahrheit. Der Walgesang war die erste Kultur, die erste Kunst auf diesem Planeten, und wie die menschliche Kunst preist auch er das, was größer ist als er selbst. Und dem Goo gefällt das, Nate. Es freut sich.«

»Das glaube ich nicht. Es besteht keine evolutionäre Notwendigkeit dafür, dass es ein Gebet sein muss.«

»Es ist ein Mem, Nate, kein Gen. Der Gesang ist erlerntes Verhalten, nicht vererbt. Er folgt seinen eigenen Zielen, nämlich imitiert, also reproduziert zu werden. Und es bestand ein gewisser Druck. Haben Sie schon mal einen verhungerten Buckelwal gesehen, Nate?«

Nate dachte darüber nach. Er hatte kranke Tiere gesehen, verletzte Tiere, aber nie einen verhungerten Buckelwal. Und er hatte auch noch nie von einem gehört.

Der Colonel schien etwas in Nates Reaktion gesehen zu haben. »Da haben Sie Ihre Notwendigkeit. Das Goo sorgt für sie, Nate. Es mag den Gesang. Sollte mich nicht wundern, wenn die gesamte Evolution der Wale – denken Sie an die Größe – durch das Goo gelenkt wurde. Wir hätten sie niemals töten dürfen. Wir stünden nie an diesem Scheideweg, wenn wir sie nicht getötet hätten.«

»Aber wir haben doch damit aufgehört«, war alles, was Nate dazu einfiel.

»Zu spät«, sagte der Colonel mit einem Seufzer. »Unser Fehler war, die Aufmerksamkeit des Goo zu erregen. Jetzt muss es ein Ende haben. Das Gen hat seine dreieinhalb Milliarden Jahre als treibende Kraft des Lebens gehabt. Ich vermute, jetzt kommt das Mem an die Reihe. Wir beide werden es nie erfahren. Leben Sie wohl, Nate.«

Die Iris öffnete sich, und der Colonel betrat das Goo.

Nate rannte den ganzen Weg nach Hause, wusste gar nicht, wie er sich im Tunnellabyrinth zurechtfand, kam aber an, ohne sich verlaufen zu haben. Amy war nicht in seiner Wohnung.

Sein Puls hämmerte in den Schläfen, als er an das summende Käferflügelsprechdings trat, um sie anzurufen, aber dann beschloss er, doch lieber gleich zu ihr zu gehen. Er suchte sie zu Hause, dann bei ihrer Mutter, dann überall, wo sie gemeinsam gewesen waren.

Doch nicht nur Amy war verschwunden, auch ihre Mutter hatte niemand mehr gesehen. Nate schlief unruhig, denn ihn quälte der Gedanke daran, was ihr der Colonel angetan haben möchte – und alles nur wegen seiner Sturheit. Am Morgen machte er sich wieder auf die Suche, fragte jeden, den er traf, einschließlich der

Walbengel vor der Bäckerei, aber niemand hatte sie gesehen. Am zweiten Tag lief er durch die Gänge wieder zum Amphitheater des Colonels und klopfe an die riesenhafte Iris, bis seine Fäuste blau anliefen. Niemand antwortete, nur das dumpfe Wummern hallte durch den großen, leeren Raum.

»Ich mach alles, was Sie wollen, Ryder!«, schrie Nate. »Tun Sie ihr nichts, Sie Wahnsinniger! Ich mach, was Sie wollen. Ich hol die Navy her und lass den ganzen Laden sterilisieren, wenn Sie wollen ... aber lassen Sie sie gehen.«

Als er schließlich aufgab, drehte er sich um und rutschte an der Iris herunter, mit Blick auf das Amphitheater. Sechs orcafarbene Walbengel standen im Gang ihm gegenüber und sahen ihn an. Ohne zu grinsen oder zu kichern. Sahen ihn nur an. Der Größte von ihnen, ein Weibchen, stieß einen kurzen Pfiff aus, und sie durchquerten das Amphitheater, kamen in halbmondförmiger Jagdformation in seine Richtung.

Auch wenn er weder professioneller Surfer noch Bong-Testpilot bei der Rastafari-Air Force geworden war, fand Kona doch, dass er den perfekten Job hatte. Er saß in einem bequemen Sessel und beobachtete, wie Spektrogramme über einen Computermonitor liefen, während auf einem anderen Monitor ein Programm die digitale Sequenz im Infraschallignal suchte und in lesbaren Text umformatierte. Kona musste nur aufpassen, ob etwas über den Bildschirm lief, das einen Sinn ergab. Erstaunlicherweise hatte er wirklich etwas über Spektrographen und Wellenformen und alles Mögliche über das Verhalten der Wale gelernt, und er begrüßte den Tag mit so einem Gefühl, als würde er tatsächlich etwas Nützliches tun.

Mit einer Hand fuhr er über seine Kopfhaut, und ihm lief ein Schauer über den Rücken, während er den sinnlosen Text las, der durch das Fenster rollte. Tante Clair hatte ihm vier Flaschen dunkles Bier gekauft und gewartet, bis er sie ausgetrunken hatte,

bevor sie ihn dazu überredete, sich die Dreads so weit abschneiden zu lassen, dass sie auf beiden Seiten gleich lang waren (denn sein natürlicher Zustand sollte die Ausgeglichenheit sein, sagte sie. Sie war schlau, die Tante Clair). Das Problem war nur, dass man ihm die Dreads im Gefängnis auf der einen Seite fast ganz abgerissen hatte, so dass er so gut wie kahl war, als sie alles auf die gleiche Länge gebracht hatte. Aus Achtung vor seinen religiösen Überzeugungen hatte ihm Clair am Hinterkopf einen einzelnen Dread gelassen, was aussah, als würde sich ein fetter Wurm aus seinem Schädel winden – nach einem herzhaften Mahl von Hirnzellen in Ganja-Soße.

Apropos heiliges Kraut: Kona war eben dabei, sich einen blubbernden Snack allerbester Blüten aufzuflammen, als der Text auf dem Bildschirm plötzlich kein Unsinn mehr war. Er nahm einen kleinen Schluck Bongwasser, um seine Nerven zu beruhigen, stellte das heilige Gefäß vor seine Füße, dann drückte er die Taste, die den laufenden Text zum Drucker schickte.

Er stand auf und wartete, hüpfte auf den Fußballen, bis der Drucker die drei Seiten ausspuckte, dann nahm er die Blätter und stürmte zur Tür hinaus, rüber zu Clays Hütte.

»Ich muss verrückt geworden sein«, sagte Clay. Sein Koffer lag auf dem Bett, und er nahm Sachen aus den Schubladen und legte sie in den Koffer, während Clair seine Sachen wieder aus dem Koffer nahm, sie nach einem präzisen System ordnete, das er nie begreifen würde, und sie in den Koffer zurücklegte. Er würde nichts mehr wiederfinden, bis er wieder zu Hause war und sie ihm beim Auspacken half. Das hatten sie schon oft so gemacht.

»Ich hab sie nicht mehr alle«, sagte Clay. »Ich kann doch nicht einfach ziellos auf den Weltmeeren rumfahren und meinen verschollenen Freund suchen. Ich werde wie der kleine Vogel in dem Buch sein, der rumläuft und jeden fragt: ›Bist du meine Mutter?‹«

»Sartres *Das Sein und das Nichts?*«, fragte Clair.

»Genau. Das meine ich. Es ist lächerlich, überhaupt auszulauen, wenn wir nicht wissen, wohin wir wollen – herumzuschippern, fünfzig Gallonen Diesel in der Stunde zu verfeuern. Die Komische Alte mag Geld haben, aber so viel Geld nun auch wieder nicht.«

»Na, vielleicht findet sich irgendwas in den Walrufen.«

»Ich hoffe es. Libby und Margaret haben sich eine Menge Daten aus Newport kommen lassen, aber es ist immer noch so, als würde man nach einer Nadel im Heuhaufen suchen. Clair, sie hat gesehen, wie Leute in einen Wal geklettert sind –«

»Aber, Baby, was kann denn schlimmstenfalls passieren? Du fährst raus, gibst dein Bestes, Nate zu finden, und es klappt nicht? Wie viele Menschen haben je ihr Bestes gegeben? Das Schiff kannst du hinterher immer noch verkaufen. Wo ist es jetzt eigentlich?«

In diesem Augenblick flog die Fliegengittertür auf und knallte wie ein Gewehrschuss an die Außenwand. Kona kam hereingetaumelt und schwenkte ein paar Seiten Druckerpapier wie weiße Flaggen, als kapituliere er vor allem und jedem im Großraum Maui.

»Bwana Clay!« Kona warf die Blätter auf Clays Koffer. »Es ist das Sahneschnittchen!«

Clay nahm die Seiten, sah sie eilig durch und gab eine davon an Clair weiter. Immer wieder wurde die Nachricht wiederholt:

41.93625S_76.17328W_-623_CLAY DU BIST NICHT VERRÜCKT_AMY

Clay sah Kona an. »Das war im Walgesang versteckt?«

»Yeah, Mann. Blauwal, glaub ich. Kam eben rein.«

»Geh zurück, und pass auf, ob noch mehr kommt. Und such die große Weltkarte. Sie liegt irgendwo im Lagerraum.«

»Aye, aye«, sagte Kona, der um einiges seemännischer sprach, seit Clay das Schiff erworben hatte, weil er gern mit in See stechen wollte, um nach Nate zu suchen. Er rannte ins Büro zurück.

»Glaubst du, es kommt von Amy?«, fragte Clair.

»Ich glaube, es kommt entweder von Amy oder von jemandem, der über alles Bescheid weiß, was wir tun, was wiederum bedeutet, dass es jemand sein müsste, mit dem Amy gesprochen hat.«

»Was sollen die Zahlen bedeuten?«

»Längen- und Breitengrade. Es ist irgendwo im Südpazifik, aber ich muss mir die Karte ansehen.«

»Ich weiß, dass es Längen- und Breitengrade sind, Clay, aber was heißt minus sechshundertirgendwas?«

»Damit bezeichnen Piloten meist die Höhe.«

»Aber da steht ein Minus.«

»Jep.« Clay riss das Telefon von seinem Nachtschrank und wählte die Nummer der Komischen Alten, während Clair ihn fragend ansah. »Neue Ausrüstung«, flüsterte er Clair zu und hielt dabei eine Hand auf den Hörer.

»Hallo, Elizabeth, ja, alles bestens. Ja, hier tut sich einiges. Ja. Pass auf, ich frag nur ungern – du hast schon so viel getan –, aber es könnte sein, dass ich noch eine Kleinigkeit brauche, bevor wir uns auf die Suche nach Nate und deinem James machen können.«

Clair schüttelte den Kopf, als Clay so schamlos die Karte mit dem vermissten Ehemann ausspielte, der einem Wal in den Arsch gekrochen war.

»Na ja, es könnte vielleicht teuer werden«, fuhr Clay fort.

»Aber ich werde ein U-Boot brauchen. Nein, ein kleines U-Boot würde schon genügen. Wenn du ein Gelbes möchtest, Elizabeth, dann streichen wir es gelb.«

Nachdem er die Komische Alte schließlich überredet hatte, rief er Libby Quinn und den Schiffsmakler in Singapur an (der ihm einen Mengenrabatt für den Fall anbot, dass er mehr als drei Schiffe innerhalb eines Monats kaufte) und beugte sich dann über eine Weltkarte von der Größe einer Tischtennisplatte. Kona hatte sie auf dem Boden des Büros ausgebreitet und die Ecken mit Kaffeebechern beschwert.

»Hier ist es, direkt vor der chilenischen Küste«, sagte Clair. Sie unterrichtete Viertklässler in den Grundlagen der Erdkunde, so dass sie Karten lesen konnte wie kein anderer. Kona legte einen Kronkorken auf die Stelle, auf die Clair deutete.

»Wir brauchen Seekarten und das GPS auf dem Schiff, um es exakt sagen zu können, aber im Grunde liegt es genau da.« Er sah Kona an. »Nichts Neues seit der Nachricht?«

»Fünf Minuten lang dasselbe, dann wieder nur das übliche Walgewäsch. Glaubst du, Nate ist beim Sahneschnittchen?«

»Ich glaube, sie kennt mich ganz gut und weiß, dass ich an meinem Verstand zweifle, wenn ich auf die Suche gehe. Außerdem denke ich, dass es – selbst wenn ich die Geschichte der Komischen Alten über ihren Mann glaube – noch längst nicht erklärt, wieso Amy über eine Stunde unter Wasser bleiben konnte. Es muss also irgendwas mit ihr passiert sein, das mit diesen Eigentümlichkeiten in Zusammenhang stehen könnte. Offensichtlich weiß sie mehr als wir, aber – und das ist entscheidend – wir wissen nicht, wo wir sonst suchen sollten.«

Kona sah Clair an, als könnte sie ihm seine Frage beantworten. Sie nickte, und er nuckelte weiter an seinem Bier.

Clay kniete auf allen vieren über der Karte. »Der Makler sagt, er hätte da ein kleines Drei-Mann-U-Boot in Chuuk, Mikronesien, und die Leute sind mit ihren Filmaufnahmen von Tiefsee-Wracks bald durch.«

Kona legte einen Kronkorken auf das Atoll von Chuuk in Mikronesien.

»Die Eigentümer würden es mir zwei Monate vermieten, aber danach hat es ein Forschungsteam für Tiefseebeobachtungen im Indischen Ozean reserviert. Die *Clair* liegt hier, nördlich von Samoa.« Clay zeigte, wo.

Kona plazierte einen dritten Kronkorken nördlich von Samoa und beeilte sich, das Bier auszutrinken, während er die anderen beiden mit einer Hand hielt. Er hatte sie aufgemacht, um an die Deckel zu kommen.

»Also könnte die *Clair* vermutlich in drei Tagen in Chuuk sein. Ich flieg hin und nehme sie in Empfang, hol das U-Boot, und dann könnten wir in vier, fünf Tagen bei diesen Koordinaten sein, wenn wir so schnell fahren, wie es geht«, sagte Clay.

»Wir sind jetzt hier –«

»Können wir nicht ... wir können nicht *da* sein«, sagte Kona.

»Wieso nicht?«

»Bier ist alle.«

»Und wenn ihr da seid, was dann?«, fragte Clair.

»Dann steig ich in ein U-Boot und seh mir an, was es da in sechshundertdreißig Fuß Tiefe zu sehen gibt.«

»Dann sind wir uns also sicher, dass es um Fuß geht, nicht um Meter?«

»Nein, sicher bin ich nicht.«

»Also, du solltest wissen, dass mir nicht wohl dabei zumute ist, wenn du solche Sachen machst, Clay.«

»Aber solche Sachen habe ich schon immer gemacht. In gewisser Weise bestreite ich damit meinen Lebensunterhalt.«

»Und was willst du mir jetzt damit sagen?«, fragte Clair.

36

Schwarz und Weiß und alles Rot

Einmal war Nate vor der kalifornischen Küste einer Schule von Mörderwalen gefolgt, die eine Grauwale mit ihrem Kalb angriffen. Sie näherten sich in Formation, um das Kalb von der Mutter zu trennen, und dann, als sich eine Gruppe von der Schule absetzte, um die Mutter abzulenken, warfen sich die anderen abwechselnd dem Kalb auf den Rücken, um es zu ertränken, obwohl die Mutter mit ihrem mächtigen Schwanz schlug und umkehrte, um ihr Kalb zu schützen. Die ganze Jagd hatte über sechs Stunden gedauert, und am Ende stürzten sich die Killerwale in Formation nacheinander auf das erschöpfte Kalb und rissen große Fleischstücke aus dem noch lebenden Tier. Als nun die Killerwalbengel in diesem Amphitheater näher kamen – mit blitzenden Zähnen – und Luft aus ihren Atemlöchern schnaubten wie Dampfmaschinen, dachte der Biologe, dass ihm vermutlich das Gleiche widerfahren würde, was dem Grauwalkalb bei dieser schaurigen Jagd passiert war. Nur dass Nate natürlich Sneakers trug, was Grauwale so gut wie niemals taten.

Der Raum war groß. Er hatte Platz, sich zu bewegen. Er musste nur an ihnen vorbei. Seine Sneakers quietschten auf dem Boden, als er die Treppe hinunterging, rechts antäuschte und dann in vollem Sprint nach links ausscherte. Die Walbengel mochten zwar unter Wasser erstaunlich agil sein, aber an Land wirkten sie irgendwie plump. Die Hälfte von ihnen fiel dermaßen auf den Trick herein, dass man ihnen eine Postkarte würde schreiben müssen, um ihnen zu sagen, wie die Sache ausgegangen war. Unten vor der Treppe rempelten sie sich gegenseitig um.

Die anderen drei Verfolger wollten eine neue Formation bilden, wobei das Alpha-Weibchen noch am ehesten zwischen Nate und den Ausgang gelangen würde. Nate rannte in weitem

Bogen um das Amphitheater und wusste, dass er bei seiner Geschwindigkeit mindestens zwei der Killer abhängen konnte, aber das Alpha-Weibchen würde ihn abfangen, bevor er in Sicherheit war. Sie wog bestimmt dreimal so viel wie er, also konnte er sie unmöglich mit einem gekonnten Rempler aus dem Weg schaffen. Auf Schlittschuhen hätte er es vielleicht versucht: sein angeborenes, kanadisches Eislauftalent gegen ihren armseligen Zetazeen-Jagdinstinkt zum Einsatz bringen und die Schlampe ins Perlmutter rammen. Aber hier gab es weder Schlittschuhe noch Eis, und so täuschte Nate in letzter Sekunde eine Wende an, als die Kuh ihn eben mit knochenberstender Gewalt gegen eine der Bänke an der Wand rempeln wollte, was das große Weibchen über eine Bank stolpern ließ, dass es schwarz und weiß und elfenbeinern vor seinen Augen blitzte, wie ein schnauwendes Klavier, das vom Reck fiel. Nate stolzierte die letzten zwanzig Meter zur Tür und dachte: *Yeah, drei Millionen Jahre aufrechter Gang waren nicht umsonst. Anfänger. Stümper.*

Ungefähr nach dem dritten Schritt seiner Jubelfeier hörte Nate, wie rechts neben ihm mächtig Luft ausgeblasen wurde, dann ein feuchtes Platschen. Plötzlich sah er seine Sneakers direkt vor seinen Augen. Er spürte die Freiheit der Schwerelosigkeit, das Hochgefühl des Fliegens, und dann war alles weg, als er am Boden aufschlug, was ihm glatt die Luft nahm. Schlitternd landete er in einer riesigen Lache aus Walrotz, die ihm einer der Bullen vor die Füße geschnoddert hatte. Hätte er Luft bekommen, hätte er vielleicht »Foul« gerufen, doch stattdessen kämpfte er sich auf die Beine, während die beiden Bullen näher kamen und ihm ihr Dolchzahngrinsen zeigten. O mein Gott, *sie wollen mich fressen!*, dachte er, doch dann sah er, dass sie beide ihre langen, rosigen Penisse gezückt hatten und mit einem Hüftschwung liefen. *O mein Gott, sie wollen mich ficken!*, dachte er. Doch als sie bei ihm ankamen, hob ihn der eine an den Armen hoch und beugte ihn vor, und er spürte, wie die großen Zähne über seine Kopfhaut kratzten, als sein Kopf im Maul des

Walbengels verschwand. *Nein, sie wollen mich definitiv fressen*, dachte Nate. Und in diesem Moment, kurz vor dem finalen Knirschen, mitten in der Zeitlupe eines unendlich langen, letzten Augenblicks, wurde ihm alles klar, während er noch schrie, und er dachte: *Das wird wohl nicht so gut ausgehen wie beim letzten Mal, als ich gefressen wurde. Diesmal wartet am Ende bestimmt kein Mädchen auf mich.*

Und dann stieß die Kuh einen schrillen Pfiff aus, und der Bulle hörte auf, zuzubeißen. Seine Zähne hatten sich bereits in Nates Wangen geschnitten. Der beißende Bulle wich zurück und wischte verlegen Blut und Speichel aus Nates Gesicht, dann setzte er ihn ab und schüttelte ihn etwas auf, als wollte er zeigen, dass dieser Mensch so gut wie neu war. Nate wurde noch immer von dem anderen Bullen festgehalten, aber der Beißer lächelte peinlich berührt zum Alpha-Weibchen hinüber und gab ein Quiaken von sich, das Nate trotz seiner begrenzten Fähigkeiten in der Walsprache als »Uups« verstand.

Eine halbe Stunde später warfen sie ihn in seine Wohnung, und das Alpha-Weibchen grinste breit, als es den Türknauf aus rostfreiem Stahl aus der Wand riss. Die Wand blutete noch eine Weile, dann bildete sich Schorf, und sie fing an zu heilen. Das Alpha-Weibchen war inzwischen gegangen.

Nate taumelte ins Badezimmer und betrachtete sich im Spiegel. Er hatte blutige Schnitte an Stirn und Wangen. An einem anderen Ort, in einer anderen Zeit, wäre er in die Notaufnahme gegangen und hätte sich nähen lassen. Sein Haar war blutverklebt, und er fühlte mindestens vier tiefe Dellen in seinem Skalp, wo die Zähne des Walbengels die Haut verletzt hatten. Am Hinterkopf hatte er eine dicke Beule, wo er beim Fallen am Boden aufgeschlagen war, und offenbar hatte er sich auch den Ellbogen angeschlagen, denn jedes Mal, wenn er den rechten Arm einknickte, schoss ihm ein scharfer Schmerz bis in die Fingerspitzen.

Er legte seine blutigen Kleider ab und stieg unter die Dusche. Er ignorierte die seltsamen Armaturen, die ihn sonst nachdenklich stimmten, und ließ das Wasser über seinen Körper laufen, bis Haar und Hände nicht mehr blutverkrustet waren und die Finger schon schrumpelig wurden. Er trocknete sich ab, dann fiel er auf sein Bett und wünschte noch ein letztes Mal, bevor er einschlief, dass Amy bei ihm wäre, in Sicherheit, an seiner Seite.

Er schlief tief und träumte von einer Zeit, in der die Ozeane ein einziger lebender Organismus waren, der wie ein Kokon eine gewaltige Landmasse umgab. Und in seinem Traum fühlte er die Struktur jeder einzelnen Küste, als presse sie sich ihm in die Haut.

Nate erwachte in den frühen Morgenstunden, bevor es in der Grotte hell wurde. Er ging ins Wohnzimmer und saß im Dunkeln am großen, ovalen Panoramafenster mit Blick auf die Straße und den Hafen von Gooville. Dort draußen bewegten sich Umrisse in der Dunkelheit. Hin und wieder sah er, wie sich trübes Licht auf der Haut eines Walbengels spiegelte, aber vor allem hörte er am Sonarklicken und an den tiefen, trillernden Pfiffen der Walbengel-Gespräche, dass sie dort draußen waren. Nach einer Stunde des Herumsitzens in der Dunkelheit tappte er zur Tür und versuchte sie zu öffnen. Man sah nur eine Narbe, wo der Knauf gewesen war. Die Dichtung war so fest, dass die Tür ebenso gut Teil der Wand hätte sein können. Als er versuchte, seine Finger in den Türspalt zu schieben, merkte er, dass sein Ellbogen nicht mehr so wehtat wie am Abend zuvor. Er betastete die Schnitte an seiner Stirn und fühlte, dass sich der Schorf leicht und schmerzlos abkratzen ließ, wie trockene Haut. Sofort lief er ins Badezimmer und betrachtete sich im Spiegel unter der grellgelben Biolumineszenz. Die Schnitte waren verheilt. Komplett verheilt. Er bürstete das getrocknete Blut aus seinem Haar und fand dort neue, gesunde Haut. Nicht anders war es mit den

Dellen in der Kopfhaut und dem großen Horn am Hinterkopf. Er hatte nicht die kleinste Schramme mehr.

Er kehrte ins Wohnzimmer zurück, sank auf den Stuhl beim Fenster und sah, wie das Licht in der Grotte heller wurde. Draußen auf der Straße und am Hafen war alles in Bewegung, und während er sich das ansah, wurde Nate ganz übel, trotz seiner wundersamen Heilung. Dort draußen liefen nur Walbengel herum. Kein einziger Mensch war zu sehen.

Zwei Tage lang sah er keine anderen Menschen in Gooville, und als er dann seinen ganzen Mut zusammengenommen hatte und das summende, käfergeflügelte Sprechdings an der Wand benutzen wollte, wurde ihm bewusst, dass er gar keine Ahnung hatte, wie man eine Verbindung herstellte. Gegen Mittag des dritten Tages kam er zu dem Schluss, dass er raus musste. Nicht nur würde er Amy so niemals finden, er konnte auch sonst da drinnen nichts tun, und bald würde ihm auch noch das Essen ausgehen. Er sagte sich, die beste Zeit für einen Ausbruch wäre mitten am Tag, denn es schien, als wären dann am wenigsten Walbengel auf der Straße, weil so viele runter zum Wasser gingen, um zu schwimmen. Er zog lange Hosen und ein langärmeliges Hemd an, um sich zu schützen, dann versuchte er sein Glück mit dem Fenster. Er riss einen der Knochenstühle aus dem Küchenboden, wackelte erst daran herum, als wollte er einen Milchzahn lockern. Mit aller Kraft warf er den Stuhl gegen die Scheibe und machte sich für den Drei-Meter-Sprung auf die Straße bereit, sobald der Stuhl hindurchgeflogen wäre. Was nicht passierte. Er prallte ab und flog ins Zimmer zurück.

Dann suchte er etwas Scharfes, mit dem er Löcher in die Scheibe bohren konnte, aber ihm fiel nur der Badezimmerspiegel ein, und obwohl dieser zersprang, als er darauf einschlug – mit der Faust in einem Handtuch – blieben die Scherben doch an der Wand kleben. Er hatte nur ein glitzerndes Mosaik zustande gebracht. Nach drei frustrierenden Stunden wirkungsloser At-

tacken auf das Fenster beschloss er, mit dem Schwersten darauf einzuschlagen, was sich in der Wohnung befand: mit seinem eigenen Körper. Rückwärts ging er ins Schlafzimmer, rannte durchs Wohnzimmer, sprang etwa auf halbem Weg in die Luft, rollte sich zusammen und machte sich für den Aufprall bereit. Die Scheibe wölbte sich gut einen Meter nach außen, bis es den Walbengeln draußen so vorkam, als versuche drinnen jemand, einen Ballon aufzublasen, und dann knallte sie zurück, schleuderte Nate durchs Zimmer an die gegenüberliegende Wand. Ans untere Ende der Wand hatte jemand für solche Notfälle ein Sofa gestellt, auf das er langsam hinunterglitt.

»Na, das war wohl ziemlich dämlich«, sagte er laut.

»Junge, war das dämlich«, sagte Cielle Nuñez. Sie kam ins Wohnzimmer spaziert und setzte sich auf einen Sessel, dem Sofa gegenüber, auf dem Nate nun lag. »Wollen Sie mir vielleicht erzählen, was zum Teufel das hier soll?«

»Wie sind Sie reingekommen? Da ist kein Türknauf mehr.«

»Von außen schon. Kommen Sie, Nate. Was haben Sie nur getan? Seit drei Tagen sind alle Menschen in Gooville eingesperrt. Wäre ich nicht Kapitän auf einem Walschiff, hätte ich auch nicht herkommen können.«

»Ich hab überhaupt nichts gemacht, Cielle, ehrlich. Wo ist Amy?«

»Niemand weiß es. Glauben Sie mir, zu ihr sind sie zuerst gegangen.«

»Wer?«

»Was meinen Sie wohl? Die Walbengel. Die haben alles übernommen. Menschen dürfen nicht mal mehr in die Nähe der Schiffe. Und alles, seit jemand gehört hat, wie Sie geschrien haben, Sie würden die Navy holen.«

»Allerdings. Das habe ich getan. Er hat Amy in seiner Gewalt, Cielle. Ich wollte sie nur zurückholen.«

»Er? Der Colonel? Wozu sollte er Amy entführen? Sie gehört zu den wenigen, die ihn überhaupt jemals gesehen haben. Sie ist eine Auserwählte.«

»Nun, inzwischen hat er keine Auserwählten mehr.« In diesem Moment traf Nate eine Entscheidung. Allein würde er nie entkommen können, und der einzige Mensch, den er zumindest im Ansatz als seinen Verbündeten betrachten konnte, saß dort vor ihm. »Cielle, der Grund, wieso der Colonel alle Schiffe zurückbeordert hat, wieso niemand den Hafen verlassen darf, liegt darin, dass er euch alle hier unten haben will, wenn der ganze Laden hochgeht. Er hat so einen Plan, die U.S Navy oder irgendeine andere Navy herzuholen, damit sie Gooville mit Nukleartorpedos angreift. Er glaubt, dass das Goo die menschliche Rasse auslöschen wird, wenn er es nicht vorher vernichtet. Er wollte, dass ich zur Navy gehe. Er dachte, ich könnte sie aufgrund meiner Glaubwürdigkeit als Wissenschaftler überreden, aber ich habe abgelehnt. Da hat er Amy mitgenommen.«

»Das ganze Geschrei, das ich von Ihnen im Amphitheater gehört habe ... da haben Sie also nicht davon gesprochen, dass Sie die Navy holen wollen? Da wollten Sie nur Amy zurückhaben?«

»Ja. Er ist ein Irrer, Cielle. Ich habe kein Interesse daran, hier alles zu zerstören. Er glaubt, dass da ein gewaltiger Krieg zwischen Genen und Memen im Gang ist und die Menschen und das Goo gegeneinander kämpfen.«

Die Walschiffkapitänin stand auf und nickte, als reiche ihr, was sie gehört hatte. »Okay. Das wollte ich nur wissen. Deshalb hat man mich hierher geschickt. Ich will versuchen, sie dazu zu bringen, dass man Ihnen was zu essen schickt.«

»Helfen Sie mir lieber, hier rauszukommen!« Plötzlich hatte Nate ein schlechtes Gefühl, was dieses Gespräch anging.

»Tut mir Leid, Nate. Sie haben Cal. Die Walbengel haben ihn in ihrer Gewalt. Sie wissen ja, wie sich das anfühlt. Man hat mir

gesagt, ich sollte rausfinden, ob Sie ein Komplott gegen den Colonel planen. Vielen Dank, dass Sie es mir erzählt haben. Ich glaube, jetzt wird man Cal freilassen.«

Sie ging zur Tür, und Nate folgte ihr. »Holen Sie mich hier raus, Cielle, wenigstens irgendwohin, wo –«

»Nate, es gibt kein Irgendwo. Nur die Walschiffe können einen nach draußen bringen, und nur die Walbengel können sie bedienen. Es besteht der Befehl, Sie nicht an Bord zu lassen, und zwar schon, seit wir angekommen sind. Momentan könnte ich nicht mal raus, wenn ich es wollte.« Sie klopfte an die Tür. »Aufmachen!«

Es klickte. Draußen standen zwei schwarze Walbengel und warteten. Sie packten Nate bei den Schultern und warfen ihn wieder in die Wohnung, als er an ihnen vorbei wollte.

»Meine eigene Mannschaft, Nate«, sagte Cielle. »Sehen Sie, was Sie angerichtet haben.«

»Er wird Sie umbringen, Cielle. Sehen Sie das denn nicht? Er ist verrückt.«

»Ich glaube Ihnen nicht, Nate. Ich schätze, *Sie* sind hier der Verrückte.«

Die Tür knallte zu.

Drüben in Papa Lani prüfte Clay ein letztes Mal die Ausrüstung, die er auf sein neues Schiff mitnehmen wollte. Tauch- und Kameragerätschaften lagen am Boden des Büros verstreut. Kona ging mit einem Filzstift die Checkliste auf dem Klemmbrett durch.

»Und du meinst, Sahneschnittchen ist auch da?«

»Mein ich. Ich wünschte nur, wir könnten ihr antworten. Ihr sagen, das ich unterwegs bin.«

»Du meinst, so was wie Digitalsignale in Wallaute umformen und senden?«

»Ja, ich weiß, das können wir nicht. Hast du den Kanister Granulat für die CO²-Absorber?«

»Wohl kann ich das.« Kona hielt den Kanister hoch, den Clay suchte, und strich ihn von der Liste.

»Das kannst du?«

»Hab's mir lange angesehen. Kann nicht so schwer sein, Worte zwischen die Töne zu flechten. Aber wie willst du sie senden? Da brauchst du ein paar megafette Speaker unter Wasser, Mann. So was haben wir nicht.«

Clay unterbrach seine Inventur und schob Konas Klemmbrett nach unten, um ihm in die Augen sehen zu können. »Du kannst eine Nachricht in Wellenform bringen, bis sie am Ende wie das klingt, was wir empfangen haben?«

Kona nickte.

»Zeig es mir«, sagte Clay. Er ging zum Computer. Kona nahm einen Stuhl und rief eine Infraschall-Wellenform auf, die wie ein gezackter Kamm aussah. Dann drückte er eine Taste, die einen kleinen Teil davon vergrößerte, was die Zacken glättete.

»Hier, der da. Wir wissen, dass es der Buchstabe B ist, stimmt's? Wir schneiden ihn einfach aus, kleben ihn mit anderen Buchstaben zusammen und basteln uns einen superprima Walruf. Ich hab alle Buchstaben rausgefunden, bis auf Q und Z.«

»Erklär nicht, mach einfach. Hier.« Clay kritzerte eine kurze Nachricht an den Rand von Konas Checkliste. »Dann spiel es mir vor.«

»Ich kann es spielen, aber du wirst nichts hören. Ist Infraschall, Bruder. Wie gesagt: Du bräuchtest mörderische Boxen, um es zu senden. Weißt du, wo wir welche klauen können?«

»Vielleicht müssen wir sie gar nicht klauen.«

Während Kona die Nachricht zusammensetzte, nahm Clay das Telefon vom Schreibtisch und rief Cliff Hyland an. Der Biologe

ging beim zweiten Klingeln an den Apparat. »Cliff, Clay Demodocus. Du musst mir einen Gefallen tun. Euer großes Sonar ... überträgt es auch Infraschallfrequenzen? ... Sehr gut, du musst uns heute Abend mit deinem Boot rausfahren, mit eurer ganzen Ausrüstung.«

Kona sah Clay an. Clay grinste und zog die Augenbrauen hoch.

»Nein, es muss heute Abend sein. Morgen früh flieg ich nach Chuuk. Wenn ich ein Signal aussenden will, was kann ich einstöpseln? Kassettenrecorder, CD-Player oder was? Irgendwas mit Vorverstärker?« Clay hielt den Hörer mit der Hand zu. »Kannst du es auf eine Audio-CD überspielen?«

»Kein Problem«, sagte Kona.

»Kein Problem«, sagte Clay ins Telefon. »Dann treffen wir uns um zehn am Hafen, okay?«

Clay wartete. Er hörte zu, lief hinter dem Surfer in einem kleinen Kreis. »Ja, tja, wir haben gerade darüber gesprochen, Cliff, und wir dachten uns, falls du Nein sagen solltest, müssten wir uns dein Boot und die Sonaranlage *ausleihen*. Ich könnte doch wohl rausfinden, wie das Sonar funktioniert, oder?«

Es folgte eine weitere Pause, und Clay hielt den Hörer weit von seinem Ohr weg. Kona hörte eine ärgerliche Stimme aus der Muschel.

»Weil wir Freunde sind, Cliff, deshalb erzähle ich dir vorher, dass wir dein Boot klauen wollen. Meine Güte, glaubst du, ich würde es einfach so stehlen, als würden wir uns nicht kennen? Also dann, wir sehen uns um zehn.« Er legte auf.

»Okay, Kleiner, mach deine Sache gut. Bis um zehn müssen wir alles fertig haben und unten am Hafen sein.«

»Aber was willst du machen, wenn die Schweinehunde es empfangen?«

»Selbst wenn – nur Amy weiß, was es bedeutet«, sagte Clay.

»Cooles Ding, Bruder.« Kona konzentrierte sich darauf, die Nachricht zusammenzusetzen, mit der Zunge im Wundwinkel wie eine Antenne für seine Konzentration.

Clay beugte sich über seine Schulter und beobachtete, wie die Wellen auf dem Bildschirm zusammenwuchsen. »Wie hast du das eigentlich rausgefunden? Ich meine, das sieht dir gar nicht ähnlich.«

»Wie soll man hier wissenschaftlich arbeiten, wenn du dauernd rumjammerst wie ein Kugelfisch voll Caipirinha?«

»Tschuldigung«, sagte Clay und nahm sich vor, dem Jungen eine Lohnerhöhung zu geben, falls die Sache wirklich funktionierte.

37

Mörderwal

Nate saß noch fünf Tage allein in der Wohnung, bis sie kamen, um ihn zu holen. Es begann im Morgengrauen des sechsten Tages, als ihm auffiel, dass sich eine Gruppe von Walbengeln unten vor seinem Fenster versammelte. Seit jenem Tag, an dem er Cielle vom Plan des Colonels erzählt hatte, waren wieder Menschen auf den Straßen zu sehen gewesen, aber Gooville war noch nicht zur Normalität zurückgekehrt (wobei Normalität in Gooville ohnehin eher ungewöhnlich war). Menschen und Walbengel schienen gleichermaßen angespannt. Heute waren keine Menschen auf den Straßen, und die Walbengel stießen alle so einen schrillen Schrei aus, den er kannte, wenn auch seltsamerweise nicht aus der Stadt unter dem Meer. Diesen Jagdruf unter solchen Umständen zu hören, schickte ihm einen kalten Schauer über den Rücken.

Er sah, wie sie sich versammelten und aneinander rieben, als wollten sie sich gegenseitig Mut zusprechen, oder wie sie in kleinen Schulen umherwanderten, als wollten sie ihre innere Unruhe abbauen, wobei jeder von ihnen mit schöner Regelmäßigkeit den Kopf hob und den Jagdruf ausstieß – mit blitzenden Zähnen und Kiefern, die wie Bärenfallen schnappten. Er wusste, dass sie kommen würden.

Nate war angezogen und wartete bereits, als sie zur Tür hereinkamen. Vier von ihnen packten ihn, hoben ihn an Beinen und Schultern in die Höhe und trugen ihn über ihren Köpfen erst die Treppe zur Straße hinunter und dann in die Gänge. Die Menge schob sich hinter ihnen her, und ihre Rufe kamen immer öfter, ohrenbetäubend schrill in der Enge.

Noch während sich ihm die langen Finger seiner Häscher in die Haut gruben, legte sich eine seltsame Ruhe über Nate – ein

fast trancegleicher Zustand, die Gewissheit, dass alles bald überstanden wäre. Er blickte nach links und rechts. Mäuler voller Zähne knurrten ihn an, und selbst noch in dem Durcheinander hörte er gelegentlich das typische Kichern eines vergnügten Walbengels. *Die wissen, wie man sich amüsiert*, dachte er.

Bald erkannte er den Gang, durch den sie liefen. In den Höhlen hallten die Rufe vieler Hunderter vom Amphitheater her. Vielleicht erwartete ihn dort die versammelte Walbengel-Bevölkerung.

Als sie das Perlmutter-Theater betraten und die Rufe zu einem wahren Crescendo anschwollen, reckte Nate den Hals und sah zwei killerwalfarbene Weibchen, die den Colonel in der Mitte am Boden festhielten. Die Walbengel stellten Nate auf die Beine, dann zogen ihn zwei von ihnen rückwärts zu den Bänken, um gemeinsam mit den anderen zuzusehen.

Eines der großen Weibchen, die den Colonel hielten, stieß ein langes, hohes Kreischen aus, und die Menge beruhigte sich, kam zwar nicht zum Schweigen, aber die Jagdrufe hörten auf. Der Colonel hatte seine Augen weit aufgerissen, und es hätte Nate nicht überrascht, wenn der alte Mann mit Schaum vor dem Mund zu bellen begonnen hätte. Als sich die Lage so weit beruhigte, dass man ihn hören konnte, fing er an zu brüllen. Das große Weibchen, das ihn festhielt, presste ihm eine Hand auf den Mund. Nate sah, dass der Colonel um Atem rang, und aus Mitgefühl fing er selbst an, sich zu wehren. Dann begann das Weibchen zu sprechen, in seiner pfeifenden, klickenden Sprache, und die Menge hörte auf zu kichern. Unzählige Augen wölbten sich hervor, und sie wandten die Köpfe zur Seite, damit sie besser hören konnten.

Nate verstand nicht viel von dem, was sie sagte, aber man musste die Sprache nicht kennen, um sie zu verstehen. Sie listete die Verbrechen des Colonels auf und verkündete das Urteil. Es war schon interessant, dass die Walbengel, die für Recht und Ordnung sorgten, ausgerechnet wie Killerwale gefärbt waren,

die intelligentesten, organisiertesten, wunderbarsten und grausamsten aller Meeressäuger. Das – neben dem Menschen – einzige Tier, das sowohl Grausamkeit als auch Gnade an den Tag legen konnte, denn das eine war nicht ohne die Fähigkeit zum anderen möglich. Vielleicht triumphierten die Meme tatsächlich über die Gene.

Als sie fertig war, reichte sie den Arm des Colonels an das andere Weibchen weiter, so dass er vorgebeugt dastand, die Hände hinter dem Rücken hochgehalten. Dann stieß das Weibchen erneut einen langen, schrillen Ruf aus, und die Decke des Amphitheaters verdunkelte sich, bis es völlig finster war. Als ihr Ruf erstarb, ging das Licht wieder an. Der Colonel schrie, so laut er konnte, stieß wilde Verwünschungen und wirre Rechtfertigungen aus – schimpfte die Walbengel Scheusale, Monster, Freaks, zeterte wie ein irrer Prophet mit Gottes Fingerabdruck im Hirn. Im Licht fing er Nates Blick auf, nur eine Sekunde lang, und er schwieg. Da war etwas – die Tiefe und Weisheit, die der Mann einmal besessen hatte, oder vielleicht war es auch nur Trauer, doch bevor sich Nate entscheiden konnte, beugte sich das große Weibchen vor und biss dem Colonel den Kopf ab.

Nate merkte, dass er einer Ohnmacht nahe war. Sein Blickfeld verengte sich zu einer Nadelspitze, und er kämpfte darum, bei sich zu bleiben, sich auf seine Atmung zu konzentrieren, die – wie er merkte – kurz ausgesetzt hatte. Dann konnte er wieder sehen und atmen, wenn auch panisch zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch, während er sah, was geschah.

Die Mörderin spuckte den Kopf durchs Amphitheater zu einer Gruppe von Walbengelkindern hinüber, die ihn aufhoben und daran herumknabberten. Dann begann das Weibchen, mit den Zähnen große Stücke aus dem Leichnam des Colonels zu reißen, während dieser noch in den Händen der Helpershelfer zuckte, und warf die Brocken in die Menge, deren Jagdrufe noch erhitzter klangen als zuvor.

Nate konnte nicht sagen, wie lange es so weiterging, doch als es schließlich getan und vom Colonel nichts mehr übrig war, sah man einen großen, roten Fleck mitten auf dem Boden des Amphitheaters, und überall um sich herum sah er blutige Zähne, wenn die Wale ihr Grinsen aufblitzen ließen. Selbst die beiden Walbengel, die Nate an den Armen hielten, hatten am Abendmahl teilgenommen, hatten sich Fleischstücke gegriffen und mit der freien Hand gefressen. Einer hatte gezischt und Nate Blut ins Gesicht gespritzt. Dann schleppten sie ihn in die Mitte des Amphitheaters.

Ihm war ganz flau, der Puls hämmerte in seinen Ohren, übertönte alles andere. Wohin er sich auch wandte, überall sah er blutige Zähne und glubschende Augen, aber er fühlte sich seltsam unbeteiligt. Als das große Weibchen die nächste Ansprache begann, erinnerte er sich an einen Gedanken, der ihm gekommen war, kurz nachdem ihn der Buckelwal verschlungen hatte. Es kam ihm wie ein böses Déjà-vu vor: *Was für eine dämmliche Art zu sterben.*

Dann hörte er wieder diesen langen, pfeifenden Ruf, und Nate schloss die Augen, wartete auf den Todeshieb, aber der kam nicht. Die Menge schwieg. Er blinzelte unter einem Augenlid hervor, bereute fast, dass der Moment hinausgezögert wurde, und er sah Zähne vor sich, wenn auch nicht die blutigen Zähne der Killer.

Der schrille Pfiff ging immer weiter, kam von einem blau gefleckten Walbengelweibchen, das aus dem Gang hervorgetreten war und nun durch das Amphitheater zu Nate hinüberschritt. Neben ihr ging eine entschlossen wirkende, zarte Brünette mit unnatürlich kastanienbraunen Strähnen, in Wandershorts und einem Tanktop. Die beiden Walbengel, die Nate festhielten, schienen verdutzt. Das Weibchen, das den Colonel getötet hatte, suchte wohl Rat bei einem der beiden Weibchen, die Nate hielten, als Amy einen Elektroschocker aus der Tasche zog und ihr das Ding an die Brust hielt, was sie zwei Meter rückwärts

taumeln ließ. Dann stürzte sie und krümmte sich auf dem blutverschmierten Boden.

»Lasst ihn gehen!«, befahl Amy, und aus irgendeinem Grund – vielleicht weil Amy so entschlossen klang – wurde Nates Arm losgelassen, und er sank zu Boden, während Amy einen zweiten Elektroschocker zückte und ihn der anderen großen Killerwal-kuh an die Brust hielt. Sie flog zwei Meter rückwärts und blieb zuckend neben ihrer Gefährtin liegen. Die ganze Zeit über hatte Emily 7 weitergepfiffen.

»Alles klar?«, fragte Amy. Nate blickte in die Runde, sah die Lage, in der sie sich befanden, war nicht sicher, ob alles klar war, aber er nickte.

»Okay, Em«, sagte Amy, und Emily hörte auf zu pfeifen.

Bevor die Menge reagieren oder erschrocken walisch murmeln konnte, rief Amy: »Hey, Maul halten!«

Was sie auch taten.

»Nate hat nichts getan«, fuhr sie fort. »Das Ganze war die Idee des Colonels, und keiner von uns wusste was davon. Er hat Nate hergeholt, damit er ihm hilft, unsere Stadt zu zerstören, aber Nate hat abgelehnt. Mehr müsst ihr nicht wissen. Ihr kennt mich alle. Hier ist meine Heimat. Ihr kennt mich. Ich würde euch nie belügen.«

In diesem Moment kam das erste große Weibchen wieder zu sich, und Amy stellte sich schützend vor Nate. »Wenn du aufstehst, Schlampe, setz ich dich gleich wieder auf den Arsch. Du hast die Wahl.« Das Weibchen erstarrte. »Ach, scheiß drauf«, sagte Amy und hielt dem großen Weibchen beide Elektroschocker gleichzeitig an die Nase, dann fuhr sie zu der anderen herum, die eben aufstehen wollte, sich aber schnell wieder hinlegte und unter Amys Blick tot stellte. »Gut«, sagte Amy.

»Also, alles klar?«, rief Amy in die Menge.

Allgemeines Gemurmel in Walsprache wallte auf, und Amy schrie: »Scheiße! Ich habe gesagt: Alles klar, Leute?«

»Ja, klar«, wurde von einem guten Dutzend hoher Stimmen laut.

»Logo, logo, logo, weißt du doch«, rief eine piepsige Stimme.

»Klar wie Kloßbrühe«, sagte eine andere.

»Kleiner Scherz«, sagte eine Stimme wie ein Elf auf Helium.

»Gut«, sagte Amy. »Gehen wir, Nate.«

Nate versuchte immer noch, aufrecht zu stehen. Seine Knie waren ziemlich gummeweich geworden, als er gedacht hatte, man würde ihm den Kopf abbeißen. Emily 7 nahm seinen Arm und stützte ihn. Amy wollte ihn schon aus dem Amphitheater führen, blieb dann aber stehen. »Sekunde mal.«

Sie ging dorthin zurück, wo die große Killerwalkuh gerade wieder auf die Beine kam und knallte ihr den Elektroschocker an die Brust, was sie glatt wieder auf den Rücken warf.

Als Amy an Nate und Emily 7 vorbeistolzierte, sagte sie: »Okay, jetzt können wir gehen.«

»Wohin gehen wir?«, fragte Nate.

»Em sagt, du hast mit ihr geschlafen.«

Nate sah Emily 7 an, die breit und zahnreich grinste.

»Ja geschlafen. Nur geschlafen. Mehr nicht. Sag es ihr, Emily.«

Emily pfiff vor sich hin, diesmal sogar eine Melodie, und rollte mit den Augen.

»Ehrlich«, sagte Nate.

»Ich weiß«, sagte Amy.

»Oh.« Nate hörte ein Quietschen hinter ihnen im Korridor.

»War das nicht etwas riskant, es mit zwei Elektroschockern in der Hand mit tausend Walbengeln aufzunehmen?«

»Ich liebe diese Dinger«, sagte Amy und klickte damit herum, was winzige blaue Blitze zwischen den Kontakten zucken ließ.

»Nein, ich habe es nicht mit tausend Walbengeln aufgenommen, nur mit einem – einem Alpha-Weibchen. Weißt du, wozu mich das macht?« Sie lächelte ihn an, und dann – ohne auch nur stehen zu bleiben – warf sie ihm die Arme um den Hals und küsste ihn. »Und vergiss das nie.«

»Tu ich nicht.« Dann brach die Angst der letzten Woche über ihn herein, die Angst, dass er sie womöglich verloren hatte.

»Hey, wo bist du gewesen? Ich dachte, der Colonel hätte dich entführt.«

»Ich bin mit dem Schiff meiner Mutter rausgefahren und habe eine Nachricht geschickt.«

»Was für eine Nachricht?«

»Ich hab uns eine Mitfahrgelegenheit besorgt. Die Walbengel hatten Order, dass dich niemand an Bord seines Schiffes nehmen durfte. Aber ich konnte raus, also bin ich mit meiner Mutter gefahren, um Proviant zu holen. Und ich habe uns eine Mitfahrgelegenheit besorgt.«

»Wie? Emily 7 kann kein Schiff steuern?«

»Mh-mh«, quiekte Emily 7.

»Nur Piloten können so ein Schiff fahren. Jedenfalls«, Amy sah auf ihre Uhr, »müssten sie bald im Hafen sein. Ich muss noch bei mir zu Hause vorbei und holen, was ich mitnehmen will.«

Eine Stunde später standen sie am Hafen, und Amy sah auf ihre Uhr. »Ich bin echt stinksauer«, sagte sie und tippte mit dem Fuß auf den Boden. Es schien, als wären sie alle dreißig Sekunden von irgendeinem menschlichen Bewohner Goovilles aufgehalten worden, und Amy musste immer wieder ihre Geschichte erzählen. Emily 7 war der einzige Walbengel in der Grotte, abgesehen von der Mannschaft auf dem Schiff von Amys Mutter.

»Glaubst du, sie werden revoltieren und den Menschen was antun?«, fragte Nate.

»Nein, das glaube ich nicht. Es war das erste Mal. Schließlich findet man nicht jeden Tag heraus, dass der Messias einen umbringen will. Lass ihnen ein, zwei Tage Zeit, ihre Verlegenheit zu überwinden – dann ist alles wieder normal.«

»Ich schätze, es ist wohl wirklich das Beste, wenn wir hier verschwinden. Du möchtest doch bestimmt nicht den beiden Weibchen begegnen, denen du einen Schock verpasst hast.«

»Hab alles dabei«, sagte Amy und klopfte an die Taschen ihrer Shorts. »Außerdem bin ich hier was Besonderes, Nate. Ich möchte nicht eingebildet klingen, aber die kennen mich hier wirklich alle. Sie wissen, wer ich bin und was ich bin. Mich wird niemand belästigen.«

In genau diesem Augenblick entdeckte Nate ein Licht in der Tiefe des spiegelglatten Wassers.

»Das ist er«, sagte Amy.

»Er?«

»Clay kommt, um dich abzuholen.«

»Mich? Du meinst *uns*.«

»Em, lässt du uns mal kurz allein?«, fragte Amy.

»Okay«, sagte Emily 7 und schlurfte schmollend davon.

Als Emily außer Hörweite war, nahm Amy Nate in die Arme und lehnte sich zurück, um ihm in die Augen zu sehen. »Ich kann nicht mitkommen, Nate. Ich bleibe hier.«

»Was meinst du damit? Wieso?«

»Ich kann nicht weg. Da ist was mit mir, von dem du nichts weißt. Etwas, von dem ich dir hätte erzählen sollen, aber ich dachte, du würdest nicht ... na ja, du weißt schon ... ich dachte, du würdest mich dann nicht lieben.«

»Bitte, Amy, bitte sag nicht, dass du lesbisch bist. Denn das habe ich schon einmal durchgemacht, und ich glaube nicht, dass ich es ein zweites Mal überleben würde. Bitte.«

»Nein, nichts dergleichen. Es geht um meine Eltern ... na ja, eigentlich um meinen Vater.«

»Den Navigator?«

»Äh, nein, nicht wirklich. Nate, das hier ist mein Vater.« Sie holte ein kleines Probenglas aus ihrer Tasche und hielt es hoch. Es war eine rosige, geleeartige Substanz darin.

»Sieht aus wie -«

»Das ist es auch, Nate. Es ist das Goo. Meine Mutter hatte in den ersten drei Jahren, die sie hier war, weder zu ihrem Navigator noch zu sonst irgendwem eine intime Beziehung, aber eines Morgens wachte sie auf und war schwanger.«

»Und du bist sicher, dass es das Goo war und sie nicht einfach zu viele Mai Tais im Gooville-Cabana-Club hatte?«

»Sie weiß es, und ich weiß es, Nate. Ich bin irgendwie nicht normal.«

»Du fühlst dich normal an.« Er zog sie näher heran.

»Bin ich aber nicht. Erstens sehe ich nicht nur erheblich jünger aus, als ich in Wahrheit bin, sondern ich bin auch um einiges kräftiger, als ich aussehe, besonders beim Schwimmen. Erinnerst du dich an den Tag, als ich das Buckelwalschiff durch seine Laute gefunden habe? Ich kann tatsächlich unter Wasser hören, aus welcher Richtung ein Geräusch kommt. Und mein Muskelgewebe ist anders. Es speichert Sauerstoff, wie bei den Walen, und ich kann über eine Stunde unter Wasser bleiben, ohne Luft holen zu müssen. Sogar noch länger, wenn ich mich nicht überanstrengte. Ich bin die einzige meiner Art, Nate. Ich bin nicht wirklich, du weißt schon ... menschlich.«

Nate hörte zu, versuchte abzuwägen, was es bedeutete, wenn man den größeren Rahmen betrachtete, aber ihm fiel nichts ein,

nur dass er sie bei sich haben wollte, ganz egal, wer oder was sie war. »Ist mir egal, Amy. Macht nichts. Hör mal, ich bin über all das hier hinweggekommen« – er machte eine ausladende Armbewegung – »und auch über den Umstand, dass du vierundsechzig Jahre alt bist und deine Mutter eine berühmte, tote Fliegerin ist. Solange du nicht anfängst, Mädchen zu mögen, ist alles gut.«

»Das ist nicht der Punkt, Nate. Ich kann hier nicht weg, zumindest nicht lange. Keiner von uns. Nicht mal diejenigen, die nicht hier geboren sind. Das Goo wird zu einem Teil von dir. Es kümmert sich um dich, aber du bist daran gebunden, buchstäblich. Wie eine Sucht. Es dringt bei Kontakt in dein Gewebe ein. So hat meine Mutter mich empfangen. Ich war in diesem Jahr schon eine lange Zeit weg. Wenn ich jetzt gehen würde oder wenn ich länger als ein paar Monate am Stück weg wäre, würde ich krank werden. Wahrscheinlich müsste ich sterben.«

In diesem Moment blubberte ein gelbes Forschungstauchboot an die Oberfläche der Lagune und leuchtete die Grotte mit zahlreichen Scheinwerfern aus.

»Also gut. Ich bleibe hier. Es macht mir nichts, Amy. Ich bleibe bei dir. Wir können hier leben. Ich könnte mein ganzes Leben damit verbringen, das alles zu erforschen. Das Goo.«

»Das geht auch nicht. Es würde ein Teil von dir werden. Wenn du zu lange bleibst, könntest du selbst nie wieder weg. Du hast doch bestimmt gemerkt, wie schnell du dich von deinem Kater erholt hast, als wir uns an diesem ersten Abend betrunken haben, oder?«

Nate dachte daran, wie schnell seine Wunden verheilt waren – Wochen, vielleicht Monate des Heilens in einer Nacht. Es gab keine andere Erklärung. Er dachte an ein Leben mit nur flüchtigen Blicken ins Sonnenlicht, und er sagte: »Ist mir egal. Ich bleibe.«

»Nein, das tust du nicht. Ich werde es nicht zulassen. Du hast noch so viel zu tun.« Sie schob das Probenglas in seine Tasche, dann küsste sie ihn wild. Er erwiderte den Kuss ebenso leidenschaftlich.

Die Klappe oben am U-Boot ging auf, und Clay kam heraus und sah Nate und Amy zum ersten Mal, seit die beiden verschwunden waren.

»Das ist unprofessionell«, sagte er.

Amy unterbrach den Kuss und flüsterte: »Geh. Nimm es mit.«

Sie klopfte an seine Tasche. Dann drehte sie sich zu Clay um, wobei sie schon wieder auf ihre Uhr sah. »Du bist spät dran!«

»Hey, Kleine, ich habe angekündigt, wann ich bei den Koordinaten sein würde, die du mir geschickt hast – sechshundertdreißig Fuß unter dem Meer –, und ich war da. Du hast kein Wort davon gesagt, dass ich noch kilometerweit unterirdische Höhlen vor mir hatte, mit den furchteinflößendsten Felsformationen, die ich je gesehen habe.« Er blickte zu Nate. »Die sahen aus, als würden sie leben.«

»Das tun sie auch«, erwiderte Amy.

»Sind wir nah an der Oberfläche? Der Luftdruck ist –«

»Erklär ich dir unterwegs«, sagte Nate. »Wir sollten lieber los.« Nate stieg auf das Tauchboot, während sich Clay nach innen gleiten ließ, um ihm Platz zu machen. Nate kletterte hinein und sah sich nach Amy um, bevor er die Luke schloss.

»Ich würde bleiben, Amy. Ich liebe dich. Das weißt du, oder?«

Sie nickte und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Ja«, sagte sie. Dann drehte sie sich um und machte sich auf den Weg. »Pass gut auf dich auf, Nathan Quinn«, rief sie über die Schulter hinweg, und Nate hörte, wie ihre Stimme brach, als sie seinen Namen sagte. Er stieg in das Tauchboot hinab und sicherte die Luke über seinem Kopf.

Clay beobachtete durch die große Plexiglasblase vorn am Bug, wie Amy fortging.

»Wohin will Amy denn?«

»Sie kann nicht mit nach Hause kommen, Clay.«

»Aber es geht ihr gut?«

»Es geht ihr gut.«

»Und dir?«

»Ging schon mal besser.«

Sie schwiegen auf der langen Fahrt durch die Kompressions-schleusen ins Meer hinaus, nur mit dem Brummen elektrischer Motoren und dem tiefen Summen der Instrumente um sie her-um. Die Lichter des Tauchboots erhellten kaum die Höhlenwän-de, aber alle hundert Meter kamen sie zu einer großen, rosigen Scheibe aus lebendigem Gewebe, wie eine gigantische Seeane-mone, die sich öffnete, um sie passieren zu lassen, und sich gleich wieder schloss, um die Durchfahrt zu sperren. Nate sah, wie die Druckanzeige jedes Mal etwas anstieg, wenn sie eines der Tore passierten, und da wurde ihm bewusst, dass er keineswegs dabei war zu entkommen. Das Goo wusste genau, wo und wer sie waren, und es ließ sie gehen.

»Du wirst mir doch erklären, was das alles hier zu bedeuten hat, oder?«, fragte Clay, ohne sich von den Kontrollanzeigen abzuwenden.

Nate schreckte aus seinen Gedanken auf. »Clay, ich kann es gar nicht glauben ... ich meine, ich glaube es, aber ... Danke, dass du gekommen bist, um mich zu holen.«

»Na ja, ich hab es dir nie gesagt, und ich weiß auch, dass ich es vielleicht besser für mich behalten sollte, aber Loyalität bedeutet mir sehr viel.«

»Nun, ich respektiere das, Clay, und ich bin dafür sehr dank-bar.«

»Ach was, keine Ursache.«

Dann wurden sie beide etwas verlegen und taten, als kratze sie etwas im Hals, und sie mussten husten und sich eine Weile um ihre Atmung kümmern, obwohl die Luft in dem kleinen U-Boot gefiltert und befeuchtet und absolut sauber war.

38

Piraten

Nate stand bei Clay am erhöhten Steuerstand der *Clair*, als diese in den Au’au-Kanal einlief.

»Du solltest lieber Sonnencreme auftragen, Nate.«

Nate betrachtete seine Unterarme. Er hatte in Gooville fast seine ganze Bräune verloren, und er fühlte, wie die Sonne brannte, sogar durchs T-Shirt.

»Ja, sollte ich.« Er blickte nach Lahaina hinüber, diesen Hafen, den er schon tausendmal angelaufen hatte. Mit einem Schiff dieser Größe würden sie draußen vor der Hafenmauer ankern müssen, aber dennoch fühlte er sich, als käme er nach Hause. Der Wind war sanft und warm, das Wasser herzerwärmend blau, wie die Augen eines Neugeborenen. Ein Buckelwal zeigte etwa achthundert Meter nördlich von ihnen seine Fluke, und der Schwanz glitzerte in der Sonne, wie mit Pailletten besetzt.

»Die Saison dauert noch gut einen Monat«, sagte Clay. »Wir könnten immer noch was schaffen.«

»Clay, ich hab nachgedacht. Vielleicht könnten wir in dem, was wir tun, entschlossener vorgehen. Vielleicht etwas aktiver werden, walschutzmäßig gesehen.«

»Soll mir recht sein. Ich mag Wale.«

»Ich meine, jetzt haben wir die Mittel, und selbst wenn ich die Bedeutung der Gesänge nachweisen und irgendwie das Vokabular dechiffrieren könnte, lässt sich der Sinn doch nie belegen, ohne Gooville zu gefährden.«

»Das wäre keine gute Idee.« Auf der Rückfahrt hatte Nate ihm alles erklärt.

»Ich meine, es gibt keinen Grund, wieso man nicht gute, wissenschaftliche Arbeit leisten sollte und trotzdem ... du weißt schon –«

»Dem einen oder anderen in den Arsch treten.«

»Absolut!«

Clay nahm einen übertrieben griechischen Akzent an.
»Manchmal, Boss, muss man einfach seine Gürtel abschnallen und suchen Streit.«

»Zorba?«

»Yeah.« Clay grinste.

»Großartiges Buch«, sagte Nate. »Ist das die *Always Confused?*«

Clay nahm ein Fernglas und richtete es auf das Speedboot, das um die Hafenmauer von Lahaina gefahren kam und dabei mehr Welle machte, als im Hafen gern gesehen war. Kona fuhr die *Always Confused*.

»Mein Boot«, sagte Clay ein wenig bekümmert.

»Du wirst darüber hinwegkommen müssen, Clay.«

Kona ging auf parallelen Kurs zur *Clair*, als das Schiff die Maschinen stoppte, um Anker zu lassen. Er winkte und kreischte wie ein Irrer. »Irie, Bwana Nate! Das Löwe kehrt heim! Gepriesen sei die Gnade Jahs! Irie!«

Nate nahm die Stufen vom Steuerstand aufs Deck hinunter. Aller Ärger, den er dem Surfer gegenüber einmal empfunden haben mochte, war verflogen. Alles Bedrohliche, was er von seiner Seite befürchtet hatte, war dahin. Konas Unzulänglichkeiten, die Nate mit ihrer Kraft und Jugend provoziert haben mochten, zählten nun nicht mehr. Vielleicht war es an der Zeit, ihm ein Vorbild zu sein, keine Konkurrenz. Außerdem freute er sich wirklich, den Bengel zu sehen. »Hey, Kleiner, wie sieht's aus?«

»Jammin', Mann.«

»Das ist gut. Hast du Lust, Pirat zu werden?«

Da die Navy auf Maui nicht stationiert war, hatte man Captain L. J. Tarwater ein kleines Büro im Gebäude der Küstenwache angemietet, was bedeutete, dass die Öffentlichkeit hier – im Gegensatz zu offiziellen Navy-Stützpunkten – mehr oder weniger kommen und gehen konnte, wie sie wollte. Somit konnte es Tarwater nicht überraschen, als er sah, dass jemand durch seine Bürotür hereingeschlendert kam. Überraschend war nur, dass es sich dabei um Nathan Quinn handelte, den er für ziemlich ertrunken hielt und der einen Zwanzig-Liter-Glastank mit einer klaren Flüssigkeit bei sich hatte.

»Quinn, ich dachte, Sie seien auf See verschollen.«

»War ich auch. Man hat mich gefunden. Wir müssen uns unterhalten.« Er stellte den Tank auf Tarwaters Schreibtisch ab, was einen feuchten Ring auf den Unterlagen hinterließ, dann kehrte er um und schloss die Tür zum Vorzimmer.

»Hören Sie, Quinn, falls das hier irgendein schlechter Scherz werden soll, wie das Färben von Pelzen, verschwenden Sie Ihre Zeit. Ihr Typen tut gerade so, als wäre das Militär der Höllenfürst persönlich. Ich bin hier, um die Tiere zu studieren. Wir sind aus derselben Generation, genau wie die meisten Leute in der Navy, die das Gleiche tun wie ich. Wir wollen den Tieren nicht schaden.«

»Okay«, sagte Nate. »Wir haben hier nur zwei Dinge zu besprechen. Dann zeige ich Ihnen was.«

»Was ist in dem Glas da? Hoffentlich nicht Kerosin oder so was.«

»Es ist Meerwasser. Ich habe es vor zehn Minuten vom Strand holt. Machen Sie sich keine Gedanken. Passen Sie auf: Erstens werden Sie Ihre Studie beenden und entschieden dafür eintreten, dass dieses Torpedo-Testgebiet nicht in unserer Schutzzone eingerichtet wird. Sie werden es verhindern. Die Tiere tauchen sehr wohl in großen Tiefen, so dass die Detonationen ihnen

schaden könnten. Außerdem lösen Sie diese Explosionen nicht aus, um unser Land zu verteidigen, sondern damit ihr Jungs mal üben könnt, und Sie *werden* den Tieren damit schweren Schaden zufügen!«

»Es gibt keinen Beweis dafür, dass sie je tiefer als siebzig Meter tauchen.«

»Den wird es geben. Ich warte auf Markierungssender vom Festland. In einem Monat habe ich die Daten.«

»Trotzdem ...«

»Schnauze«, sagte Nate, dachte kurz nach und fügte dann hinzu: »Bitte.« Dann fuhr er fort: »Zweitens müssen Sie alles in Ihrer Macht Stehende dagegen unternehmen, dass dieses Niedrfrequenz-Sonar hier getestet wird. Wir wissen, dass es Tiefseejäger wie den Schnabelwal tötet, und es besteht die Wahrscheinlichkeit, dass es auch die Buckelwale verletzt, und das darf unter keinen Umständen geschehen.«

»Und wieso sollten wir das tun?«

»Sie wissen doch, woran ich in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren gearbeitet habe, oder?«

»Sie haben den Gesang der Buckelwale studiert. Sinn und Zweck darin gesucht.«

»Ich habe ihn gefunden, Tarwater. Es ist ein Gebet. Die Sänger beten.«

»Das ist grotesk. Woher wollen Sie das wissen?«

»Ich bin mir sicher. Absolut sicher. Ich weiß, dass es ein Gebet ist und dass die Torpedobasis und das LFA-Sonar gottesfürchtigen Tieren schaden wird.« Nate machte eine Pause, um das sacken zu lassen, aber Tarwater sah ihn nur an wie ein nerviges Nagetier, das sich ins Haus geschlichen hatte.

»Wie um alles in der Welt wollen Sie das wissen, Quinn?«

»Weil ihre Gebete beantwortet werden.« Nate nahm ein Diktiergerät aus seiner Hemdtasche und stellte es neben das Meer-

wasser auf den Tisch. Zuvor hatte er etwas vom Goo hineingemischt. Er drückte den Startknopf, und Buckelwalgesang erfüllte das Büro.

»Das ist doch lächerlich«, sagte Tarwater.

»Passen Sie auf«, sagte Nate und deutete aufs Wasser, das zu wirbeln begann, sodass sich ein winziger, rosafarbener Strudel in der Mitte bildete.

»Lassen Sie mich in Frieden. Ihre Zaubertricks können mich nicht beeindrucken, Quinn.«

»Passen Sie auf«, sagte Nate noch einmal. Vor ihren Augen weitete sich der rosafarbene Strudel aus, während der Walgesang andauerte, bis das halbe Glas ein schwimmender, rosiger Fleck war. Dann stellte Nate das Band ab.

»Na und?«, sagte Tarwater.

»Sehen Sie genauer hin.« Nate öffnete das Glas, griff hinein, holte etwas von dem Rosigen heraus und warf es auf Tarwaters Schreibtisch. Winzige Garnelen – keine länger als drei Zentimeter – zappelten auf der Schreibunterlage herum. »Krill«, sagte Nate.

Tarwater sagte keinen Ton. Er betrachtete den Krill, dann nahm er ein paar davon in die Hand und untersuchte sie genauer.

»Das ist Krill.«

»Richtig.«

»Na, das kommt doch aus einem Yps-Heft, oder? Sie hatten Eier von Salzwasser-Garnelen da drin.«

»Nein, Captain Tarwater. Hatte ich nicht. Die Buckelwale beten Gott antwortet und gibt ihnen Futter. Wir könnten dies kleine Experiment noch hundert Mal wiederholen, und das Wasser wäre am Anfang klar und am Ende voller Krill. Glauben Sie mir, ich habe es versucht.« Und das hatte er auch. Das kleine bisschen Goo im Wasser erschuf den Krill aus dem anderen Leben, das darin enthalten war, den allgegenwärtigen SAR-II-

Bakterien, die in jedem Tropfen Meerwasser auf dem Planeten schwammen.

Tarwater hielt den Krill hoch. »Aber ich dachte, die fressen nichts, wenn sie hier sind.«

»Sie denken in zu kleinem Maßstab. Die Tiere fressen vier Monate lang überhaupt nichts, und dann tun sie nichts anderes mehr. Sie denken voraus – so wie man vielleicht ans Frühstück denkt, bevor man abends zu Bett geht. Ist eigentlich auch egal. Sie, Captain, müssen alles unternehmen, um die Torpedobasis und die LFA-Tests zu verhindern.«

Tarwater fehlten die Worte. »Ich bin nur ein Captain.«

»Aber Sie sind ein ehrgeiziger Captain. Innerhalb von zehn Stunden könnte ein Glas Meerwasser auf einem Schreibtisch im Verteidigungsministerium stehen. Wollen Sie wirklich Ihrer Regierung erklären müssen, dass Sie ein Tier töten wollen, das zu Gott betet? Besonders der *jetzigen* Regierung?«

»Nein, Sir, das möchte ich nicht«, erwiderte Tarwater und sah entschieden ängstlicher aus als noch einen Augenblick zuvor.

»Ich wusste, dass Sie ein intelligenter Mann sind. Und sollten Sie diese Angelegenheit regeln können, wird niemand je wieder etwas von meinem Wasserglas zu sehen bekommen.«

»Ja, Sir«, sagte Tarwater eher aus Gewohnheit als aus Respekt.

Nate nahm sein Diktiergerät und das große Glas und ging hinaus, wobei er in sich hineingrinsten und an die betenden Buckelwale dachte. *Natürlich ist es im Grunde nicht wirklich ein Gott, dachte er, aber sie beten tatsächlich, und ihr Gott flüttert sie auch.*

Er machte sich auf den Weg nach Papa Lani, um ein paar Anrufe zu tätigen und den Bericht zu schreiben, der Jon Thomas Fullers Hoffnung torpedieren würde, auf Maui einen Streichelzoo für gefangene Delfine errichten zu dürfen.

Das Werk eines Piraten ist nie getan.

Drei Monate später erreichte die *Clair* auf ihrem Weg in die Antarktis die kalten Küstengewässer vor Chile, unterwegs, um das japanische Walfangschiff *Kyo Maru* abzufangen, es aufzuhalten, zu belästigen und ihm ganz allgemein das Leben schwer zu machen. Clay stand am Ruder, und als das Schiff einen bestimmten Punkt auf dem GPS-Empfänger erreicht hatte, gab er das Kommando, die Maschinen abzustellen. Es war ein sonniger Tag, ungewöhnlich ruhig für diesen Teil des Pazifiks. Das Wasser war so dunkelblau, dass es beinahe schwarz zu sein schien.

Clair war unter Deck in ihrer Kabine. Sie war fast die ganze Zeit über seekrank, hatte aber trotz aller Übelkeit darauf bestanden, mitzukommen, wobei sie den Kapitän mit ihren messerscharfen Überredungskünsten bearbeitet hatte. (»Wer hat hier den Hintern? Also dann, hilf mir packen.«)

Nate stand vorn am Bug und hielt Elizabeth Robinson im Arm. Über ihnen baumelte ein Sechs-Meter-Schlauchboot mit verstärktem Rumpf an einem Kran, bereit zu Wasser gelassen zu werden, sobald es gebraucht wurde. Am Heck, wo auch das Tauchboot untergebracht war, gab es noch ein weiteres Schlauchboot. Oben, auf dem erhöhten Steuerstand, überschaute Kona das Meer mit einem Großfernglas auf einem schweren Eisenstativ, das an die Reling geschweißt war.

»Da ist einer. Tausend Meter.«

Clay kam zu Kona auf den Laufgang. Alle blickten sie nach Steuerbord, wo die Restwolke einer Fontäne über den stillen Fluten hing.

»Noch einer!«, rief Clay und deutete auf einen zweiten Wal, näher am Schiff, beim Backbordbug.

Dann fingen sie an, in die Luft zu schießen wie eine Kettenreaktion: Fontänen unterschiedlicher Form, Höhe und Winkel – mächtige Explosionen von Gischt, so nah am Schiff, dass die Decks vor Nässe glänzten. Dann rollten die Rücken der großen

Wale im Wasser um sie herum, graue und schwarze und blaue, Hügel von feuchtem Fleisch auf allen Seiten, bewegten sich langsam, dann lagen sie still im Wasser. Nate und Elizabeth traten an die Bugreling und betrachteten eine Gruppe von Pottwalen, die nur wenige Meter vor dem Bug faul im Wasser lagen. Daneben trieb ein breiter Nordkaper, schwankte in der sanften Dünung, und nur ein langsames Winken mit dem Schwanz verriet, dass er noch lebte. Er rollte sich auf die Seite, und sein Auge wölbte sich hervor, als er sie ansah.

»Bist du okay?«, fragte Nate Elizabeth und drückte ihre Schulter. Es war das erste Mal seit vierzig Jahren, dass sie wieder auf See war. Sie hielt eine braune Papiertüte in Händen.

»Sie kommen erstaunlich nah heran. Das hatte ich ganz vergessen.«

»Warte ab.«

Mittlerweile hatten sich wohl hundert Tiere unterschiedlicher Spezies um das Schiff versammelt; die meisten lagen auf der Seite, ein Auge glubschte in die Luft. Ihre Fontänen kamen in synkopiertem Rhythmus, wie Zylinder einer gewaltigen Maschine, die nacheinander zündeten.

Kona sprang neben Clay auf und ab, pries Jah und lachte jedes Mal, wenn eines der Tiere atmete oder mit dem Schwanz schlug. »Irie, meine waligen Freunde!«, rief er und winkte den Tieren zu. Clay widerstand nur schwer dem Drang, seine Kameras zu nehmen und zu fotografieren oder zu filmen. Es fühlte sich an, als müsste er sehr, sehr dringend pinkeln, aber aus den Augen.

»Nate«, rief Clay, und er deutete auf ein Netz aus Blasen, das sich etwas außerhalb des Ringes treibender Wale bildete. Sie hatten so etwas Dutzende Male in Alaska und Kanada gesehen: Ein Buckelwal schwamm Kreise und gab einen Strom von Luftblasen von sich, um einen Fischschwarm zusammenzutreiben, während sich andere in die Mitte stürzten, um die Fische zu fangen. Der Kreis aus Blasen wurde an der Oberfläche immer

deutlicher, als würde das Wasser kochen, und dann durchbrach ein einzelner Buckelwal den Ring, erhob sich gänzlich aus dem Wasser und verursachte einen weiten Krater aus Gischt und Spritzern.

»Heilige Mutter Gottes!«, sagte Elizabeth. Ängstlich verbarg sie ihr Gesicht in Nates Jacke, dann sah sie eilig wieder hin, um ja nichts zu verpassen.

»Sie geben gern an«, sagte Clay.

Die dümpelnden Wale paddelten träge aus dem Weg, machten einen Korridor zum Schiff frei. Der Buckelwal schwamm dem Bug entgegen, mit dem knorrigen Gesicht über Wasser. Dann war er nur noch zehn Meter vom Bug entfernt. Das Tier hob sich aus den Fluten und öffnete sein Maul. Amy kam auf die Beine. Neben ihr stand James Poynter Robinson.

»Hey, kriegen wir vielleicht eine Leiter hier runter?«, rief Amy.

»Geprisesen sei die Gnade Jahs«, sagte Kona. »Das Sahneschnittchen kommt nach Hause.«

Nate warf ein Frachtnetz über die Seite, dann kletterte er halb hinunter und zog Amy aufs Netz. Dort hielt er sie, während das Schiff in der leichten Dünung schwankte und sie versuchte, ihn zu küssen, wobei sie ihm fast einen Zahn abbrach.

»Hilf mir mit Elizabeth«, sagte Nate.

Gemeinsam schafften sie die Komische Alte am Frachtnetz hinunter und übergaben sie ihrem Mann, der auf der Zunge des Wales stand und seine Braut umarmte, nachdem er sie vierzig Jahre nicht gesehen hatte.

»Du siehst so jung aus«, sagte Elizabeth.

»Da lässt sich was machen«, erwiderte er.

»Wirst du altern?«

»Nein.« Er sah sich nach Nate um und salutierte. Nate hörte das Kichern der Bengel drinnen im Wal.

»Ich habe dir ein Pastrami-Sandwich mit dunklem Brot mitgebracht«, sagte sie.

Poynter nahm die Papiertüte entgegen, als überreiche man ihm den Heiligen Gral.

Nate und Amy kletterten am Frachtnetz hinauf und standen am Bug, während sich der Wal zurückzog.

»Danke, Nate«, sagte die Komische Alte und winkte. »Danke, Clay.«

Nate lächelte. »Wir sehen uns bald wieder, Elizabeth.«

»Auf jeden Fall«, sagte Amy, während sich das Walschiff schloss und in den Fluten abtauchte.

»Ich weiß.«

»Ich muss alle paar Monate hierher zurück.«

»Ich weiß.«

»Bis in alle Ewigkeit.«

»Ja, ich weiß.«

»Ich bin jetzt der neue Colonel. Ich hab da unten irgendwie das Sagen, denn in gewisser Weise bin ich ja die Tochter ihres Gottes. Wir werden also auch da unten sein müssen.«

»Muss ich jetzt ›Colonel‹ zu dir sagen?«

»Wie? Hast du damit ein Problem?«

»Nein, soll mir recht sein.«

»Du bist dir darüber im Klaren, dass das Goo tatsächlich jeden Augenblick die Menschheit auslöschen könnte?«

»Jep. So wie es schon immer war.«

»Und du weißt, wenn ich hier draußen lebe, werde ich nicht immer – du weißt schon – so aussehen?«

»Ich weiß.«

»Aber ich werde immer knackig bleiben, und du ... du wirst immer ein hoffnungsloser Freak sein.«

»Action-Freak«, korrigierte Nate.

»Ha!«, sagte Amy.

ANMERKUNGEN DES AUTORS

Wissenschaft und Zauberei

»Wissenschaft, von der man nichts versteht, sieht immer aus wie Zauberei«, sagt Kona in Kapitel 30. Normalerweise halte ich mich lieber an die Magie, weil man dafür nicht so viel Mathe braucht, aber für *Flossen weg!* war es unerlässlich, etwas Wissenschaft mit einfließen zu lassen. Da so vieles in *Flossen weg!* dem Reich der Magie entstammt, empfinde ich es nur als fair, Ihnen – edler Leser – eine Vorstellung davon zu vermitteln, was hier Fakt ist und was nicht.

Der Wissensstand im Bereich der Cetologie – speziell zu Fragen der Verhaltensforschung – wächst in derart atemberaubendem Maße, dass man kaum noch sicher sein kann, ob das, was gestern stimmte, auch heute noch gilt. (Das ist in meinem Leben nicht viel anders – von daher passte es ganz gut.) Kaum vierzig Jahre beschäftigt sich die Wissenschaft nun mit den Buckelwalen, und erst im letzten Jahrzehnt entstanden Studien, mit deren Hilfe nach einer Verbindung zwischen dem Gesang und sozialer Interaktion geforscht wurde. (In diesem Zusammenhang ist die Frage berechtigt: *Was kann bei einem Tier, dessen Stimme Tausende Kilometer weit reicht, als Interaktion gelten!*) Während ich diese Zeilen schreibe – im September 2002 – ist manches, was den Gesang der Buckelwale angeht, nach wie vor ein Rätsel. (Auch wenn die Wissenschaft sehr wohl weiß, dass er sowohl in den New-Age-Abteilung von Musikgeschäften als auch in tropischen Gewässern zu finden ist. Dafür gibt es keine vernünftige Erklärung. Allerdings hat man bisher noch keine Buckelwale in der New-Age-Abteilung eines Plattenladens aufgescheucht.)

Niemand hat bislang den Paarungsakt der Buckelwale gesehen, geschweige denn gefilmt, und wenn es auch den Anschein haben mag, als hätte der Gesang etwas mit der Paarung zu tun,

da nur die Bullen singen, und das auch nur während der Paarungszeit, konnte bisher noch niemand eine direkte Verbindung zwischen dem Gesang und der Paarung nachweisen. Theorien gibt es mehr als genug: Die Bullen markieren ihr Territorium, sie dokumentieren mit dem Gesang, wie groß und stark sie sind, sie rufen ihre Freunde, sie sagen nur »Huhu« – alles ist möglich, oder nichts davon. Tatsache bleibt, dass es sich beim Gesang der Buckelwale – ungeachtet seines Zwecks – um die komplexeste nichtmenschliche Komposition auf Erden handelt. Egal ob Kunst, Gebet oder Paarungsruf, es ist ein ganz erstaunliches Erlebnis, Zeuge dieses Gesangs zu werden. Vermutlich wird es – selbst wenn die Wissenschaft eine Erklärung gefunden hat – ein magischer Moment bleiben, sobald sie ihre Stimme erheben.

Vom Gesang mal abgesehen, entspricht doch vieles der Wahrheit, was in *Flossen weg!* zum Verhalten und zur Biologie der Wale beschrieben wird – zumindest soweit wie möglich, ohne die Geschichte allzu sehr zu überfrachten. (Ausgenommen die Walschiffe, die Walbengel und der Hinweis darauf, dass alle Killerwale Kevin heißen. Das habe ich mir ausgedacht. In Wahrheit heißen alle Killerwale Sam. Ha!) Die akustischen Daten und deren Analyse sind im Großen und Ganzen Kokolores. Zwar sammeln Wissenschaftler ihre Daten tatsächlich auf die beschriebene Art und Weise, aber deren Analyse ist ein Produkt meiner Fantasie. Anmerken möchte ich allerdings, dass sich niederfrequente Walrufe im Wasser tatsächliche Tausende Kilometer weit fortpflanzen.

Es stimmt, dass sich die Walforscher jeden Winter im Hafen von Lahaina drängen, und es stimmt auch, dass regelmäßig Vorträge im Besucherzentrum der Schutzstation stattfinden, aber die Bosheit, die Rivalität und die beschriebenen Spannungen zwischen den Forschern entsprechen nicht der Wahrheit, ebenso wenig wie die Beschreibungen und Charaktere der einzelnen Figuren. Spannungen zwischen Neurotikern sind einfach interessanter als die Beschreibung engagierter Profis, die ihre Arbeit

tun und gut miteinander auskommen, was in Wahrheit der Fall ist. Im Zweifel sollte man einfach davon ausgehen, dass ich mir das alles ausgedacht habe.

SCHUTZ

Wir sollten keine Wale töten, denn sie beflügeln unsere Phantasie.

Dr. James Darling

Hey, ich dachte, sie wären schon gerettet! Niemand hört gern: »*Wir freuen uns, dass Ihnen unsere Geschichte über den Regenwald mit den vielen niedlichen Tieren und den reizenden Eingeborenen gefallen hat, DENN NÄCHSTE WOCHE WIRD DAS ALLES NUR NOCH VERKOHLTE WÜSTE SEIN!*« Ich tue es auch nur ungern, aber Sie sollten wissen, dass viele Informationen über den Schutz der Wale unzutreffend sind. Die Tiere sind noch nicht wirklich gerettet.

Japaner und Norweger gehen nach wie vor auf Walfang und töten mit offizieller Genehmigung jährlich bis zu fünfhundert Minkwale zu »Forschungszwecken« (das Fleisch landet auf europäischen und asiatischen Märkten). Trotz gegenteiliger Argumente der Verfechter eines »freien Marktes« ist der Walfang in Japan keineswegs ein gewinnbringendes Geschäft. Er wird von der Regierung subventioniert, und um die Nachfrage zu schüren, verteilt man Walfleisch an den Schulen, damit sich die Kinder an den Geschmack gewöhnen. (Guter Gedanke. Sehnen wir uns nicht alle nach der Kantinenküche unserer Jugend? Mmmh, Erbsenbrei.) Verdeckt arbeitende Biologen (Spionage-Freaks) haben mit Hilfe von DNS-Proben Fleisch gefährdeter Spezies (darunter auch vom Blauwal) in Walfleischdosen gefunden, die mit »Minkwalfleisch« beschriftet waren. (Also tötet jemand Blauwale.)

Von Forschungszwecken abgesehen, ist das Fangverbot, das die Internationale Walfangkommission für große Wale ausgesprochen hat, nach wie vor in Kraft, aber mehrere Nationen versuchen mit aller Kraft, dieses Verbot aufzuheben, und finanzieren Studien, die beweisen sollen, dass sich die Population der großen Wale – einschließlich der Buckel- und Grauwale – soweit erholt hat, dass die Jagd wieder beginnen kann. Die amerikanische Position in der Internationalen Walfangkommission (IWC) wird erheblich durch den Umstand geschwächt, dass man für den Eingeborenenwalfang eintritt – die Jagd eingeborener Völker zur Existenzsicherung. In Wahrheit zielen die Argumente der Eingeborenen, die sich für den Walfang einsetzen, nur selten auf die Existenzsicherung ab, sondern eher darauf, dass die Jagd eine »kulturelle Tradition ihres Volkes ist, die erhalten werden muss«. Das ist natürlich kompletter Schwachsinn. Bei Amerikanern europäischer Herkunft hat es Tradition, Völkermord an Eingeborenen zu begehen, was aber nicht beachtet, dass wir damit jetzt wieder anfangen sollten. Nicht alle alten Ideen sind auch gute Ideen.

Es stimmt zwar, dass sich manche Walspezies zu erholenscheinigen (Grau- und Buckelwal), aber andere Populationen haben nach wie vor zu kämpfen, und manche – wie der Nordamerikanische Glattwal – könnten demnächst von unserem Planeten verschwunden sein (nicht wegen des Walfangs, sondern – wie ein Walforscher sagt, dessen Namen ich nicht nennen möchte – »weil sie dumm wie Brot sind und nicht aus dem Weg gehen, wenn sie ein Schiff kommen hören.« Verdammtd, ich lande fast im nächsten Graben, wenn mir ein Eichhörnchen vor den Kühler läuft, und von denen gibt es Millionen. Allerdings kann ich mir kaum vorstellen, dass ich einen schlingernden Supertanker gefährden würde, um einem der letzten Glattwale auszuweichen.) Jüngste Untersuchungen gehen davon aus, dass es auf der ganzen Welt keine dreihundert Nordamerikanischen Glattwale mehr gibt. (Es lassen sich nur Schätzungen anstellen, weil die

Wissenschaftler nicht genügend Tiere finden, als dass sie ernstlich was zu zählen hätten – und wenn man ein Tier findet, muss man wahrscheinlich auf Teufel komm raus loszählen und dann mit Algorithmen und Computerprojektionen extrapolieren.) Glücklicherweise jedoch erholen sich manche Populationen, und obwohl die japanische Regierung anscheinend eine Bande von Großwildjägern ist, scheint die japanische Bevölkerung die Wale lieber zu beobachten als zu essen, so dass der Druck, die Jagd fortzusetzen, auf Dauer abnehmen dürfte.

Der Hammer dabei ist vermutlich, dass die größte Bedrohung für Meeressäuger durch den Verlust ihres Lebensraums und die Verschmutzung – und nicht durch die Jagd – entstehen dürfte. (Ja, aber ... Verlust des Lebensraums? Haben die nicht den ganzen Ozean zur Verfügung?) Größtenteils sind unsere Meere große, nasse Wüsten mit Millionen Quadratkilometern, in denen das Leben rar gesät ist. Es war abzusehen, dass die menschliche Bevölkerung früher oder später mit den Meeressäugern um die Nahrungsquellen konkurrieren würde, und angesichts größerer Nachfrage und verbesserter Fangmethoden sind einst reiche Fischgründe irgendwann tot und leer wie kahl geschlagene Wälder. Hydroelektrische Dämme, mit denen die Wanderung von Lachsen und anderen Spezies in ihre Laichgebiete verhindert werden soll, nehmen schon jetzt Einfluss auf die Populationen der Meeressäuger, die sich von ausgewachsenen Lachsen ernähren.

Die Verschmutzung durch Industrie und Landwirtschaft gelangt früher oder später ins Meer. Nun sollte man annehmen, dass die ungeheure Wassermenge diese Chemikalien verdünnt, und das geschieht auch – bis die Chemikalien von einem Mechanismus eingesammelt werden, der sich »Nahrungskette« nennt. Neuere Studien von Gewebeproben einiger Zahnwale (Killerwale und Delfine, die weit oben in der Nahrungskette stehen), ergaben ein so hohes Maß an Toxinen, dass der Speck dieser Tiere als Sondermüll gilt. Momentan werden Studien

erstellt, die ergründen sollen, ob die abnehmende Population der Meeressäuger an der Westküste Nordamerikas nicht vielleicht auf die niedrigeren Geburtsraten und das geschwächte Immunsystem der Tiere zurückzuführen ist, die sich von vergiftetem Fisch ernähren. (Ach ja: Raten Sie mal, wer noch ganz oben in der Nahrungskette steht?)

Sie brauchen Hilfe? Passen Sie auf: Sich Sorgen um den Zustand unserer Meere zu machen, heißt nicht, dass man irgendwie durchgeknallt ist, ein Weichei und Baum-Umarmer, sondern es heißt, dass man nachdenkt. Die Gesundheit allen Lebens auf diesem Planeten hängt von der Gesundheit der Meere ab. Es ist ein stetes Geben und Nehmen. (Sogar jemand, der für das Prinzip von Angebot und Nachfrage eintritt, muss zugeben, dass es kein Angebot und entsprechend keine Nachfrage mehr geben wird, wenn ein Fisch erst wegen Überfischung ausgestorben ist.) Achten Sie also darauf, was Sie essen, und nehmen Sie keinen gefährdeten Fisch zu sich (den Schwarzen Seehecht beispielsweise). Und schütten Sie beim Ölwechsel Ihr altes Öl nicht in den Gully, es sei denn, Sie wollen, dass Ihr nächster Krabbensteller nach Motoröl schmeckt. Oder gefällt Ihnen vielleicht die Vorstellung, dass Ihre eigenen Kinder mit Flossen zur Welt kommen?

Und sehen Sie sich ein paar Wale an. Keine gefangenen Tiere, sondern wilde. Am Ende dreht sich immer alles nur ums Geld, und solange es profitabler ist, wenn sich die Menschen Wale ansehen wollen, wird es diese Tiere geben. Falls Sie nicht am Meer leben und auch nicht hinfahren können, kaufen Sie sich ein Wal-Video. Es kann bestimmt nicht schaden.

Ansonsten schreien sie einfach wahllos irgendwelche Leute an, dass sie aufhören sollen, die Wale zu töten. Es könnte sich durchsetzen. Bestimmt.

(»Möchten Sie vielleicht Pommes dazu?«

»Schnauze! Hört auf, Wale zu töten!«

»Danke vielmals. Fahren Sie weiter, bitte.«)

DANKSAGUNGEN

Zuallererst gilt mein Dank meiner angestammten Mannschaft: Charlee Rodgers für aufmerksames Lesen und stichhaltige Kommentare, meiner Lektorin Jennifer Brehl und meinem Agenten Nicholas Ellison, der vor ein paar Jahren sagte: »Hey, wie wäre es mit einem Buch über Walgesänge? Ich weiß nicht ... ange nommen, sie hätten einen Sinn. Lass dir was einfallen.« Etwaiges Lob oder Vorwürfe diesbezüglich gehen an Nick. Wie immer gilt mein Dank Dee Dee Leichtfuss, meiner »freischaf fenden Leserin«. Vielen Dank auch an Galen und Lynn Rathbun dafür, dass sie ihre Studien zur Rüsselspitzmaus unterbrachen, um mir Einblicke in das Leben der Feldforscher zu gewähren und den Kontakt zu den Leuten bei der NOAA (National Oceanic and Atmosphere Administration) herzustellen.

Mein Dank gilt Kurt Preston für geologische Informationen, Dr. David Kirkpatrick für Informationen zur Genetik, Mark Joseph für seine telefonische »Einführung ins Sonar«, und Bret Huffman für hilfreiche Hinweise zum Rasta-Pidgin-Slang.

Der Hintergrund zu Genen, Evolution und Memen stammt aus den Büchern von Richard Dawkins: *Das egoistische Gen*, *Der blinde Uhrmacher* und anderen; außerdem aus Daniel Dennetts Buch *Darwins gefährliche Idee* und aus Susan Blakmoores ausgezeichnetem Werk *The Meme Machine*. Diese Titel kann ich zum weiteren Lesen nur empfehlen. Wenn Sie damit durch sind, könnte es allerdings sein, dass Sie ein paar von meinen Büchern lesen und viel fernsehen müssen, damit Sie am Ende wieder blöd genug sind, um in der modernen Welt funktionieren zu können. Glücklicherweise bin ich in dieser Hinsicht hochbe gatt und schon bald genesen, danke der Nachfrage.

Den Algorithmus zur Längenberechnung, von dem im ersten Kapitel die Rede ist, hat Dr. John Calambokidis vom Cascadia

Research Collective entwickelt. Sowohl dafür als auch für viele andere Beiträge auf diesem Gebiet gebührt ihm unsere Anerkennung.

Viele Anekdoten, die ich für *Flossen weg!* verwendet habe, wurden mir von den Forschern selbst zugetragen. Die Geschichte von den japanischen Walfängern, denen der Anblick einer Pottwalkuh mit ihrem Kalb zu Herzen ging (Kapitel 30), hat mir Bob Pittman von Southwest Fisheries Science Center erzählt. Die Geschichte vom Pacific-Biological-Research-Project, bei dem das Militär eine Machbarkeitsstudie finanzierte, um die Verwendung von Seevögeln als Träger biologischer Waffen zu studieren, habe ich von Bobs Frau Lisa Ballance, die ebenfalls im Southwest Fisheries Science Center der NOAA arbeitet.

Vielen Dank auch an Dr. Wayne Perryman von der NOAA, der mir stundenlang Geschichten erzählt und mich mit Informationen über das Alltagsleben der Forscher ausgestattet hat. Danke außerdem an Dr. Perryman dafür, dass er mich eingeladen hat, in Kalifornien persönlich an den Beobachtungen der Grauwale teilzunehmen, ohne dass ich jedes Mal die Pizza holen musste.

Vielen Dank an Jay Barlow vom Southwest Fisheries Science-Center der NOAA für Informationen zu Forschungsprojekten der Navy und den Beziehungen zwischen Forschern und Navy. Das meiste davon musste ich leider weglassen, um Captain Tarwater nach Maui versetzen zu können, aber trotzdem: Danke, Jay!

Mein Dank gilt auch Carol DeLancey vom Marine Mammal Program der Oregon State University, die mir die grandiose Geschichte von der Glattwalkuh erzählte, die das Schlauchboot einiger Forscher als Diaphragma benutzte, während die Forscher von herumtastenden Walpimmeln attackiert wurden (Kapitel 8) – was Dr. Bruce Mate tatsächlich passiert ist. Allerdings habe ich es etwas ausgeschmückt, denn ich glaube nicht, dass die

Bullen in das Boot ejakuliert haben – und aus Dr. Mate ist auch keine Lesbe geworden.

Für Informationen zur Unterwasser-Akustik und zum Wesen und zur Reichweite von Blauwalrufen, wovon ich das meiste komplett ignoriert habe, danke ich Dr. Christopher G. Fox vom Hatfield Marie Science Center in Newport, Oregon. Chris' Beschreibung eines nicht identifizierbaren, anhaltenden Pulsierens tief unten im Pazifischen Ozean, irgendwo vor der chilenischen Küste, war die erste Inspiration für die unterseeische Stadt Gooville.

Für die Insidergeschichten zum Hafenleben in Lahaina und das Liebesleben der Forscherinnen geht mein Dank an Rachel Cartwright und Captain Amy Miller, die das Kuh/Kalb-Verhalten der Buckelwale studieren – im Winter auf Maui und im Sommer in Alaska.

Dank auch an Kevin Keyes, sowohl für seine Wal- und Delfingeschichten, als auch für die unendliche Geduld, mir das Kajakfahren auf dem Meer beizubringen – und das »Kaltwasser«-Sicherheitstraining, das mir wahrscheinlich bei dem Versuch, mich unter die Tiere zu mischen, das Leben gerettet hat.

Schließlich danke ich von ganzem Herzen Dr. Jim Darling, Flip Nicklin und Meagan Jones, die mir zwei Winter lang erlaubt haben, mitzufahren und sie bei ihren Forschungen auf Maui zu beobachten. Darüber hinaus haben sie großzügig ihre Zeit geopfert, um meine Fragen sowohl persönlich als auch per E-Mail zu beantworten. Während die meisten Informationen über Buckelwale und ihren Gesang in *Flossen weg!* von diesen Fahrten stammen, sind die Ungenauigkeiten und Freiheiten, die ich mir hinsichtlich der Informationen geleistet habe, einzig und allein auf meinem Mist gewachsen. Mit den Anekdoten und wissenschaftlichen Erkenntnissen, die ich bei diesen Leuten – die allesamt ihr Leben der Forschung auf diesem Gebiet widmen – aufgeschnappt habe, ließen sich ohne weiteres zwei Bücher füllen. Kurz gesagt, dieses Buch wäre ohne ihre Hilfe gar nicht

möglich gewesen. Freundlichere, intelligentere, engagiertere Menschen als diese wandeln nicht über das Antlitz unserer Erde.

Zur Unterstützung ihrer anhaltenden Forschungsarbeit über den Gesang und das Verhalten der Buckelwale schicken Sie Ihre steuerabzugsfähigen Spenden an:

Whale Trust
300 Paani Place
Paia, HI 96779